

rowohlt



DANIEL KEHLMANN

ROMAN

[Daniel Kehlmann](#)

[F](#)

Roman

 rowohlt
e-BOOK

Inhaltsübersicht

- [Der große Lindemann](#)
- [Das Leben der Heiligen](#)
- [Familie](#)
- [Geschäfte](#)
- [Von der Schönheit](#)
- [Jahreszeiten](#)
 - [1. Kapitel](#)
 - [2. Kapitel](#)
 - [3. Kapitel](#)

Der große Lindemann

Jahre später, sie waren längst erwachsen und ein jeder verstrickt in sein eigenes Unglück, wusste keiner von Arthur Friedlands Söhnen mehr, wessen Idee es eigentlich gewesen war, an jenem Nachmittag zum Hypnotiseur zu gehen.

Es war das Jahr 1984, und Arthur hatte keinen Beruf. Er schrieb Romane, die kein Verlag drucken wollte, und Geschichten, die dann und wann in Zeitschriften erschienen. Etwas anderes tat er nicht, aber seine Frau war Augenärztin und verdiente Geld.

Auf der Hinfahrt sprach er mit seinen dreizehnjährigen Söhnen über Nietzsche und Kaugummimarken, sie stritten über einen Zeichentrickfilm, der gerade im Kino lief und von einem Roboter handelte, der auch der Erlöser war, sie stellten Hypothesen darüber auf, warum Yoda so seltsam sprach, und sie fragten sich, ob wohl Superman stärker war als Batman. Schließlich hielten sie vor Reihenhäusern einer Straße in der Vorstadt. Arthur drückte zweimal auf die Hupe, Sekunden später flog eine Haustür auf.

Sein ältester Sohn Martin hatte die letzten beiden Stunden am Fenster gesessen und auf sie gewartet, schwindlig vor Ungeduld und Langeweile. Die Scheibe war von seinem Atem beschlagen, er hatte mit dem Finger Gesichter gezeichnet, ernste, lachende und solche mit aufgerissenen Mäulern. Wieder und wieder hatte er das Glas blank gewischt und zugesehen, wie sein Atem es mit feinem Nebel überzog. Die Wanduhr hatte getickt und getickt, warum dauerte es so lange? Wieder ein Auto, und wieder war es ein anderes, und wieder eines, und noch immer waren es nicht sie.

Und plötzlich hielt ein Auto und hupte zweimal.

Martin rannte den Flur entlang, vorbei an dem Zimmer, in das seine Mutter sich zurückgezogen hatte, um Arthur nicht sehen zu müssen. Vierzehn Jahre war es her, dass er leichthin und schnell aus ihrem Leben verschwunden war, aber noch immer quälte es sie, dass er existieren konnte, ohne sie zu brauchen. Martin lief die Stufen hinab, den unteren Flur entlang, hinaus und über die Straße – so schnell, dass er das heranrasende Auto nicht sah. Bremsen quietschten neben ihm, aber schon saß er auf dem Beifahrersitz, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, und jetzt erst setzte sein Herz einen Augenblick aus.

«Mein Gott», sagte Arthur leise.

Der Wagen, der Martin fast getötet hätte, war ein roter VW Golf. Der Fahrer hupte

sinnloserweise, vielleicht weil er spürte, dass es nicht anging, nach so einem Vorfall gar nichts zu tun. Dann gab er Gas und fuhr weiter.

«Mein Gott», sagte Arthur noch einmal.

Martin rieb sich die Stirn.

«Wie kann man so blöd sein?», fragte einer der Zwillinge auf der Rückbank.

Martin war es, als hätte sein Dasein sich gespalten. Er saß hier, aber zugleich lag er auf dem Asphalt, reglos und verdreht. Ihm schien sein Schicksal noch nicht ganz entschieden, beides war noch möglich, und für einen Moment hatte auch er einen Zwilling – einen, der dort draußen nach und nach verblasste.

«Hin könnte er sein», sagte der andere Zwilling sachlich.

Arthur nickte.

«Aber stimmt das auch? Wenn Gott noch etwas mit ihm vorhat. Was auch immer. Dann kann ihm nichts passieren.»

«Aber Gott muss gar nichts vorhaben. Es reicht, wenn er es weiß. Wenn Gott weiß, er wird überfahren, wird er überfahren. Wenn Gott weiß, ihm passiert nichts, passiert ihm nichts.»

«Aber das kann nicht stimmen. Dann wäre es egal, was man macht. Papa, wo ist der Fehler?»

«Gott gibt es nicht», sagte Arthur. «Das ist der Fehler.»

Alle schwiegen, dann ließ Arthur den Motor an und fuhr los. Martin spürte, wie sein Herzschlag sich beruhigte. Ein paar Minuten noch, und es würde ihm wieder selbstverständlich vorkommen, dass er am Leben war.

«Und in der Schule?», fragte Arthur. «Wie läuft es?»

Martin sah seinen Vater von der Seite an. Arthur hatte ein wenig zugenommen, seine Haare, damals noch nicht grau, waren wie immer so wirr, als wären sie noch nie gekämmt worden. «Mathematik fällt mir schwer, ich könnte durchfallen. Französisch ist immer noch ein Problem. Englisch nicht mehr, zum Glück.» Er sprach schnell, um möglichst viel zu sagen, bevor Arthur das Interesse verlor. «In Deutsch bin ich gut, in Physik haben wir einen neuen Lehrer, in Chemie ist es wie immer, aber bei den Experimenten –»

«Iwan», fragte Arthur, «haben wir die Eintrittskarten?»

«In deiner Tasche», antwortete einer der Zwillinge, und jetzt wusste Martin wenigstens, wer von den beiden Iwan war und wer Eric.

Er betrachtete sie im Rückspiegel. Wie jedes Mal kam etwas an ihrer Ähnlichkeit ihm falsch vor, übertrieben, wider die Natur. Und dabei sollten sie erst einige Jahre später damit beginnen, sich gleich zu kleiden. Diese Phase, in der es ihnen Spaß machte, nicht unterscheidbar zu sein, sollte erst in ihrem achtzehnten Jahr enden, als sie für kurze Zeit selbst nicht mehr sicher wussten, wer von ihnen wer war. Danach sollte sie immer wieder das Gefühl überkommen, dass sie sich einmal verloren hatten und seither jeder das Leben des anderen führte; so wie Martin nie mehr ganz den Verdacht loswerden sollte, dass er eigentlich an jenem Nachmittag auf der

Straße gestorben war.

«Glitz nicht so blöd», sagte Eric.

Martin fuhr herum und griff nach Erics Ohr. Beinahe hätte er es zu fassen bekommen, aber sein Bruder wich aus, packte seinen Arm und drehte ihn mit einem Ruck nach oben. Er schrie auf.

Eric ließ los und stellte fröhlich fest: «Gleich weint er.»

«Schwein», sagte Martin mit zitternder Stimme. «Blödes Schwein.»

«Stimmt», sagte Iwan. «Gleich weint er.»

«Schwein.»

«Selber Schwein.»

«Du bist das Schwein.»

«Nein, du.»

Dann fiel ihnen nichts mehr ein. Martin starrte aus dem Fenster, bis er sicher war, dass keine Tränen mehr kommen würden. Über die Schaufenster am Straßenrand glitt das Spiegelbild des Autos: verzerrt, gestreckt, zum Halbrund gekrümmt.

«Wie geht es deiner Mutter?», fragte Arthur.

Martin zögerte. Was sollte er darauf antworten? Arthur hatte diese Frage schon ganz zu Anfang gestellt, vor sieben Jahren, bei ihrer ersten Begegnung. Sehr hochgewachsen war sein Vater ihm vorgekommen, aber müde auch und abwesend, wie umgeben von feinem Nebel. Er hatte Scheu vor diesem Mann empfunden, aber zugleich, ohne dass er hätte sagen können, warum, auch Mitleid.

«Wie geht es deiner Mutter?», hatte der Fremde gesagt, und Martin hatte sich gefragt, ob das nun tatsächlich der Mann war, den er so oft in seinen Träumen getroffen hatte, immer in dem gleichen schwarzen Regenmantel, stets ohne Gesicht. Aber erst an diesem Tag in der Eisdiele, während er in seinem Früchtebecher mit Schokoladensauce stocherte, war Martin klargeworden, wie sehr er es genossen hatte, keinen Vater zu haben. Kein Vorbild, keinen Vorgänger und keine Last, nur die vage Vorstellung von jemandem, der vielleicht eines Tages auftauchen würde. Und das sollte er nun sein? Seine Zähne waren nicht sehr gerade, seine Haare waren wirr, auf seinem Kragen war ein Fleck, und seine Hände sahen verwittert aus. Ein Mann war das, der auch ein anderer hätte sein können; ein Mann, der aussah wie irgendeiner der vielen Menschen auf der Straße, in der Bahn, irgendwo.

«Wie alt bist du genau?»

Martin hatte geschluckt und es ihm dann gesagt: sieben Jahre.

«Und das ist deine Puppe?»

Martin brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass sein Vater nach Frau Müller gefragt hatte. Er hatte sie wie immer dabei, er hielt sie unter dem Arm, ohne darüber nachzudenken.

«Wie heißt sie denn?»

Martin sagte es ihm.

«Komischer Name.»

Martin wusste nichts zu antworten. Frau Müller hatte immer so geheißen, das war einfach ihr Name. Er bemerkte, dass seine Nase lief. Er blickte um sich, aber Mama war nicht mehr zu sehen. Sie hatte schweigend die Eisdiele verlassen, sobald Arthur hereingekommen war.

Wie oft Martin später auch an diesen Tag zurückdachte und wie sehr er sich bemühte, ihr Gespräch aus dem Dunkel seines Gedächtnisses zu holen, es wollte ihm nicht gelingen. Es lag wohl daran, dass er sich diese Unterhaltung vorher zu oft ausgemalt hatte und dass die Dinge, die sie tatsächlich zueinander sagten, schon kurz darauf mit jenen, die er in all den Jahren erfunden hatte, in eins geflossen waren: Hatte Arthur ihm wirklich gesagt, er habe keinen Beruf und bringe das Leben damit zu, über das Leben nachzudenken, oder war es nur so, dass Martin diese Antwort später, als er mehr über seinen Vater wusste, für die einzig passende hielt? Und konnte es sein, dass Arthur auf die Frage, warum er ihn und seine Mutter alleingelassen habe, wirklich entgegnet hatte, wer sich der Gefangenschaft, dem kleinen Leben, dem Mittelmaß und der Verzweiflung überantworte, der könne keinem anderen helfen, weil auch ihm nicht zu helfen sei, der bekomme Krebs, dessen Herz verfette, der lebe nicht lange und verwese bei noch atmendem Leib? Es war Arthur durchaus zuzutrauen, einem Siebenjährigen so eine Antwort zu geben, aber es kam Martin unwahrscheinlich vor, dass er sich wirklich getraut haben sollte, diese Frage zu stellen.

Nach drei Monaten erst war sein Vater wiedergekommen. Diesmal hatte er Martin von zu Hause abgeholt, in einem Auto mit zwei gespenstisch ähnlichen Jungen auf der Rückbank, im ersten Moment hatte Martin sie für eine optische Täuschung gehalten. Die beiden wiederum hatten ihn kurz mit großer und bald nur mehr mit mäßiger Neugier betrachtet, sie waren ganz konzentriert auf sich selbst, gefangen im Rätsel ihrer Verdoppelung.

«Wir denken ständig dasselbe.»

«Auch wenn es komplizierte Dinge sind. Ganz dasselbe.»

«Wenn man uns etwas fragt, fällt uns die gleiche Antwort ein.»

«Sogar wenn sie falsch ist.»

Dann hatten sie mit ein und derselben Stimme gelacht, und Martin war ein Schauer über den Rücken gelaufen.

Von da an hatten sein Vater und seine Brüder ihn regelmäßig abgeholt. Sie waren Achterbahn gefahren, sie hatten Aquarien mit schläfrigen Fischen besucht, sie waren durch die Wälder des Stadtrands gewandert, sie waren schwimmen gegangen in nach Chlor riechenden Becken voll Kindergeschrei und Sonnenlicht. Immer hatte man Arthur Mühe angemerkt, nie war er wirklich bei der Sache gewesen, und auch die Zwillinge hatten nicht sehr gut verborgen, dass sie nur mitkamen, weil sie es mussten. Obwohl Martin das klar erkannte, waren es die schönsten Nachmittage in seinem Leben gewesen. Beim letzten Mal hatte Arthur ihm einen bunten Würfel

geschenkt, dessen Seiten man verdrehen konnte, ein neues Spielzeug, eben auf den Markt gekommen. Bald schon hatte Martin Stunden damit verbracht, er hätte Tage damit verbringen können, er war ihm völlig verfallen.

«Martin!»

Er fuhr wieder herum.

«Schläfst du?»

Er überlegte, ob er noch einmal zuschlagen sollte, aber dann ließ er es lieber sein. Es half nichts, Eric war stärker.

Schade, dachte Eric. Er hätte Martin gerne eine Ohrfeige gegeben, dabei hatte er gar nichts gegen ihn. Es machte ihn bloß wütend, dass sein Bruder so kraftlos war, so leise und furchtsam. Außerdem nahm er ihm noch immer jenen Moment vor sieben Jahren übel, als ihre Eltern sie abends ins Wohnzimmer gerufen hatten, um ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.

«Lasst ihr euch scheiden?», hatte Iwan gefragt.

Ihre Eltern hatten erschrocken den Kopf geschüttelt und gesagt: Nein, nein, wirklich nicht, nein! Und Arthur hatte erzählt, dass es Martin gab.

Eric war so verblüfft gewesen, dass er sofort entschieden hatte, so zu tun, als fände er es komisch, aber gerade als er hatte Luft holen und lachen wollen, hatte Iwan neben ihm angefangen zu kichern. So war es eben, wenn man eins war und zugleich zwei und wenn kein Gedanke einem je ganz allein gehörte.

«Das ist kein Scherz», hatte Arthur gesagt.

Aber warum erst jetzt, hatte Eric fragen wollen. Nur war Iwan ihm schon wieder zugekommen: «Warum erst jetzt?»

Die Dinge seien manchmal schwierig, hatte Arthur geantwortet.

Hilflos hatte er zu ihrer Mutter gesehen, aber die hatte mit verschränkten Armen dagesessen und gesagt, auch Erwachsene seien nicht immer klug.

Die Mutter des anderen Jungen, hatte Arthur erklärt, sei nicht gut auf ihn zu sprechen, sie habe nicht gewollt, dass er seinen Sohn sehe, und er habe sich gefügt, offen gesagt, allzu bereitwillig, es habe die Dinge einfacher gemacht, und erst vor kurzem habe er seine Meinung geändert. Und jetzt werde er gehen und Martin treffen.

Noch nie zuvor hatte Eric ihren Vater nervös gesehen. Wer brauchte diesen Martin, dachte er, und wie hatte Arthur ihnen etwas so Lächerliches antun können?

Eric hatte schon früh gewusst, dass er anders sein wollte als sein Vater. Er wollte Geld verdienen, er wollte ernst genommen werden, er wollte nicht jemand sein, den man insgeheim bedauerte. Deshalb hatte er am ersten Tag in der neuen Schule den größten Jungen der Klasse angegriffen, ohne Warnung natürlich, die Überraschung hatte ihm den nötigen Vorteil verschafft: Eric hatte ihn zu Boden gestoßen, dann hatte er sich auf ihn gekniet, ihn an den Ohren gepackt und seinen Kopf dreimal auf den Fußboden geschlagen, bis er den Widerstand erlahmen fühlte. Dann erst, um des

Effektes willen, hatte er ihm einen gutgezielten Schlag auf die Nase versetzt, Nasenbluten verfehlte nie seine Wirkung. Und tatsächlich, der große Junge, der Eric jetzt schon leidgetan hatte, war in Tränen ausgebrochen. Eric hatte ihn aufstehen lassen, und der andere war schniefend davongetappt, ein sich rötendes Taschentuch vor dem Gesicht. Seither wurde Eric von der gesamten Klasse gefürchtet, und keiner merkte, wie viel Angst er hatte.

Denn es kam nur auf die Entschlossenheit an, das wusste er schon. Ob es die Lehrer waren, die anderen Schüler oder auch seine Eltern, alle waren sie uneins mit sich, alle gespalten und halbherzig, was immer sie auch taten. Einen, der wirklich auf sein Ziel losging, hielt keiner auf. Das war so sicher, wie es sicher war, dass zwei mal fünf zehn ergab oder dass man umringt war von Gespenstern, deren Schemen nur manchmal im Zwielficht sichtbar wurden.

«Ich habe mich verfahren», sagte Arthur.

«Nicht schon wieder», sagte Eric.

«Das ist doch ein Trick», sagte Iwan. «Weil du keine Lust hast.»

«Natürlich habe ich keine Lust. Aber ein Trick ist es nicht.»

Arthur fuhr an den Straßenrand und stieg aus. Warme Sommerluft strömte herein, Autos schossen vorbei, es roch nach Benzin. Draußen fragte er Leute nach dem Weg: Eine alte Frau winkte ab, ein Junge auf Rollschuhen hielt nicht einmal an, ein Mann mit großem Hut machte Handzeichen nach rechts, links, oben und unten. Eine Weile sprach Arthur mit einer jungen Frau. Sie legte den Kopf auf die Seite, Arthur lächelte, sie zeigte irgendwohin, Arthur nickte und sagte etwas, sie lachte, dann sprach sie, während er lachte, dann verabschiedeten sie sich, und sie berührte im Vorbeigehen seine Schulter. Immer noch lächelnd, stieg er ein.

«Hat sie es dir erklärt?», fragte Iwan.

«Sie war nicht von hier. Aber der Mann davor, der wusste es.»

Er bog zweimal ab, dann öffnete sich vor ihnen die Einfahrt eines Parkhauses. Besorgt starrte Eric in die Dunkelheit. Er würde nie jemandem erzählen können, wie schlimm jeder Tunnel, jede Höhle und jeder abgeschlossene Ort für ihn war. Iwan wusste es vermutlich dennoch, so wie es ja auch Eric immer wieder geschah, dass er statt eigener Gedanken die seines Zwillingsbruders dachte und Wörter in ihm auftauchten, die er nicht kannte. Auch passierte es häufig, dass er sich nach dem Aufwachen an Träume von sehr fremder Färbung erinnerte – Iwans Träume waren bunter als seine, sie waren auf eigentümliche Art weiter, die Luft schien besser darin. Und dennoch konnten sie Dinge voreinander verbergen. Eric hatte nie verstanden, weshalb Iwan sich vor Hunden fürchtete, wo doch Hunde zu den wenigen wirklich harmlosen Wesen gehörten, er begriff nicht, warum Iwan lieber mit blonden Mädchen sprach als mit dunkelhaarigen, und es war ihm ein Rätsel, wieso die alten Gemälde, die ihn im Museum bloß langweilten, in seinem Bruder so komplizierte Gefühle auslösten.

Sie stiegen aus. Leuchtröhren verbreiteten fahles Licht. Eric verschränkte die

Arme und starrte auf den Boden.

«Du glaubst nicht an Hypnose?», fragte Iwan.

«Ich glaube, dass man Menschen alles einreden kann», sagte Arthur.

Sie betraten die Liftkabine, die Türen schlossen sich, Eric kämpfte gegen seine Panik an. Was, wenn das Seil riss? So etwas war schon passiert, es würde wieder passieren, irgendwann und irgendwo, also warum nicht hier? Endlich hielt der Lift, die Türen öffneten sich, sie gingen auf das Theater zu. *Der große Lindemann*, stand auf einem Spruchband, *Meister der Hypnose. Nachmittagsvorstellung*. Auf einem Plakat war ein unscheinbarer Herr mit Brille zu sehen, der sich sichtlich bemühte, düster und durchdringend zu blicken. Schatten lagen auf seinem Gesicht, die Beleuchtung war theatralisch, es war ein schlechtes Foto. *Lindemann*, stand daneben, *lehrt Sie, Ihre Träume zu fürchten*.

Ein junger Mann überprüfte gähnend ihre Eintrittskarten. Sie hatten gute Plätze, weit vorne, in der dritten Reihe. Das Parkett war fast voll, auf den Rängen saß niemand. Iwan blickte zur überladen verzierten Decke auf und fragte sich, wie man das wohl malen könnte. Geschickt hatte der Künstler das Auge getäuscht und ein Gewölbe vorgegaukelt, das nicht da war. Wie zeichnete man so etwas ab, wenn man zeigen wollte, dass da in Wirklichkeit kein zweiter Raum war, sondern bloß Vortäuschung? In den Büchern stand so etwas nicht.

Keiner konnte einem helfen. Kein Buch, kein Lehrer. Alles Entscheidende musste man aus eigener Kraft lernen, und gelang es nicht, hatte man sein Leben verfehlt. Iwan fragte sich oft, wie Leute, die nichts Besonderes konnten, das Dasein eigentlich ertrugen. Er sah, dass seine Mutter sich ein anderes Leben wünschte und dass sein Vater stets anderswo war mit den Gedanken. Er sah, dass seine Lehrer in der Schule traurige kleine Seelen waren, und natürlich wusste er von den Erscheinungen, die Eric quälten. Wann immer er in einen von Erics Träumen geriet, fand er sich an einem dunklen und stickigen Ort, an dem man nicht sein wollte. Er sah auch Martin, der zu schwach war und zu viel allein mit seiner Mutter. Iwan seufzte. Hypnose interessierte ihn nicht, er wäre gern wieder daheim gewesen, um zu zeichnen. Nur endlich besser zeichnen, das war das Einzige, was zählte, etwas anderes wollte er nicht.

Das Licht wurde schwächer, das Murmeln erstarb. Der Vorhang öffnete sich. Lindemann stand auf der Bühne.

Er war füllig und hatte eine Glatze, die durch ein paar über die Kahlheit seines Schädels gelegte Haare nur noch stärker ins Auge fiel, und er trug eine schwarze Hornbrille. Sein Anzug war grau, in der Brusttasche steckte ein grünes Tüchlein. Ohne Gruß, ohne Verbeugung begann er, mit leiser Stimme zu sprechen.

Hypnose, sagte er, sei kein Schlaf, vielmehr sei sie ein Zustand nach innen gerichteter Wachheit, nicht Willenlosigkeit, sondern Selbstermächtigung. Man werde heute Erstaunliches sehen, aber niemand brauche sich Sorgen zu machen,

denn bekanntlich könne kein Mensch gegen seinen Willen hypnotisiert werden, und niemand sei je durch Hypnose dazu gebracht worden, etwas zu tun, das er im Grunde seiner Seele zu tun nicht bereit sei. Er schwieg einen Moment und lächelte, als hätte er einen schwer verständlichen Witz gemacht.

Eine schmale Treppe führte von der Bühne in den Zuschauerraum. Lindemann stieg herab, rückte an seiner Brille, sah sich um und ging durch den Mittelgang. Offensichtlich entschied er jetzt, welche Zuschauer er auf die Bühne holen würde. Iwan, Eric und Martin senkten die Köpfe.

«Keine Sorge», sagte Arthur. «Er nimmt nur Erwachsene.»

«Dann vielleicht dich.»

«Bei mir funktioniert es nicht.»

Man stehe vor großen Ereignissen, sagte Lindemann. Wer nicht mitmachen wolle, der müsse nichts befürchten, dem werde nicht zu nahe getreten, der bleibe verschont. Er erreichte die letzte Reihe, lief erstaunlich behände zurück und sprang auf die Bühne. Zu Anfang, sagte er, etwas Leichtes, ein Scherz nur, eine Kleinigkeit. Die ganze erste Reihe, bitte herauf!

Ein Murmeln ging durch den Saal.

Ganz recht, sagte Lindemann, die erste Reihe. Alle. Bitte schnell!

«Was macht er, wenn jemand sich weigert?», flüsterte Martin. «Wenn jemand einfach sitzen bleibt, was dann?»

Alle Leute in der ersten Reihe standen auf. Sie flüsterten miteinander und blickten unwillig um sich, aber sie gehorchten und stiegen auf die Bühne.

«In einer Reihe aufstellen!», kommandierte Lindemann. «An den Händen nehmen.»

Zögernd taten sie es.

Man werde einander nun nicht mehr loslassen, sagte Lindemann, während er an der Reihe entlangging, man wolle nicht, deshalb tue man es nicht, und weil man nicht wolle, könne man nicht, und da man nicht könne, sei es nicht falsch, zu behaupten, man hafte aneinander. Beim Sprechen fasste er da und dort hin und berührte Hände. Ganz fest, sagte er, die Hände ganz fest, ganz fest, niemand falle heraus, keiner könne loslassen, ganz fest, unauflöslich. Wer wolle, möge es jetzt versuchen.

Keiner ließ los. Lindemann wandte sich zum Publikum, es gab zaghaften Applaus. Iwan beugte sich vor, um die Gesichter der Leute auf der Bühne besser zu sehen. Unentschlossen sahen sie aus, geistesabwesend und wie erstarrt in einer Verkrampfung des Willens. Ein kleiner Mann presste die Kiefer aufeinander, einer Dame mit Haarknoten zitterten die Hände, als hätte sie vor, sich loszureißen, fände aber dafür sowohl den Griff ihres Nachbarn als auch den eigenen zu fest.

Er werde bis drei zählen, sagte Lindemann, dann würden alle Hände sich lösen. «Also eins. Und zwei. Und ...» Er hob langsam die Hand, sagte: «Drei!», und schnippte.

Unentschieden, beinahe widerwillig, ließen sie los. Verlegen betrachteten sie ihre Hände.

«Jetzt aber schnell wieder hinsetzen», sagte Lindemann. «Schnell hinunter, schnell!» Er klatschte in die Hände.

Die Frau mit dem Haarknoten war blass und schwankte beim Gehen. Lindemann fasste sie sanft am Ellenbogen, führte sie zur Treppe und sprach leise auf sie ein. Als er sie losließ, bewegte sie sich sicherer, ging die Stufen hinab und erreichte ihren Platz.

Das sei ein kleines Experiment gewesen, sagte Lindemann, ein Scherz für den Anfang. Nun etwas Ernsthaftes. Er trat an die Rampe, nahm seine Brille ab und kniff spähend die Augen zusammen. «Der Herr da vorne im Pullover und der Herr gleich dahinter und Sie, junge Frau, bitte herauf!»

Gequält lächelnd stiegen die drei auf die Bühne. Die Frau winkte jemandem, Lindemann wiegte missbilligend den Kopf, sie ließ es sein. Er stellte sich neben den Ersten von ihnen, einen groß gewachsenen Mann mit Bart, und hielt ihm die Hand vor die Augen. Eine Weile sprach er ihm ins Ohr und rief plötzlich: «Schlaf!» Der Mann kippte um, Lindemann fing ihn auf und legte ihn auf dem Boden ab. Dann trat er zu der Frau daneben, und es geschah das Gleiche. Ebenso bei dem anderen Mann. Sie lagen reglos.

«Und nun seid glücklich!»

Er müsse das erläutern. Lindemann drehte sich zum Saal, nahm seine Hornbrille ab, zog das grüne Stecktuch aus seiner Brusttasche und begann, sie zu putzen. Man kenne ja zur Genüge die albernsten Suggestionen, welche mittelmäßige Hypnotiseure – Pfuscher und Wichtigtuer ohne Talent, wie es sie in jeder Profession im Übermaß gebe – ihren Probanden gern einflößten: Eiseskälte etwa oder Hitze, körperliche Starre, Phantasien von Flug oder Fall, gar nicht zu reden vom allseits beliebten Vergessen des eigenen Namens. Er stockte und blickte nachdenklich in die Luft. Heiß sei es hier, nicht wahr? Schrecklich heiß. Was da denn wohl los sei? Er tupfte sich die Stirn ab. Solche Albernheiten, wie gesagt, habe man oft genug gesehen, die werde er kurzerhand überspringen. Mein Gott, sei das heiß!

Iwan strich sich die nassen Haare aus der Stirn. Die Wärme schien in Wellen vom Fußboden aufzusteigen, die Luft war feucht. Auch Erics Gesicht glänzte. Überall fächelten Programmzettel nach Luft.

Aber da könne man sicher etwas machen, sagte Lindemann. Keine Sorge, gewiss werde schon daran gearbeitet, das Theater habe fähige Techniker. Sogleich werde man die vorzügliche Klimaanlage aktivieren. Es sei wohl schon so weit. Hier oben höre man bereits das Summen der kühlenden Maschinen. Man spüre den Windhauch. Er schlug seinen Kragen hoch. Aber nun ziehe es doch arg. Die Anlage habe erstaunliche Kraft. Er behauchte seine Hände und trat von einem Fuß auf den anderen. Kalt sei es hier, sehr kalt, wirklich ganz schön kalt.

«Was soll das denn?», fragte Arthur.

«Merkst du es nicht?», flüsterte Iwan. Sein Atem stieg in Dampfwölkchen auf, seine Füße waren fühllos geworden, das Einatmen fiel ihm schwer. Martins Zähne klapperten. Eric schnäuzte sich.

«Nein», sagte Arthur.

«Gar nichts?»

«Ich habe doch gesagt, bei mir funktioniert es nicht.»

Aber jetzt genug, sagte Lindemann. Vorbei. Schluss. Mit derlei Scherzen wolle er, wie gesagt, niemandem Zeit stehlen. Er werde nun gleich und ohne Verzug zu etwas Interessantem kommen, nämlich der direkten Manipulation der Seelenkräfte. Die drei Herrschaften hier auf dem Boden befolgten schon eine ganze Weile seine Anweisung. Sie seien glücklich. Jetzt gerade, hier und vor allen Blicken, durchlebten sie die besten Augenblicke ihres Lebens. «Setzt euch auf!»

Ungelenk wuchteten sie sich hoch und kamen aufrecht zu sitzen.

«Jetzt schau», sagte Lindemann zu der Frau in der Mitte.

Sie öffnete ihre Augen. Ihre Brust hob und senkte sich. Es lag etwas Seltsames darin, wie sie atmete und wie ihre Augen sich bewegten. Iwan verstand es nicht recht, aber er ahnte etwas Weites und Kompliziertes. Ihm fiel auf, dass eine Frau in der Reihe vor ihnen die Augen von der Bühne wandte. Der Mann neben ihr schüttelte empört den Kopf.

«Augen zu», sagte Lindemann.

Die Augen der Frau auf der Bühne schlossen sich sofort. Ihr Mund stand offen, ein dünnes Rinnsal Speichel lief heraus, ihre Wangen glänzten im Scheinwerferlicht.

Doch leider, sagte Lindemann, sei nichts für immer, und das Schöne ende zuallererst. Gerade noch scheine das Leben groß und wundersam, aber die Wahrheit sei: Nichts bleibe, alles verrotte, alles sterbe ab, ohne Unterschied. Das verdränge man fast immer. Aber nicht jetzt, nein, nicht in diesem Augenblick. «Jetzt wisst ihr es.»

Der bärtige Mann stöhnte. Die Frau sank langsam zurück und legte sich die Hände vor die Augen. Der andere Mann schluchzte leise.

Aber man dürfe, sagte Lindemann, dennoch fröhlich sein. Ein kurzer Tag zwischen zwei endlos langen Nächten sei das Leben, umso mehr habe man sich der hellen Minuten zu erfreuen und zu tanzen, solange die Sonne noch scheine. Er klatschte in die Hände.

Folgsam standen die drei auf. Lindemann klatschte den Takt, langsam zunächst, dann schneller. Sie sprangen wie Marionetten, warfen die Glieder von sich, kreisten mit den Köpfen. Es war ganz still, niemand hustete oder räusperte sich, ein Grauen schien über die Zuschauer gekommen. Man hörte nur das Stampfen und Keuchen von der Bühne und das Knarren der Bretter.

«Jetzt wieder hinlegen», sagte Lindemann. «Und träumen!»

Zwei von ihnen sanken sofort um, der Mann ganz links blieb noch stehen und

machte tastende Handbewegungen – aber dann knickten auch ihm die Knie ein, und er rührte sich nicht mehr. Lindemann beugte sich vor und musterte ihn aufmerksam. Dann wandte er sich zum Publikum.

Nun wolle er ein schwieriges Experiment durchführen. Nur wenige Operateure könnten derlei, es sei die hohe Schule. «Träumt tief. Noch tiefer und tiefer als je. Träumt ein neues Leben. Seid Kinder, lernt, werdet älter, kämpft, leidet und hofft, gewinnt und verliert, liebt und verliert wieder, werdet alt, werdet schwach, werdet hinfällig, und dann sterbt, es geht so schnell, und wenn ich es sage, schlägt ihr die Augen auf, und alles ist nie geschehen.»

Er faltete die Hände, drehte sich zum Publikum und stand einige lange Sekunden schweigend.

Dieser Versuch, sagte er dann, gelinge nicht immer. So mancher Proband erwache und habe gar nichts durchlebt. Andere wiederum hätten ihn gebeten, ihre Erinnerung an den Traum zu tilgen, da das Erlebnis zu verstörend gewesen sei, um danach Zeit und Wirklichkeit wieder trauen zu können. Er sah auf die Uhr. Einstweilen aber, um die Wartefrist zu füllen, ein paar simple Dinge. Kinder im Saal? Er stellte sich auf die Zehenspitzen. Der da aus der fünften Reihe, das kleine Mädchen dort am Rand und dieser Junge aus Reihe drei, der genauso aussehe wie der Junge neben ihm. Herauf!

Iwan blickte nach rechts, nach links, hinter sich. Dann zeigte er fragend auf seine Brust.

«Ja», sagte Lindemann. «Du.»

«Du hast doch gesagt, er holt nur Erwachsene heraus», flüsterte Iwan.

«Na, da habe ich mich geirrt.»

Iwan spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. Sein Herz klopfte. Die anderen beiden Kinder waren schon auf dem Weg zur Bühne. Lindemann sah ihn unverwandt an.

«Kannst ruhig sitzen bleiben», sagte Arthur. «Er hat dir nichts zu befehlen.»

Iwan stand langsam auf. Er blickte um sich. Jeder sah ihn an, jeder im Raum, jeder Einzelne im Theater. Nein, Arthur hatte unrecht, man durfte sich nicht weigern, immerhin war es eine Hypnosevorstellung, wer hierher kam, musste mitmachen. Er hörte Arthur noch etwas sagen, aber er verstand es nicht, sein Herz klopfte zu laut, und er war auch schon auf dem Weg nach vorne. Er schob sich an den Knien der Sitzenden vorbei und ging durch den Mittelgang zur Bühne.

Wie hell es hier oben war. Die Scheinwerfer waren unerwartet stark, die Leute im Saal nur Schemen. Die drei Erwachsenen lagen reglos, keiner von ihnen rührte sich, keiner schien zu atmen. Iwan blickte in den Saal, aber er konnte Arthur und seine Brüder nicht finden. Schon trat Lindemann vor ihn hin, ging in die Knie, schob ihn vorsichtig, als wäre er ein zerbrechliches Möbelstück, einen Schritt zurück und sah ihm ins Gesicht.

«Wir machen das schon», sagte er leise.

Aus der Nähe sah Lindemann älter aus. Er hatte Falten um Mund und Augen, er war nicht sorgfältig geschminkt. Hätte man sein Porträt gezeichnet, man hätte sich auf die tief in den Höhlen liegenden Augen hinter der Hornbrille konzentrieren müssen: unruhige Augen, schwer zu erkennen, offenbar stimmte es nicht, dass Hypnotiseure einem so ins Gesicht starrten, dass man in ihrem Blick versank. Außerdem roch er nach Pfefferminz.

«Wie heißt du?», fragte er etwas lauter.

Iwan schluckte und sagte es ihm.

«Entspann dich, Iwan», sagte Lindemann nun schon so laut, dass das Publikum in den vorderen Reihen ihn verstehen konnte. «Falte die Hände, Iwan. Verschränk die Finger.»

Iwan tat es und fragte sich, wie man das wohl machen sollte, sich auf einer Bühne vor so vielen Menschen zu entspannen. Lindemann konnte es nicht ernst meinen; er sagte es wohl nur, um ihn zu verwirren.

«So ist es richtig.» Lindemann sprach jetzt zu allen drei Kindern, und zwar so laut, dass man es überall im Saal hörte. «Ganz ruhig, ganz entspannt, nur die Hände könnt ihr nicht mehr lösen, die haften aneinander, ihr könnt es nicht.»

Aber das stimmte nicht! Iwan hätte die Hände leicht auseinanderbewegen können, da war kein Widerstand und kein Hindernis. Doch ihm lag nichts daran, Lindemann zu blamieren. Er wollte nur, dass es vorbeiging.

Lindemann redete und redete. Immer wieder kam das Wort Entspannung vor, immer wieder sagte er etwas übers Zuhören und Gehorchen. Vielleicht wirkte das ja bei den beiden anderen, aber bei Iwan versagte es. Er fühlte sich nicht anders als zuvor, von Trance konnte keine Rede sein. Nur seine Nase juckte. Und er musste auf die Toilette.

«Versuch es», sagte Lindemann zu dem Jungen neben Iwan. «Du kannst sie nicht lösen, du kannst es nicht, versuch es, du kannst es nicht.»

Iwan hörte ein tiefes, grollendes Geräusch; erst nach ein paar Augenblicken wurde ihm klar, dass es Lachen war. Das Publikum lachte über sie. Aber bei mir nicht, dachte Iwan, er muss bemerkt haben, dass es bei mir nicht funktioniert, deshalb fragt er mich nicht.

«Hebt den rechten Fuß», sagte Lindemann. «Alle drei. Jetzt.»

Iwan sah die beiden anderen den Fuß heben. Er spürte alle Blicke auf sich. Er schwitzte. Was also blieb ihm übrig? Er hob den Fuß. Nun würden alle meinen, er wäre hypnotisiert.

«Vergiss deinen Namen», sagte Lindemann zu ihm.

Er spürte Ärger in sich aufsteigen. Allmählich wurde es zu dumm. Wenn der Kerl noch einmal fragte, würde er ihn vor allen Leuten bloßstellen.

«Sag ihn!»

Iwan räusperte sich.

«Du kannst es nicht, du hast ihn vergessen, du kannst es nicht. Wie heißt du?»

Es lag wohl an der Situation, an der schrecklichen Helligkeit und daran, dass es nicht leicht war, vor so vielen Menschen auf einem Bein zu stehen, man brauchte seine ganze Konzentration, um das Gleichgewicht zu halten. Es war nicht das Gedächtnis, nein, es war die Stimme, die ihm nicht gehorchte. Sie steckte in seinem Hals und kam nicht heraus. Was immer man ihn jetzt fragen würde, er musste stumm bleiben.

«Wie alt bist du?»

«Dreizehn», hörte er sich sagen. Mit etwas Willenskraft ging es also doch.

«Wie heißt deine Mutter?»

«Katharina.»

«Dein Vater?»

«Arthur.»

«Ist das der Herr dort unten?»

«Ja.»

«Und wie heißt du?»

Er schwieg.

«Du weißt es nicht?»

Natürlich wusste er es. Er spürte die Konturen seines Namens; er wusste, wo dieser Name in seinem Gedächtnis lag; er spürte ihn, aber ihm schien, als wäre der, der diesen Namen trug, ein anderer als der, den Lindemann fragte, sodass alles nicht zusammenpasste und überhaupt sehr nebensächlich war, verglichen mit dem Umstand, dass er auf einer Bühne stand, auf einem Bein, mit juckender Nase, die Hände zusammengepresst, und dass er auf die Toilette musste. Und da fiel ihm der Name ja auch schon wieder ein, Iwan natürlich, Iwan, er holte Luft und öffnete den Mund ...

«Und du?», fragte Lindemann den Jungen neben ihm. «Weißt du deinen?»

Aber jetzt habe ich ihn doch, wollte Iwan rufen, jetzt kann ich ihn sagen! Doch er blieb stumm, es war eine Erleichterung, dass es nicht mehr um ihn ging. Er hörte, wie Lindemann die beiden neben ihm etwas fragte, er hörte sie antworten, er hörte die Zuschauer lachen und klatschen. Er spürte, dass ihm Schweißtropfen über die Stirn liefen, aber er konnte sie nicht wegwischen, es wäre peinlich gewesen, jetzt die Hände zu bewegen, wo der ganze Saal doch meinte, er wäre in Trance.

«Schon vorbei», sagte Lindemann. «War nicht schlimm, oder? Löst die Hände, steht auf euren zwei Beinen, eure Namen kennt ihr wieder. Vorbei. Aufwachen. Vorbei.»

Iwan senkte den Fuß. Natürlich ging das leicht, er hätte es die ganze Zeit schon tun können.

«Schon gut», sagte Lindemann leise und legte ihm die Hand auf die Schulter. «Es ist vorbei.»

Iwan stieg hinter den beiden anderen die Treppe hinunter. Er hätte sie gerne gefragt, wie es ihnen ergangen war, was sie gesehen und gedacht hatten, wie es sich anfühlte, wirklich hypnotisiert zu sein. Aber da war er schon in der dritten Reihe, die Leute machten Platz, er schob sich an ihren Knien vorbei und sank auf seinen Sitz. Er atmete auf.

«Wie war es?», flüsterte Martin.

Iwan zuckte die Achseln.

«Erinnerst du dich, oder hast du alles vergessen?»

Iwan wollte antworten, dass er natürlich nichts vergessen hatte und dass das Ganze ein alberner Trick gewesen war, aber da bemerkte er, dass die Leute in den Reihen vor ihnen sich umgedreht hatten. Sie sahen nicht auf die Bühne, sondern zu ihm. Er blickte sich um. Alle Menschen im Theater sahen ihn an. Lindemann hatte gelogen. Es war nicht vorbei.

«Ist er das?», fragte Lindemann.

Iwan starrte zur Bühne empor.

«Dein Vater. Ist er das?»

Iwan sah Arthur an, sah zu Lindemann, sah wieder zu Arthur. Dann nickte er.

«Wollen Sie zu mir kommen, Arthur?»

Arthur schüttelte den Kopf.

«Sie glauben, Sie möchten nicht. Aber Sie möchten. Glauben Sie mir.»

Arthur lachte.

«Es tut nicht weh, es ist nicht gefährlich, es könnte Ihnen sogar gefallen. Machen Sie uns die Freude.»

Arthur schüttelte den Kopf.

«Gar nicht neugierig?»

«Bei mir funktioniert es nicht!», rief Arthur.

«Vielleicht nicht. Das kann schon sein, das gibt es. Umso eher könnten Sie heraufkommen.»

«Nehmen Sie jemand anderen.»

«Aber ich will Sie.»

«Warum?»

«Weil ich es will. Weil Sie glauben, Sie wollen nicht.»

Arthur schüttelte den Kopf.

«Kommen Sie!»

«Geh schon», flüsterte Eric.

«Das ist doch interessant», flüsterte Martin.

«Alle schauen uns an», flüsterte Iwan.

«Na und!», sagte Arthur. «Sollen sie schauen. Warum ist Kindern immer alles peinlich?»

«Sagen wir es gemeinsam!», rief Lindemann. «Schicken Sie ihn mir herauf, zeigen Sie es ihm, klatschen Sie, wenn er kommen soll. Klatschen Sie laut!»

Wilder Applaus brach los, ein Trampeln und Schreien, als gäbe es plötzlich für niemanden etwas Wichtigeres als die Erfüllung von Lindemanns Wunsch, als könnte keiner sich größeres Glück vorstellen, als Arthur auf der Bühne zu sehen. Der Lärm schwoll immer weiter an, immer mehr Stimmen mischten sich hinein: Die Leute klatschten und brüllten. Arthur rührte sich nicht.

«Bitte!», rief Eric.

«Bitte, geh», sagte Martin. «Bitte!»

«Nur für euch», sagte Arthur und stand auf. Durch die johlende Menge arbeitete er sich zum Mittelgang vor, dann ging er zur Treppe und stieg empor. Lindemann machte eine schnelle Handbewegung, der Lärm erstarb.

«Bei mir haben Sie Pech», sagte Arthur.

«Kann sein.»

«Es geht wirklich nicht.»

«Dieser nette Junge. Das war Ihr Sohn?»

«Es tut mir leid, ich bin nicht der Richtige. Sie möchten jemanden, der erst einmal verlegen ist und dann mit Ihnen plaudert und etwas über sich erzählt, worüber Sie dann einen Scherz machen können, damit alle lachen. Wollen wir das nicht überspringen? Sie können mich nicht hypnotisieren. Ich weiß, wie das funktioniert. Etwas Druck, etwas Neugier, der Wunsch dazuzugehören, die Angst, etwas falsch zu machen. Und natürlich die Sehnsucht nach einem Erlebnis. Aber nicht bei mir.»

Lindemann schwieg. Seine Brillengläser glänzten im Scheinwerferlicht.

«Können die uns hören?» Arthur zeigte auf die drei reglosen Körper.

«Sie sind mit anderem beschäftigt.»

«Und das möchten Sie mit mir auch machen? Ein anderes Leben?»

Iwan fragte sich, wie sein Vater es anstellte, dass man jedes seiner Worte verstand. Er hatte kein Mikrophon, und er sprach leise; dennoch hörte man ihn deutlich. Gelassen stand er da, als wäre er allein mit dem Hypnotiseur und dürfte fragen, was immer ihm einfiel. Auch sah er nicht mehr geistesabwesend aus. Es schien ihm Spaß zu machen.

Lindemann dagegen wirkte zum ersten Mal unsicher. Er lächelte noch, aber auf seiner Stirn lagen Falten. Mit spitzen Fingern nahm er die Brille ab, setzte sie wieder auf, nahm sie von neuem ab, faltete sie und schob sie hinter das grüne Steck Tuch in seine Brusttasche. Er hob die rechte Hand und hielt sie über Arthurs Stirn.

«Sehen Sie auf meine Hand.»

Arthur lächelte.

Lindemann legte seine Linke auf Arthurs Schulter. «Sehen Sie auf meine Hand, sehen Sie darauf, sehen Sie, sehen Sie auf meine Hand.»

«Mache ich doch.»

Ein Kichern ging durch den Saal. Lindemanns Miene verzog sich für einen Moment. «Sehen Sie auf meine Hand, sehen Sie, sehen Sie auf meine Hand. Nur

darauf, auf nichts anderes, nur auf die Hand.»

«Ich merke nichts.»

«Das müssen Sie auch nicht.» Lindemann klang gereizt. «Nur schauen! Auf die Hand schauen, auf die Hand, sonst nichts.»

«Sie richten das Bewusstsein auf sich selbst, oder? Das ist der Trick. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Aufmerksamkeit. Darauf, wie sie sich auf sich selbst richtet. Eine Schleife, und plötzlich kann man nicht mehr –»

«Sind das da unten Ihre Söhne?»

«Ja.»

«Wie heißen sie?»

«Ist das wichtig?»

«Wie sie heißen.»

«Iwan, Eric und Martin.»

«Iwan und Eric?»

«Die Ritter der Tafelrunde.»

«Erzählen Sie über sich.»

Arthur schwieg.

«Erzählen Sie über sich», wiederholte Lindemann. «Wir sind unter Freunden.»

«Da gibt es wenig zu sagen.»

«Wie schade. Wie traurig, wenn das stimmen sollte.»

Lindemann senkte seine Hand, beugte sich vor und sah Arthur ins Gesicht. Es war ganz still, man hörte nur ein schwaches Rauschen, vielleicht die Klimaanlage, vielleicht die Elektrizität der Scheinwerfer. Lindemann trat einen Schritt zurück, ein Bühnenbrett knarrte, einer der Schlafenden stöhnte.

«Was machen Sie beruflich?»

Arthur schwieg.

«Oder haben Sie keinen Beruf?»

«Ich schreibe.»

«Bücher?»

«Würde das, was ich schreibe, gedruckt, wären es Bücher.»

«Ablehnungen?»

«Ein paar.»

«Das ist schlimm.»

«Nein, das macht nichts.»

«Stört Sie gar nicht?»

«Ich habe wenig Ehrgeiz.»

«Stimmt das denn?»

Arthur schwieg.

«Sie sehen nicht aus, als ob Sie wenig wollen. Sie möchten das von sich glauben, aber Sie glauben es nicht. Ich glaube es Ihnen auch nicht. Keiner glaubt es. Was wollen Sie wirklich? Wir sind unter Freunden. Was wollen Sie?»

«Weg.»
«Von hier?»
«Von überall.»
«Von zu Hause?»
«Von überall.»
«Weg von daheim?»
«Daheim ist man tot.»
«Das klingt nicht so, als ob Sie zufrieden sind.»
«Wer ist schon zufrieden.»
«Bitte antworten Sie.»
«Nein.»
«Nicht glücklich?»
«Nein.»
«Sagen Sie das noch einmal.»
«Ich bin nicht glücklich.»
«Warum halten Sie noch aus?»
«Was soll man denn tun!»
«Fliehen?»
«Man kann nicht dauernd fliehen.»
«Warum nicht?»
Arthur schwieg.
«Und Ihre Kinder? Lieben Sie die?»
«Das muss man.»
«Richtig. Man muss. Alle gleich?»
«Iwan mehr.»
«Warum?»
«Er ist mehr wie ich.»
«Und Ihre Frau? Wir sind unter Freunden.»
«Sie mag mich.»
«Das war nicht die Frage.»
«Sie verdient Geld für uns, sie kümmert sich um alles, wo wäre ich ohne sie?»
«Vielleicht frei.»

Arthur schwieg.

«Was denken Sie von mir? Sie wollten nicht auf die Bühne, jetzt stehen Sie hier. Sie dachten, bei Ihnen funktioniert es nicht. Was denken Sie jetzt? Zum Beispiel von mir?»

«Ein kleiner Mensch. Unsicher in allem, deswegen sind Sie, was Sie sind. Weil Sie nichts wären ohne das hier. Weil Sie stottern, wenn Sie nicht hier oben stehen.»

Lindemann schwieg eine Weile, als wollte er dem Saal Gelegenheit zum Lachen geben, aber kein Geräusch war zu hören. Sein Gesicht sah bleich und wächsern aus,

Arthur stand sehr gerade, seine Arme hingen herab, er rührte sich nicht.

«Und Ihre Arbeit? Ihr Schreiben, Ihr Dichten? Arthur? Was ist damit?»

«Nicht wichtig.»

«Warum nicht?»

«Zeitvertreib. Kein Grund, Aufhebens zu machen.»

«Es stört Sie nicht, dass Ihre Werke nicht erscheinen?»

«Nein.»

«Dass sie nicht gut sind? Stört Sie nicht?»

Arthur trat einen kleinen Schritt zurück.

«Sie haben keinen Ehrgeiz, glauben Sie? Aber vielleicht wäre es besser, Sie hätten Ehrgeiz, Arthur. Vielleicht wäre Ehrgeiz besser, vielleicht sollten Sie gut sein, vielleicht sollten Sie sich eingestehen, dass Sie gut sein wollen, vielleicht sollten Sie sich anstrengen, vielleicht sollten Sie arbeiten, vielleicht Ihr Leben ändern. Alles ändern. Alles ändern, Arthur. Was meinst du?»

Arthur schwieg.

Lindemann trat noch näher an ihn heran, er stellte sich auf die Zehenspitzen und näherte sein Gesicht dem Arthurs. «Diese Herablassung. Wozu sich anstrengen, das hast du immer gedacht, nicht wahr? Aber jetzt? Da die Jugend hin ist, da alles, was du tust, Gewicht bekommt, da die Leichtigkeit verschwindet, was muss geschehen? Das Leben ist schnell vorbei, Arthur. Noch schneller verschwendet. Was muss passieren? Wohin willst du?»

«Weg.»

«Von hier?»

«Von überall.»

«Dann hör zu.» Lindemann legte die Hand auf Arthurs Schulter. «Das ist ein Befehl, den du befolgen wirst, weil du ihn befolgen willst, und du willst es, weil ich es befehle, und ich befehle es, weil du willst, dass ich es befehle. Von heute an bemühst du dich. Egal, was es kostet. Egal, was es kostet. Wiederhole!»

«Egal, was es kostet.»

«Von heute an.»

«Von heute an», sagte Arthur. «Egal, was es kostet.»

«Mit ganzer Kraft.»

«Egal, was es kostet.»

«Und was hier gerade geschehen ist, soll dich nicht kümmern. Du kannst heiter daran zurückdenken. Wiederhole.»

«Heiter. Daran zurückdenken.»

«Und es ist ja auch nicht wichtig. Ist doch nur Spiel und Spaß, Arthur, Zeitvertreib am Nachmittag. So wie dein Schreiben. Wie alles, was Menschen tun. Dreimal klatsche ich, dann kannst du dich setzen.»

Lindemann klatschte in die Hände: einmal, ein zweites Mal, ein drittes. An Arthur war keine Veränderung wahrzunehmen. Er stand wie zuvor, gerade, den Nacken ein

wenig nach hinten geneigt. Kein Laut war zu hören. Zögernd drehte er sich um und stieg die Treppe hinunter. Allmählich begann da und dort zaghaftes Klatschen, aber erst als Arthur seinen Sitz erreicht hatte, schwoll es zu donnerndem Applaus. Lindemann verbeugte sich und zeigte auf Arthur. Der tat es ihm mit leerem Lächeln nach und verbeugte sich auch.

Das sei das Schöne an seinem Metier, sagte Lindemann, als wieder Stille eingekehrt war. Nie wisse man vorher, was der Tag bringen werde, nie ahne man die Herausforderungen, die auf einen zukämen. Nun aber endlich der Höhepunkt, das Beste, das Glanzstück. Mit einer leichten Berührung an der Schläfe weckte er die schlafende Frau und fragte, was sie erlebt habe.

Sie setzte sich auf, aber nach ein paar Sätzen nahm die Erregung ihr den Atem. Sie keuchte, schluchzte, schnappte nach Luft. Unter Tränen sprach sie von einem Dasein als Bäuerin im Kaukasus, einer schweren Kindheit in Winterkälte, sie sprach von ihren Brüdern und Schwestern, ihrem Vater und ihrer Mutter, ihrem Mann, den Tieren, dem Schnee.

«Können wir gehen?», flüsterte Iwan.

«Ja, bitte», sagte Eric.

«Warum?»

«Bitte», sagte Martin. «Bitte, gehen wir! Bitte.»

Als sie aufstanden, ging ein boshafes Kichern durch den Saal. Eric ballte die Fäuste und stellte sich vor, dass er sich all das nur einbildete, während Martin zum ersten Mal begriff, dass Menschen ohne Grund schadenfroh sein konnten, hämisch und gemein. Sie konnten auch ohne Grund gut, freundlich und hilfsreich sein, beides ganz in einem. Vor allem aber waren sie gefährlich. Diese Erkenntnis sollte ihm bleiben, immer verbunden mit der Erinnerung an das Gesicht Lindemanns, der von der Bühne herab ihrem Aufbruch zusah, während er mit dem grünen Tuch seine Brille putzte. Genau in dem Moment, da Martin als Letzter hinausging, traf ihn sein Blick: die Brauen hochgezogen, lächelnd, im Mundwinkel feucht die Zunge. Schon hatte sich mit feinem Klicken die Tür geschlossen.

Die ganze Rückfahrt über klopfte Arthur aufs Lenkrad und pfiff dazu. Martin saß sehr gerade neben ihm, Iwan starrte aus dem einen Fenster, Eric aus dem anderen. Zweimal fragte Arthur, was sie denn nur gestört habe, warum sie hätten gehen wollen und wieso in aller Welt Kindern immer alles peinlich sei, aber als keiner antwortete, sagte er bloß, dass er manches nie verstehen werde. Diese Frau, rief er, die alberne russische Bauerngeschichte, viel zu dick aufgetragen, eindeutig eine Mitarbeiterin des Hypnotiseurs, kinderleicht durchschaubar, wer solle denn so etwas glauben! Er schaltete das Radio ein, dann gleich wieder ab, dann wieder ein, und dann, nach einer kurzen Weile, wieder ab.

«Habt ihr gewusst», fragte er, «dass der Kondor höher fliegt als alle anderen Vögel?»

«Nein», sagte Eric. «Wusste ich nicht.»

«So hoch, dass er von der Erde aus manchmal nicht mehr sichtbar ist. So hoch wie ein Flugzeug. Manchmal so hoch, dass der Weg hinauf kürzer ist als hinunter.»

«Was soll das heißen?», fragte Iwan. «Wohin hinauf?»

«Na, hinauf eben!» Arthur rieb sich die Stirn. Für einige Sekunden fuhr er mit geschlossenen Augen.

«Verstehe ich nicht», sagte Martin.

«Was gibt es da zu verstehen! Sag mir lieber, wie es dir in der Schule geht, du erzählst ja nie etwas.»

«Alles gut», sagte Martin leise.

«Keine Probleme, keine Schwierigkeiten?»

«Nein.»

Arthur schaltete das Radio ein und wieder aus. «So!», rief er. «Aussteigen.»

Martin, Eric und Iwan blickten sich überrascht an. Jetzt erst bemerkten sie, dass sie vor Martins Haus waren.

Martin stieg aus.

«Wir auch?», fragte Iwan.

«Natürlich.»

Unschlüssig stiegen die Zwillinge aus, nur Arthur blieb sitzen. Eric blickte auf seine Schuhe hinunter. Eine Ameise folgte einer Ritze im Asphalt, ein grauer Käfer kreuzte ihren Weg. Tritt auf den Käfer, sagte eine Stimme in seinem Kopf, tritt auf ihn, tritt schnell auf den Käfer, dann wird vielleicht alles noch gut. Er hob den Fuß, aber dann senkte er ihn wieder und ließ den Käfer am Leben.

Arthur kurbelte das Autofenster herunter. «Alle meine Söhne.» Er lachte, kurbelte das Fenster hoch und trat aufs Gaspedal.

Die drei sahen zu, wie der Wagen sich entfernte, kleiner wurde und um die Ecke verschwand. Eine Weile sprach keiner.

«Wie kommt man weg von hier?», fragte Iwan schließlich.

«Fünf Straßen weiter geht ein Bus», sagte Martin. «Nach sieben Stationen steigt man um, dann drei Stationen in einem anderen Bus, dann kann man in die U-Bahn umsteigen.»

«Dürfen wir mit reinkommen?», fragte Eric.

Martin schüttelte den Kopf.

«Warum nicht?»

«Mama ist da etwas komisch.»

«Wir sind deine Brüder!»

«Eben.»

Aber als sie dann doch an der Tür klingelten, fand Martins Mutter sich unerwartet schnell mit der Lage ab. Es sei unglaublich, sagte sie immer wieder, man fasse es nicht, so eine Ähnlichkeit! Sie gab den Zwillingen Coca-Cola und einen Teller voll zuckriger Gelatinebärchen, die sie verzehrten, um nicht unhöflich zu sein, und

natürlich erlaubte sie Iwan, das Telefon zu benützen und daheim anzurufen.

Danach gingen sie in Martins Zimmer, und er holte die kleine Luftdruckpistole hervor, die Arthur ihm erst ein paar Monate zuvor geschenkt hatte und die er gut vor seiner Mutter versteckt hielt. Zu dritt stellten sie sich ans Fenster und zielten abwechselnd auf den allmählich in der Dämmerung verschwimmenden Baum am Straßenrand gegenüber. Eric traf zweimal den Stamm und zweimal Blätter, Iwan traf den Stamm zweimal, aber dafür kein einziges Blatt. Martin traf ein Blatt, nicht aber den Stamm, und nach und nach fühlten sie sich einander verwandt und begriffen, was es hieß, dass sie Brüder waren.

Da hielt auch schon ein Auto, und ein jähes Hupen rief Eric und Iwan die Treppe hinunter und auf die Straße. Als ihre Mutter sie fragte, was denn geschehen und wo ihr Vater geblieben sei, wussten sie nicht, was sie antworten sollten. Erst nachdem kurz vor Mitternacht ein Telegramm von Arthur eingetroffen war, holte sie die beiden aus dem Bett und zwang sie, alles zu erzählen.

Arthur hatte seinen Reisepass mitgenommen und das gesamte Geld vom gemeinsamen Konto abgehoben. Im Telegramm standen nur zwei Sätze: Erstens, es gehe ihm gut, man solle sich keine Sorgen machen. Zweitens, man brauche nicht auf ihn zu warten, er werde sehr lange nicht zurückkommen. Und tatsächlich sollte keiner seiner Söhne ihn wiedersehen, bevor sie erwachsen waren. In den folgenden Jahren aber erschienen die Bücher, deretwegen die Welt Arthur Friedlands Namen kennt.

Das Leben der Heiligen

Ich bekenne. Ich höre ihre Stimmen, aber ich sehe nichts, so sehr blendet die Sonne in den Fenstern. Dass ich Gutes unterlassen. Der Ministrant neben mir gähnt. Und Böses getan habe. Nun muss auch ich gähnen, aber ich unterdrücke es und beiße die Kiefer so fest zusammen, dass mir Tränen in die Augen treten.

Gleich wird das Licht steiler einfallen, dann tritt aus dem Schattenmeer eine kleine Gruppe von Leuten: die fünf alten Frauen, die immer kommen, der freundliche dicke Mann, der nicht ganz so freundliche dicke Mann, die traurige junge Frau und der Fanatiker. Er heißt Adrian Schlüter. Oft schreibt er mir Briefe, von Hand, auf teurem Papier. Von E-Mails hat er offenbar noch nie gehört.

Durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine große Schuld. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, so früh aufzustehen. Dröhnend hebt die Orgel an: Wir loben dich, wir preisen dich. Ich verfehle die meisten Töne, aber das gehört zu meinem Beruf, fast alle Pfarrer singen schlecht. Wir beten dich an. Die Orgel verstummt. Während wir gesungen haben, ist die Sonne gestiegen, in den Fenstern flimmert farbige Helligkeit, dünne Lichtspeere ziehen durch die Luft, in jedem ein Schneegeästöber aus Staub. So früh ist es noch, und schon so heiß. Der Sommer steht in seiner gnadenlosen Phase.

Nachlass, Vergebung und Verzeihung gewähre uns der allmächtige und barmherzige Herr. Der Ministrant legt gähnend das Messbuch aufs Pult. Wenn es nach mir ginge, wäre der arme Junge noch im Bett. Es ist Freitag, ich muss heute keine Predigt halten, das ist schon einmal gut. Wort des lebendigen Gottes. Die Gemeinde setzt sich, Martha Frummel kommt nach vorne, achtundsiebzig Jahre alt, jeden zweiten Tag trägt sie morgens vor.

Erster Brief des Apostels Paulus an die Korinther. Als ich zu euch kam, Brüder, kam ich nicht, um glänzende Reden oder gelehrte Weisheit vorzutragen, sondern um euch das Zeugnis Gottes zu verkündigen. Martha Frummel ist eine sanfte und gute Frau, vielleicht eine der Gerechten der Welt, aber ihre Stimme klingt wie ein Leierkasten. Denn ich hatte mich entschlossen, bei euch nichts zu wissen außer Jesus Christus, und zwar als den Gekreuzigten. Zudem kam ich in Schwäche und in Furcht, zitternd und bebend zu euch. Meine Botschaft und Verkündigung war nicht Überredung durch gewandte und kluge Worte, sondern war mit dem Erweis von Geist und Kraft verbunden, damit sich euer Glaube nicht auf Menschenweisheit

stützte, sondern auf die Kraft des Herrn.

Wort des lebendigen Gottes. Wacklig geht Martha zurück zu ihrem Platz. Meine Gemeinde steht auf, es wird gesungen: Halleluja, halleluja, halleluja, halleluja. Die Sonne blendet nicht mehr, man erkennt die klobigen Bilder im Buntglas: Lamm, starrender Heiland und Brotscheibe im Strahlenkreuz. Diese Kirche ist so alt wie ich, die Wände absichtsvoll schief, der Altar ein unbehauener Granitblock, der aus irgendeinem Grund nicht im Osten steht, sondern auf der Westseite, sodass die Sonne beim Frühgottesdienst nicht, wie es sich gehört, die Gemeinde blendet, sondern mich.

Das Evangelium. In jener Zeit, als Jesus und seine Jünger auf ihrem Weg nach Jerusalem weiterzogen, redete ein Mann Jesus an und sagte: Ich will dir folgen, wohin du auch gehst. Meine Stimme klingt nicht schlecht; ich bin gut in meinem Beruf. Jesus antwortete ihm: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester, der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann. Zu einem anderen sagte er: Folge mir nach! Der erwiderte: Lass mich zuerst heimgehen und meinen Vater begraben. Jesus sagte zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber geh und verkünde das Reich Gottes! Wieder ein anderer sagte: Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuvor aber lass mich von meiner Familie Abschied nehmen. Jesus erwiderte ihm: Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes. Ich schlage das Buch zu. Wie passend, aber es ist Zufall, die vorgeschriebene Stelle für den 8. August 2008.

Und jetzt das Bekenntnis des Glaubens. Ich räuspere mich und trage vor, was ich gerne glauben würde: Gott, der Allmächtige, Jesus, sein Sohn, gekreuzigt, gestorben und begraben, am dritten Tage auferstanden, aufgefahren in den Himmel, von wo er kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten. Der Heilige Geist, die Auferstehung, die Gemeinschaft der Heiligen und das ewige Leben. Ja, es wäre schön.

Die Fürbitten. Wir bitten für die Dominikaner, damit sie mit Eifer Gottes Werk tun, denn heute ist der Tag des heiligen Dominik. Wir bitten dich, erhöre uns. Wir bitten für die suchenden Menschen, erhöre uns, für alle, die krank sind, bitten wir und für alle, die abgekommen sind von der Sicherheit des Glaubens. Im Seminar für Liturgiekunde haben wir einst diskutiert, welchen Sinn es haben soll, ein allwissendes Wesen um die Erfüllung eines Wunsches zu bitten. Pater Pfaffenbichel erklärte uns, die Fürbitte sei nicht wichtig, man könne sie auch weglassen. Aber er kannte meine Gemeinde nicht. Zwei Wochen ohne Fürbitten letztes Jahr, und schon dachten sie, Gott habe sie vergessen. Neun Beschwerde-Mails an mich und leider auch drei an den Bischof sowie ein offizieller Kirchenaustritt. Ich musste Frau Koppel eine Bonbonniere schicken und sie zweimal daheim besuchen, um sie umzustimmen.

Die Eucharistie. Der Ministrant gießt Wasser über meine Finger, die Orgel stimmt ihren Hochgesang an, ich hebe das Gefäß mit den Hostien. Der Moment hat Pathos

und Kraft. Fast könnte man denken, diese Menschen glauben tatsächlich, eine Oblatenscheibe werde zum Körper eines gekreuzigten Mannes. Aber natürlich glauben sie es nicht. Man kann das nicht glauben, man müsste geistesgestört sein. Aber man kann glauben, dass der Priester es glaubt, der wiederum glaubt, seine Gemeinde glaube es; man kann es mechanisch wiederholen, und man kann sich verbieten, darüber nachzudenken. Heilig, heilig, heilig, skandiere ich, und tatsächlich ist mir, als umgäbe mich ein Feld von Kraft. Magische Gesten, jahrtausendealt, älter als die christlichen Zeiten, älter als Stahl und Feuer. Die ersten Menschen haben schon von zerfleischten Göttern phantasiert. Später dann die Legende von Orpheus, zerrissen von den Geistern der Rache, die Mär von Usir, hinabgestiegen ins dunkle Reich und wieder zusammengefügt zum lebenden Körper, viel später erst die Gestalt des Nazareners. Ein alter und blutiger Traum, Tag für Tag nachgespielt an Abertausenden Orten. Es wäre so leicht, den Vorgang zum symbolischen Akt zu erklären, aber genau das ist Häresie. Man muss es glauben, so ist es vorgeschrieben. Man kann es nicht glauben. Man muss, man kann nicht. Erhebet die Herzen, sage ich. Wir haben sie beim Herrn, sagen sie. Geheimnis des Glaubens. Deinen Tod verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit. Der Ministrant berührt die kleine Glocke, ihr Ton zittert in der Luft, die Bänke knarren, als meine Gemeinde in die Knie sinkt.

Ich hebe die Hostie. Es ist so still, dass man von draußen die Autos hört. Ich lege die Oblate zurück und mache die vorgeschriebene Kniebeuge. Sofort bricht mir der Schweiß aus, es fällt mir schwer, das Gleichgewicht zu halten, letzte Woche bin ich dabei umgefallen, es war furchtbar peinlich. Halt durch, Martin, halt dich gerade, halt durch! Schwankend und schweißgebadet komme ich wieder in den Stand. Beten wir, keuche ich, wie der Herr uns zu beten gelehrt hat.

Vater unser, der du, geheiligt werde, dein Reich, dein Wille, Sätze, verschliffen von tausend Jahren Wiederholung, erlöse uns, amen. Ich breche die Hostie, schiebe sie mir in den Mund und genieße für einen Moment den trockenen Geschmack. Gottes Körper ist das eher nicht, aber es schmeckt. Die Orgel beginnt das Agnus Dei, fünf Mitglieder meiner Gemeinde stellen sich zur Kommunion an. Ich fürchte die Alten, die sich das gewandelte Brot auf die Zunge legen lassen wollen, wie es vor dem Konzil üblich war; es ist schwer, etwas auf eine Zunge zu legen, ohne sie mit den Fingerspitzen zu berühren. Aber heute habe ich Glück, drei Paar Hände und nur eine einzige schrumpelige Greisenzunge. Als Letzter wie immer Adrian Schlüter.

Leib Christi, sage ich.

In Ewigkeit, amen, sagt er und blickt dabei nicht die Hostie an, sondern mich, starr und ohne Blinzeln, als hätte er mir etwas zu beweisen. Er wird wiederkommen, heute Abend, morgen früh, morgen Abend, jeden Tag, er ist meine Prüfung.

Die Orgel erklimmt die letzten Akkorde und verstummt. Ich setze zum Schlusswort an. Tragt den Geist dieser Feier in die Welt. Der Herr sei mit euch.

Und mit deinem Geiste.

Gehet hin in Frieden.

Dank sei Gott, dem Herrn.

Ich beeile mich, als Erster zum Ausgang zu gelangen, dort baue ich mich in der hereinströmenden Morgenhitze auf. Martha Frummels Hand fühlt sich an wie Sandpapier, Frau Wiegner hält sich gekrümmt, ihrem Herzen geht es nicht gut, ihrem Rücken auch nicht. Frau Koppel sieht gesund aus, aber so einsam wie immer. Frau Helgner wird nicht mehr oft kommen, sie ist sehr schwach. Wer tut das den Menschen an? Am liebsten würde ich sie umarmen, aber ich bin dick und schwitze, es würde ihnen nicht gefallen. Also schüttle ich bloß Hände und lächle. Schon sind sie gegangen, nur einer steht noch hier.

«Lieber Herr Schlüter, ich habe es ein wenig eilig.»

«Eine Glaubensfrage. Herr Pfarrer Friedland, es lässt mir keine Ruhe.»

Ich versuche, ihn interessiert anzusehen.

«Die Dreifaltigkeit. Ich habe Tertullian gelesen. Auch Rahner. Und natürlich Ratzinger, Seine Heiligkeit. Aber ich verstehe nicht.»

«Was verstehen Sie nicht?»

«Der Heilige Geist.»

Ich sehe ihn verzweifelt an.

«Ich verstehe den Sohn, ich verstehe den Vater, ich verstehe auch den Unterschied zwischen dem Heiligen Geist und dem Sohn. Aber was ist der Unterschied zwischen dem Heiligen Geist und dem Vater? Barth sagt, Gott ist das Subjekt, der Geist ist der Inhalt, und der Sohn ist das Geschehen der Offenbarung.»

«Es ist ein Mysterium.»

Das hat gewirkt. Er blinzelt. Was täte ich ohne dieses Wort?

«Es ist uns offenbart worden!» Ich zögere. <Offenbart> oder <geoffenbart>? Ich muss bald nachsehen. «Gott hat uns gesagt, dass es so ist. Wir können versuchen, es mit dem Verstand zu durchdringen. Aber der Verstand hat Grenzen. Und an diesen Grenzen steht der Glaube.»

«Ich muss es nicht verstehen?»

«Sie brauchen nicht.»

«Ich soll gar nicht?»

«Sie müssen nicht.»

Seine Hand ist weich und trocken, sein Händedruck fühlt sich nicht einmal unangenehm an. Für heute bin ich davongekommen. Er macht sich auf den Weg, und ich gehe erleichtert in die Sakristei.

Der Ministrant hilft mir, das Messgewand abzulegen. Sobald ich im Hemd dastehe, meide ich den Blick meines Spiegelbilds. Dabei ist es doch nicht schlimm: Auch Chesterton, der große Katholik, war wohlgenährt, und sogar Thomas von Aquin stelle ich mir rund und weise vor. Im Vergleich zu ihnen kann ich fast als schlank durchgehen. Ich setze mich auf die Couch. Auf der Lehne liegt mein Rubik-

Würfel; wie immer freue ich mich, ihn zu sehen, und meine Hände greifen ganz von selbst nach ihm. Der Ministrant hat mich neulich gefragt, was das denn sei und wozu man es brauche. Sic transit gloria. Vor zwanzig Jahren war das der berühmteste Gegenstand der Welt.

«Du musst jetzt zur Schule?», frage ich den Jungen.

Er nickt, und aus reinem Mitleid beuge ich mich vor und streiche ihm über den Kopf. Er zuckt zusammen, sofort ziehe ich die Hand zurück. Wie dumm von mir. Ein Priester muss vorsichtig sein dieser Tage, harmlose Gesten gibt es nicht mehr.

«Ich habe eine Frage», sagt er. «Letzte Woche im Religionsunterricht. Es ging um Gottes Vorauswissen. Dass er weiß, wie wir uns entscheiden werden, noch bevor wir uns entschieden haben. Wie können wir trotzdem frei sein?»

Die Gazevorhänge bauschen sich, Lichtflecken tanzen übers Parkett. Das Kreuz auf dem Schrank wirft einen langen Schatten.

«Das ist ein Mysterium.»

«Aber –»

«Mysterium bedeutet, dass es uns offen ..., geoffenbart wurde. Gott weiß, was du tun wirst. Du bist trotzdem frei. Deshalb bist du verantwortlich für deine Taten.»

«Das passt nicht zusammen.»

«Darum ist es ein Mysterium.»

«Aber wenn Gott weiß, was ich tue, kann ich doch nichts anderes tun. Wieso bin ich dann verantwortlich?»

«Das ist ein Mysterium!»

«Was heißt das?»

«Musst du nicht zur Schule?»

«Entschuldigung.» Der Messdiener steht in der Tür: ein Zisterzienser-Laienbruder namens Franz Eugen Legner. Er hat kleine Augen und ist immer schlecht rasiert. Seit zwei Monaten arbeitet er hier, zuvor war er irgendwo in den dunkelsten Alpen beschäftigt. Er hält die Kirche sauber, aktualisiert unsere Website, spielt Orgel und schickt, ich werde den Verdacht nicht los, dem Bischof Berichte über mich. Ich warte darauf, dass er einen Fehler macht, damit ich mich meinerseits über ihn beschweren kann – ein taktischer Präventivzug. Nur leider macht er keine Fehler. Er ist sehr vorsichtig.

«Du weißt, was du gestern getan hast», sagt er zu dem Jungen.

«Was habe ich denn getan?»

«Egal. Du weißt es. Du erinnerst dich daran.»

«Ja.»

«Und dennoch warst du frei. Du weißt es, und du hättest doch anders handeln können.»

«Weil es gestern war!»

«Aber für Gott», sagt Legner mit weich belegter Stimme, «gibt es nicht heute und

nicht gestern. Nicht jetzt, nicht vorhin und nicht in hundert Jahren. Was du tun wirst, weiß er so genau, wie du weißt, was du gestern getan hast.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Das brauchst du auch nicht», sage ich. «Es ist ein Mysterium.» Wider Willen bin ich beeindruckt. Sechzehn Semester, zwei davon auf der Gregoriana in Rom, aber das wäre mir nicht eingefallen.

Legner blickt mich an, als hätte er meine Gedanken gelesen. Triumphierend bleckt er die Zähne. Trotz allem tut er mir leid. Armer dürrer Intrigant, wohin hat deine Schlaueit dich gebracht?

Der Junge hebt seinen Schulrucksack auf, und schon ist er zur Tür hinaus. Sekunden später sehe ich ihn vor dem Fenster die Straße entlangschlurfen. Ich schließe die Augen und durchmische schnell die Farben auf dem Würfel. Dann öffne ich sie wieder und fange an, Ordnung herzustellen.

«Die Registerzüge pfeifen», sagt Legner. Er blickt nicht auf meine Hände, denn täte er es, müsste er beeindruckt sein, und diese Blöße will er sich nicht geben. «An der Orgel. Wir sollten eine Reparatur in Auftrag geben.»

«Vielleicht kann der Herr ein Wunder tun.» Warum in aller Welt habe ich das gesagt? Es war nicht einmal witzig. Die rote Seite ist wiederhergestellt.

Er betrachtet mich lauernd.

«Nur ein Scherz», sage ich müde.

«Er könnte es», sagt Legner.

«Zweifellos.» Auch die gelbe Seite.

Er schweigt, ich schweige.

«Aber er wird es nicht tun», sage ich dann. Die weiße.

«Unmöglich ist es nicht.»

«Nein, unmöglich nicht.»

Wir schweigen beide. Die blaue Seite ist fertig. Die grüne.

«Er könnte es», sagt Legner dann.

«Aber er wird nicht.»

«Das weiß man nie.»

«Nein», sage ich und lege den wiederhergestellten Würfel aus der Hand. «Das weiß man nie.»

Oft hatte ich vor dem Spiegel gestanden und mich mit kühler Wut vergewissert, dass ich nicht schlecht aussah. Mein Gesicht war ebenmäßig, die Haut passabel, der Körper groß genug, Brust und Kinn breit, die Augen nicht zu klein, und schlank war ich auch. Also woran lag es?

Heute denke ich, es waren Zufälle. Es gibt kein Fatum, und hätte ich zum Beispiel Lisa Anderson an einem anderen Tag oder zumindest auf andere Weise gefragt, alles hätte anders kommen können, und jetzt hätte ich vielleicht eine Familie und wäre Fernsehredakteur oder Meteorologe.

Lisa ging in meine Klasse und saß schräg vor mir. Wenn sie kurze Ärmel trug, sah ich ihre Sommersprossen, und wenn die Sonne im Fenster stand, spielte das Licht auf ihrem glatten braunen Haar. Fünf Tage hatte ich gebraucht, um mir die richtigen Worte zurechtzulegen.

«Wollen wir ins Theater gehen? *Wer hat Angst vor Virginia Woolf?*»

«Wer hat ... was?»

Nicht, dass ich gerne ins Theater gegangen wäre. Ich fand es langweilig, immer war es stickig, und man verstand die Leute auf der Bühne schlecht. Aber jemand hatte mir gesagt, dass Lisa sich dafür interessierte.

«So heißt das Stück.»

Sie betrachtete mich freundlich. Ich hatte nicht gestottert, und es fühlte sich auch nicht so an, als ob ich rot geworden wäre.

«Welches Stück?»

«Im ... Theater.»

«Was ist das für ein Stück?»

«Wenn wir es sehen, wissen wir es.»

Sie lachte. Es lief gut. Vor Erleichterung lachte ich auch.

Sie wurde ernst.

Tatsächlich war etwas nicht richtig gewesen an meinem Lachen; ein wenig zu laut und zu hoch, ich war nervös. Schnell versuchte ich, es zu korrigieren und so zu lachen, wie es sich gehörte, doch ich hatte auf einmal vergessen, wie das ging. Als ich merkte, wie seltsam ich klang, wurde ich nun doch rot: Meine Haut prickelte heiß. Um über den Moment hinwegzukommen, lachte ich noch einmal, aber diesmal klang es sogar schlimmer, und plötzlich sah ich mich vor Lisa stehen und sie anstarren und immer noch lachen und mich dabei beobachten, wie ich lachend vor ihr stand und starrte und lachte. Die Röte brannte auf meiner Haut.

Heute gehe es leider nicht, sagte Lisa.

«Aber gerade hast du –»

Leider, sagte sie. Es sei ihr eben eingefallen. Keine Zeit.

«Schade», sagte ich heiser. «Und morgen?»

Sie schwieg eine Sekunde. Leider, sagte sie dann. Auch morgen nicht.

«Übermorgen?»

Leider habe sie viel vor in den nächsten Wochen.

Danach wagte ich es kaum noch, sie von hinten anzusehen. Aber ich konnte nicht verhindern, dass sie weiterhin in meinen Träumen auftauchte. Dort war sie liebevoll, bereitwillig und lauschte jedem meiner Worte. Manchmal waren wir allein im Wald, dann wieder lagen wir auf einer Wiese, manchmal auch waren wir in einem Zimmer, das Licht so schwach, dass ich die Rundung ihrer Schultern, die Umrisse ihrer Hüften, den sanften Fall ihres Haares nur schemenhaft sehen konnte. Wenn ich dann aufwachte, noch benommen vor Lust und schon gequält von Scham, konnte ich nicht

begreifen, dass ich gerade eben noch hatte meinen können, so etwas geschähe wirklich.

Ein paar Monate später kam ich auf einer Party mit Hanna Larisch aus der Nebenklasse ins Gespräch. Ich hatte schon die zweite Flasche Bier getrunken, die Luft nahm eine samtig weiche Konsistenz an, und mit einem Mal unterhielten wir uns über den Würfel. Sie besaß auch einen, jeder besaß einen in diesen Jahren, aber wie fast alle hatte sie nie mehr als eine Seite geschafft.

Es sei ganz leicht, erklärte ich, man beginne am besten mit der weißen Fläche, dann setze man auf der blauen und der roten ein T zusammen: Grundkante und Mittelstein. Dann vervollständige man den zweiten Ring, indem man das Mittelstück nach rechts oder links eindrehe, dann bringe man das Mittelstück des dritten Rings an die richtige Stelle, wofür es wiederum mehrere Möglichkeiten gebe: so und so und so, ich zeigte die Handbewegungen. Der Trick liege darin, schnell zu entscheiden, welche Kantenstücke man kippen müsse, dafür gebe es keine Formel, das gehe nur mit Übung und Intuition.

Sie hörte mir zu. Der Würfel war damals auf seinem Zenit, im Fernsehen sprachen Experten über ihn, und in den Magazinen gab es Artikel über die Gewinner der Meisterschaften. Meine Stimme stockte sogar dann nicht, als ich wie absichtslos ihre Schulter berührte; und als ich einen Schritt näher trat, um sie besser hören zu können, denn die Musik war laut, strich sie ihre Haare zurück und sah mich aufmerksam an. Ja, dachte ich plötzlich, so kann es gehen, so macht man es wohl. Ich nahm eine neue Flasche, das Sprechen fiel mir leicht. Und das war das Unglück.

Ich redete und redete. Ich sprach davon, wie schwierig es war, ganz am Schluss noch die Ecken zu drehen. Ich sprach davon, dass ich mit etwas mehr Übung Chancen auf den Landesmeistertitel hatte und dass dann sogar die nationale Meisterschaft in Reichweite war. Ich spürte, dass Zeit verging und bald etwas geschehen musste, und um zu verstecken, wie nervös ich war, redete ich weiter.

Sie strich sich durch die Haare, sah auf den Boden, sah mich wieder an, und jetzt war etwas Gezwungenes in ihren Bewegungen. Besorgt redete ich schneller. Sie strich sich wieder durch die Haare, aber sie sagte nichts mehr. Und ich redete. Ich wartete darauf, dass ein Instinkt mir verraten würde, was ich jetzt tun musste, aber dieser Instinkt blieb stumm. Woher wussten andere, wie man vorging, wo stand es geschrieben, wie lernte man es? Ich sah auf die Uhr, um mich zu überzeugen, dass wir noch genug Zeit hatten, aber sie missverstand den Blick und sagte, sie müsse auch heimgehen. «Schon?», rief ich, und: «Nein!», und: «Jetzt noch nicht!», aber dann fiel mir nichts mehr ein. Beide schwiegen wir ins Dröhnen der Musik. Neben uns tanzten betrunkene Schüler, die Leiber aneinandergedrückt im dichten Zigarettenrauch, am Fenster küssten sich zwei. Hanna ging zögernd hinaus.

«War es schlimm?», fragte meine Mutter. Sie war noch wach. Das war sie meistens, wenn ich spät heimkam. Sie saß in der Küche und rührte Zitronenwasser in eine Tasse Tee.

«Was denn?»

«Das weiß ich nicht, aber ich sehe dir an, es war schlimm.»

Sie legte den Löffel wie einen zerbrechlichen Gegenstand neben die Tasse.

«Manche Dinge muss man wieder versuchen. Wieder und wieder. Trotz aller Niederlagen. Du denkst, es geht nur dir so, aber so ist es für alle. Es ist absurd, trotzdem weiterzumachen. Aber trotzdem macht man weiter.»

«Wovon redest du?», fragte ich trocken.

Sie schwieg einen Moment. «Von den Meisterschaften. Das wird. Du darfst dich nicht entmutigen lassen.»

Obwohl sie noch gar nicht alt war, wurden ihre Haare schon grau. Ein wenig rundlich war sie, und sie lächelte oft auf eine abwesende, traurige Art. In diesem Augenblick, in der Küche, nach Mitternacht, dachte ich vieles auf einmal: Ich dachte, dass sie natürlich recht hatte, und ich dachte, dass ich so etwas nicht mit ihr besprechen konnte, und ich dachte, dass ich in früheren Zeiten daheim bleiben und mit ihr hätte leben dürfen, befreit von Wettkampf und Not, umhüllt von ihrer Fürsorge, ohne dass jemand das sonderbar gefunden hätte. Erst im Zeitalter der Psychologen war so etwas verpönt.

Ich nahm mir auch eine Tasse. Aus dem Nebenzimmer, wo der Plattenspieler stand, kam leise Klaviermusik. Ich schenkte mir Tee ein. Musste man denn hinaus in die Welt? Konnte ich wirklich nicht hier leben, in diesem Haus, in dieser Küche?

Sie schüttelte den Kopf, als hätte sie meine Gedanken gelesen. «Nicht aufgeben», sagte sie. «Das ist der ganze Trick.»

«Aber warum nicht?»

Sie schwieg. Ich nahm meine Tasse und ging zu Bett.

Wiederum ein paar Monate später befand ich mich in Sabine Wegners Wohnung. Wir waren allein, ihre Familie war ausgegangen, wir wollten Latein lernen. Sabine war fett. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen, klug und warmherzig, aber alles an ihr war fett: Gesicht, Waden, Körper, Hände. Und ich, der noch nicht ahnte, wie ich selbst einmal aussehen würde, blickte so spöttisch auf sie herab wie alle anderen. Ihre gesamte Erscheinung sagte, dass sie nicht am Spiel teilnahm. Sie kam nicht in Betracht.

Wir saßen am Esstisch und entschlüsselten Tacitus. Sabine trank Pfefferminztee, ich trank Apfelsaft. Schließlich waren wir fertig, und ich stand auf.

«Aber die Nachrichten beginnen gleich», sagte sie.

Wir setzten uns aufs Sofa. Gorbatschow und Reagan gaben einander die Hände, Honecker jaulte in ein Mikrofon, Tom Cruise saß in einem Cockpit, eine Frau vor bläulichem Hintergrund kündigte Regen an, und schon begann die Werbung: Eine Hausfrau schwenkte ein Handtuch und sagte zu einem stolzen Mann mit Krawatte und Aktentasche, sauberer sei es noch nie geworden. Da legte ich Sabine die Hand auf den Nacken.

Im ersten Moment hielt ich es für ein Versehen. Warum tat ich das, was fiel mir ein?

Sie saß starr. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass sie den Kopf nicht drehte. Nimm die Hand weg, dachte ich, jetzt geht es noch. Ich beugte mich zu ihr. In meinen Ohren rauschte es, mein Herz klopfte.

Aber sie ist so fett, dachte ich.

Und ich dachte: Aber sie ist ein Mädchen.

Da drehte sie den Kopf. Ihr Blick war eigentümlich verschwommen. Der große Schatten ihres Körpers, der süßliche Geruch des Parfums, meine Hand auf ihrem weichen Nacken.

Mir war schwindlig. So fett, dachte ich, ist sie nun auch wieder nicht. Und ihr Gesicht, verzerrt von der Nähe, war nicht hässlich. Ich sah, dass eine ihrer Wimpern sich gelöst hatte und auf dem Wangenknochen lag. Ich sah eine kleine Aufschürfung an ihrer Schläfe. Ich sah, dass ein Äderchen sich im Weiß des rechten Auges verzweigte, und ich sah die Poren ihrer Haut.

Ihre Lippen legten sich wattig auf meine. Unsicher drückte ich die Hand an ihre Hüfte. Sabine wich zurück, sah mir ins Gesicht, wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen und kam wieder auf mich zu. Wir küssten uns ein zweites Mal, ihr Mund öffnete sich, und ich spürte ein kleines Lebewesen, ihre Zunge. Ihre Brust hob und senkte sich, mein Herz trommelte, ich bekam keine Luft, aber es ging auch, ohne zu atmen. Nach einer Weile zog sie den Kopf zurück. Ich atmete ein. Sie nestelte an meinem Gürtel.

Ich stand auf und ließ zu, dass sie meine Hose herunterzerterte. Dann fasste sie meine Unterhose, zog daran und betrachtete meine Nacktheit. Aus dem Fernseher plärrte der *Tatort*-Vorspann. Ich sah auf ihre Brüste. Rund waren sie, groß und voll unter der Bluse. Ich streckte die Hände danach aus, sie beugte sich vor, um mir entgegenzukommen. Die Tür öffnete sich, und ihr Vater kam herein, gefolgt von ihrer Mutter und ihrer Schwester, gefolgt von einem Dackel, gefolgt von meiner Mutter.

Keiner sagte ein Wort. Schweigend sahen sie zu, wie ich Unterhose und Hose hochzog und den Gürtel schloss. Der Hund grunzte, legte sich auf den Teppich, streckte die Beine in die Luft und wartete darauf, dass jemand ihn kraulen würde. Das Anziehen dauerte länger als sonst, meiner zitternden Hände wegen. In meinen Ohren rauschte es noch lauter als zuvor, und der Fußboden schien sehr weit weg. Der Hund seufzte bittend und vergeblich. Im Fernsehen sagte ein schnurrbärtiger Polizist etwas über einen Haftbefehl und die Kripo Duisburg. Ich durchquerte das schwankende Zimmer, nahm Lateinbuch, Schulheft, Wörterbuch und Füllfeder vom Esstisch und ging zur Tür. Sabines Eltern traten zur Seite, um Platz zu machen. Die Schwester kicherte. Meine Mutter ging mir voraus.

Wir stiegen die Treppe hinunter.

«Sie haben auf den Bus gewartet», sagte sie. «Ich bin zufällig vorbeigefahren. Ich

habe angeboten, sie heimzubringen. Dann wollte ich dich mit nach Hause nehmen.» Sie schwieg ein paar Sekunden. «Entschuldige.»

Sie schloss die Autotür auf, ich setzte mich auf den Beifahrersitz. Sie drehte umständlich den Rückspiegel zurecht und ließ den Motor an.

«Ich habe nicht gedacht ...!», sagte sie. «Ich meine. Weil Sabine. Ich hätte nicht gedacht ...! Sie ist ja nicht gerade. Ich meine, ich wäre einfach nicht ...»

Ich sagte nichts.

«Als ich deinen Vater kennengelernt habe ...»

Ich wartete. Sie sprach nie über Arthur. Aber entweder war ihr eingefallen, dass es nicht der richtige Moment war, oder sie wollte es plötzlich doch nicht mehr preisgeben, jedenfalls führte sie den Satz nicht zu Ende. Sie sagte kein Wort, bis wir daheim ankamen.

Einfach aufgeben – was war so schlecht daran? Der Gedanke war kühl, groß und verlockend. Ich wurde Zweiter bei den Landesmeisterschaften, ich qualifizierte mich für die nationale Meisterschaft, aber ich wusste inzwischen, dass der Würfel sich nie würde zu einem Beruf machen lassen. Entgegen all meinen Hoffnungen waren die Regierungen nicht interessiert an den Diensten von Rubik-Könnern, auch die großen Firmen hielten nicht Ausschau nach ihnen, und sogar die Hersteller von Computerprogrammen und Spielzeugartikeln bevorzugten Leute mit Abschlüssen in Mathematik und Wirtschaft.

Ich aber fühlte mich wohl in halbdunklen Räumen, ich hörte gern Musik von Monteverdi, und mir gefiel Weihrauchduft. Ich mochte die Fenster alter Kirchen, ich mochte das Netz der Schatten in gotischen Gewölben, ich mochte die Darstellungen von Christus Pantokrator, dem goldumfassten Heiland als Herrscher der Welt, ich mochte Holzschnitte des Mittelalters, ich mochte auch die sanfte Menschlichkeit der Madonnen Raffaels. Ich war beeindruckt von den Bekenntnissen des Augustinus, ich fühlte mich belehrt von den Haarspaltereien des heiligen Thomas, ich empfand eine warme Zuneigung zur Menschengattung an sich, und ich hatte wirklich keine Lust, meine Tage in einem Büro zu versitzen. Außerdem war ich unbegabt dafür, mich selbst anzufassen. Eine Zeitlang hatte ich es regelmäßig getan, wütend, voll Ekel, überzeugt davon, eine ästhetische Verfehlung zu begehen, eine Sünde eher gegen die Schönheit als gegen die Moral. Ich sah mich dabei wie von weitem: ein rotgesichtiger junger Mann, ein wenig rundlich schon, hektisch und mit schmalen Augen an sich selbst hantierend. Und so gewöhnte ich es mir bald wieder ab. Man sollte auch das nicht zugeben im Zeitalter der Psychologen, aber der Würfel machte mehr Spaß.

Und die Sache mit Gott würde ich auch noch hinbekommen. Das dachte ich. So schwer konnte es doch nicht sein. Wenn man sich nur ein wenig Mühe gab, musste es zu schaffen sein.

Insgeheim rechnete ich damit, dass meine Taufe es in Ordnung bringen würde.

Aber als der Moment tatsächlich da war, wurde die Kirche gerade renoviert: Die Wände waren kaum zu sehen hinter Stahlträgern, vor dem Altarbild hing eine Plastikplane, und leider funktionierte auch die Orgel nicht. Das Wasser fühlte sich an wie Wasser, der Taufpriester sah wie ein verstockter Warrkopf aus, und neben meiner melancholisch lächelnden Mutter kämpfte mein Bruder Iwan sichtlich mit einem Lachanfall.

Und doch war ich zuversichtlich, dass der Glaube sich einstellen würde. So viele kluge Leute glaubten doch. Man musste nur mehr lesen, mehr Messen besuchen und mehr beten. Man musste üben. Sobald ich an Gott glauben würde, würde alles sich ordnen, dann würde mein Leben nachträglich zu einem Schicksal werden. Dann würde alles Fügung gewesen sein.

Den einundzwanzigsten Geburtstag feierte ich mit meinen Studienkollegen Finckenstein und Kalm in einem verrauchten Studentenlokal.

«Augustinus ist Schrumpf-Aristoteliker», sagte Finckenstein. «Er steckt tief in der Substanzontologie, deshalb ist er auch überholt!»

«Aristoteles ist nicht überholt», antwortete Kalm. «Er ist die Vernunft selbst!»

Nur in Studentenzeiten führt man solche Gespräche. Finckenstein trug dicke Brillen, hatte sehr rote Wangen und war fromm wie ein Kind. Kalm war ein sanftmütiger Fanatiker, Thomist und schlauer Verteidiger der Heiligen Inquisition. An den Wochenenden nahm er an Ruderwettkämpfen teil, er interessierte sich für Modelleisenbahnen und hatte, was ihn unter Kollegen zum Gegenstand verstohlenen Neides machte, eine Freundin. Vor ihm lag Arthurs Buch *Mein Name sei Niemand*. Ich tat, als würde es mir nicht auffallen, und keiner von ihnen erwähnte es. Es war auch nichts Ungewöhnliches daran, man sah es in diesem Jahr überall.

«Augustinus' Zeittheorie fällt weit hinter die aristotelische Tradition zurück», sagte ich. «Alle zitieren von ihm den Satz, dass man weiß, was die Zeit ist, solange man nicht darüber nachdenkt. Das ist schön, aber als Erkenntnistheorie ist es schwach.»

«Erkenntnistheorie war ja noch nicht das Paradigma», sagte Kalm. «Das war die Ontologie.»

Erschöpft schwiegen wir. Ich legte Geld auf den Tisch und stand auf.

«Was betrübt dich, Friedland?»

«Der Gang der Jahre. Der Verlust der Zeit, die Nähe von Tod und Hölle. Du kennst das nicht, du bist erst neunzehn.»

«Gibt es die Hölle denn?», fragte Finckenstein. «Was sagt die Ontologie?»

«Geben muss es sie», sagte Kalm. «Aber leer könnte sie sein.»

«Und was geschieht dort? Feuer, das schmerzt, doch nicht verbrennt, wie bei Dante?»

«Dante schildert nicht die Hölle», sagte Kalm. «Dante schildert die Wahrheit unseres Daseins. In der Hölle sind wir allenfalls nachts, in den Momenten der

Wahrheit, die wir Albtraum nennen. Was auch immer die Hölle sein mag, der Schlaf ist das Tor, durch das sie hereindringt. Jeder kennt sie, denn man ist jede Nacht dort. Die ewige Bestrafung ist einfach ein Traum ohne Erwachen.»

«Na dann», sagte ich. «Ich gehe schlafen.»

Draußen stand schon die Straßenbahn. Ich stieg ein, und sofort fuhr sie los, als hätte sie auf mich gewartet. Ich setzte mich.

«Entschuldigung», sagte eine dünne Stimme. Vor mir kauerte ein zerlumpter Mann mit wucherndem Bart und zwei prall gefüllten Plastiksäcken. «Geben Sie?»

«Bitte?»

«Geld», sagte er. «Was ihr dem geringsten meiner Brüder. Das habt ihr mir. Sagt der Herr.»

Er hielt mir eine schrundige Handfläche hin. Selbstverständlich griff ich in die Jackentasche, aber im gleichen Moment war er auch schon in die Knie gegangen. Dann legte er sich auf den Rücken.

Verblüfft beugte ich mich vor. Er lächelte und rollte langsam, fast genüsslich hin und her – von der linken Schulter auf die rechte und wieder zurück. Ich sah mich um. Es waren nur noch wenige Leute im Waggon, und sie blickten alle starr woandershin.

Aber es war meine Pflicht. Das Christentum verlangte es. Ich stand auf und beugte mich über ihn.

«Brauchen Sie Hilfe?»

Er legte eine Hand um meinen Knöchel. Sein Griff war erstaunlich fest. Die Bahn hielt, die Türen öffneten sich, zwei Frauen stiegen eilig aus, der Waggon war nun fast leer. Er sah mich an. Sein Blick war klar, scharf und aufmerksam, nicht verwirrt, eher neugierig. Ein Rinnsal Blut lief aus seiner Nase und verlor sich im grauen Filz des Bartes. Die Türen schlossen sich, die Bahn fuhr an. Ich versuchte, mein Bein aus seinem Griff zu ziehen. Aber er ließ nicht los.

Kein anderer Fahrgast blickte her. Wir waren im zweiten Waggon, der Fahrer schien unerreichbar fern. Seine freie Hand griff zu und klammerte sich so fest um mein anderes Bein, dass ich die Fingernägel spürte. Die Bahn hielt, die Türen öffneten sich, wieder stiegen Leute aus, die Bahn wartete kurz, die Türen schlossen sich, und weiter ging es. Ein angebissener Apfel rollte unter einem Sitz hervor, änderte seine Richtung und verschwand unter einem anderen Sitz. Ich konnte nicht weg, der Mann war stärker, als er aussah. Er fletschte die Zähne, blickte fragend in mein Gesicht und schloss die Augen. Ich riss an meinem rechten Fuß, aber ich kam nicht frei. Sein Atem ging hastig, sein Bart zitterte. Er sog scharf die Luft ein, dann spuckte er. Ich fühlte etwas Warmes und Weiches an meiner Wange herablaufen. Er fauchte.

Da trat ich zu. Er wollte sich aufrichten, aber ich trat ein zweites Mal, und er sank zu Boden. Meine Zehen schmerzten. Ich packte einen der Haltegriffe, um nicht das

Gleichgewicht zu verlieren, und trat ein drittes Mal. Eine seiner Hände löste sich, die andere nicht, ein Plastiksack fiel um, und Dutzende Papierknäuel rollten heraus: Zeitungsseiten, Buchseiten, Seiten aus Hochglanzmagazinen und Werbebroschüren. Aus dem anderen Sack drang ein Wimmern; mir war, als hätte sich etwas darin bewegt. Die Bahn hielt, die Türen öffneten sich, ich trat auf sein Handgelenk, er stöhnte, und endlich ließ auch die Linke los. Ich sprang hinaus und begann zu rennen.

Ich rannte lange. Erst als ich nicht mehr konnte, blieb ich stehen und sah keuchend auf die Uhr. Zehn Minuten nach Mitternacht. Mein Geburtstag war vorbei.

«Er war es nicht», sagte Iwan. «Ganz sicher.»

«Wer weiß.»

«Es war nicht der Teufel! Auch wenn dir das recht wäre. Ihr Leute sucht immer nach etwas, das euren Glauben stärkt. Aber er war es nicht.»

Wir saßen in dem Raum, der einst Arthurs Bibliothek gewesen war. An den Wänden reihten sich Buchrücken, von draußen war das friedliche Geräusch eines Rasenmähers zu hören.

«Glaube ist nicht so wichtig», sagte ich.

«Ach.»

«Der Priester hat die Kraft, zu binden und zu lösen. Egal, was er dabei denkt. Er muss nicht ans Sakrament glauben, damit das Sakrament sich vollzieht.»

«Und das glaubst du?»

«Das muss ich gar nicht glauben, es stimmt in jedem Fall.»

Bald würde Iwan in Oxford studieren. Jeder wusste, dass ihm Großes bestimmt war, und niemand bezweifelte, dass er in zehn Jahren ein berühmter Maler sein würde. Immer hatte ich mich unsicher gefühlt in seiner Gegenwart, immer unterlegen, aber der Katholizismus bot mir plötzlich eine Position, eine Haltung und ein Argument zu allem.

Iwan setzte zu einer Antwort an, da flog die Tür auf, und er kam ein zweites Mal herein. Obgleich ich darauf vorbereitet war, funktionierte der Zaubertrick, und ich brauchte einen Augenblick, um zu begreifen.

«Würdest du mir bitte nie mehr dieses Buch hinlegen?» Eric warf eine Ausgabe von *Mein Name sei Niemand* auf den Tisch. «Ich werde das nicht lesen.»

«Aber es ist interessant», sagte Iwan. «Ich wüsste gerne, was du —»

«Interessiert mich nicht. Von mir aus kann er sterben. Ist mir egal, was er schreibt.»

«Eric meint das nicht so», sagte Iwan. «Er ist nur manchmal theatralisch.»

«Und du?», fragte Eric mich. «Meinst du das ernst? Beten, Kirche, Priesterseminar? Du meinst das wirklich ernst? Wir sind doch Juden, geht das überhaupt?»

«Wir sind keine Juden», sagte Iwan.

«Aber unser Großvater –»

«Trotzdem», sagte Iwan. «Wir sind leider nichts. Du weißt das.»

«Martin macht das ohnehin nur, weil er keine Freundin findet.»

Ich konzentrierte mich darauf, ruhig zu atmen. Auf keinen Fall durfte ich rot werden.

«Ich bin entsetzt von der Platttheit deines Geistes», sagte Iwan. «Martin ist ein ernsthafter Mensch. Ich weiß, dass du dir das nicht vorstellen kannst, aber er glaubt und will dienen. Du wirst das nie verstehen.»

Eric starrte mich an. «Im Ernst? Die Jungfrau, Wasser in Wein, die Auferstehung? Wirklich?»

«Das ist ein Prozess.» Ich räusperte mich. «Im Glauben ist man immer auf dem Weg. Man ist nie –»

«Du willst einfach nicht arbeiten!»

Ich stand auf. Wie schaffte er es immer so schnell, mich wütend zu machen? Wieso stimmte immer alles, was er sagte, und wieso stimmte es immer auf so falsche Art?

«Wenn dir das Beten irgendwann zu viel wird, kommst du angekrochen», sagte Eric. «Dann flehst du darum, dass ich dich anstelle.»

«Und was tust du dann? Wenn ich angekrochen komme?»

«Dann stelle ich dich an, was sonst? Du bist mein Bruder.» Er lachte und ging grußlos hinaus.

«Er ist nervös in letzter Zeit», sagte Iwan. «Er schläft zu wenig. Nimm ihn nicht ernst.» Er schlug *Mein Name sei Niemand* auf, blätterte geistesabwesend ein paar Seiten um und klappte es wieder zu. «Ich habe auch mal geglaubt, ich wäre dem Teufel begegnet. Es war im Kaufhaus, da war ich zehn Jahre alt. Eine Frau an einem Wühltisch, sie sah nicht ungewöhnlich aus, und sie tat auch nichts Besonderes, aber ich wusste: Wenn ich ein paar Sekunden länger bleibe, passiert etwas Schreckliches. Mutter hat mich erst eine Stunde später gefunden, hinter einem Kühlschrank in der Elektroabteilung, sie war ganz außer sich vor Angst. Ich glaube immer noch, ich habe richtig reagiert. Wenn sie mich gesehen hätte ...» Er blickte nachdenklich zum Fenster. Draußen schwang ein Gärtner seine Heckenschere, das Metall blitzte in der Sonne. «Aber das ist Unsinn. Ich war zehn.» Er sah auf die Tischplatte, dann zu mir, als hätte er für einen Moment vergessen, dass ich da war. «Und sonst? Absichten, Pläne? Macht man doch an seinem Geburtstag. Vorsätze?»

«Ich trainiere für die Meisterschaften.»

«Der Würfel schon wieder?»

«Der Würfel.»

«Viel Glück. Aber wichtiger ...»

«Ja?»

«Nichts.»

«Sag schon!»

«Na ja, irgendjemand muss es wohl mal sagen. Solange noch Zeit ist, etwas dagegen zu tun. Du solltest ...»

«Ja?»

«Egal.»

«Sag es!»

«Abnehmen, frommer Bruder. Noch geht es, aber später wird es immer schwieriger. Du solltest wirklich abnehmen.»

Ist *Mein Name sei Niemand* ein fröhliches Experiment und damit das zweckfreie Produkt eines spielenden Geistes, oder ist es ein böswilliger Angriff auf die Seele jedes Menschen, der es liest? Niemand weiß es so recht, vielleicht stimmt ja beides zugleich.

Den Anfang bildet eine altmodische Novelle über einen ins Leben aufbrechenden jungen Mann, von dessen Namen wir nur den ersten Buchstaben erfahren: F. Die Sätze sind wohlgebaut, die Erzählung fließt kraftvoll, fast läse man mit Vergnügen, hätte man nicht ständig das Gefühl, man würde verspottet. F wird auf die Probe gestellt, er bewährt sich, kämpft, lernt, gewinnt, lernt mehr, verliert und entwickelt sich fort, alles nach altbewährter Manier. Doch einem ist, als bedeute kein Satz einfach sich selbst, als beobachte die Geschichte ihren eigenen Fortgang und als stehe in Wahrheit nicht die Hauptfigur im Zentrum, sondern der Leser, der all dem so bereitwillig folgt.

Nach und nach häufen sich kleine Unstimmigkeiten. F ist daheim, blickt hinaus in den Regen, zieht Jacke und Mütze an, nimmt seinen Regenschirm, verlässt das Haus, flaniert durch die Straßen, in denen es nicht regnet, zieht Mütze und Jacke an, nimmt den Regenschirm und verlässt das Haus, als hätte er das nicht eben schon getan. Kurz danach tritt ein entfernter Verwandter von ihm auf, von dem wir zuvor in einem Nebensatz erfahren haben, dass er bereits seit zehn Jahren tot ist, ein harmloser Jahrmarktsbesuch eines Großvaters mit seinem Enkel verwandelt sich in einen labyrinthischen Albtraum, eine folgenreiche Ungeschicklichkeit von F wird ohne Umschweife rückwirkend ungeschehen gemacht. Natürlich bildet man sich Theorien. Nach und nach hat es den Anschein, als käme man dem Verstehen näher, dann meint man sich bereits kurz davor, aber da bricht die Erzählung ab – einfach so, ohne Warnung, mitten im Satz.

Wieder versucht man, sich darauf einen Reim zu machen. Vielleicht ist der Held gestorben. Vielleicht sind die Unstimmigkeiten Vorboten des Endes, die ersten schadhaften Stellen gewissermaßen, bevor das Gewebe vollends zerreißt. Denn was, scheint der Autor zu fragen, ist der Tod anderes als ein Ende mitten im Satz, über das der, den es betrifft, nie hinauskommt, als eine lautlose Apokalypse, in der nicht ein Mensch aus der Welt, sondern die Welt selbst verschwindet, ein Ende aller Dinge ohne Schlusspunkt?

Im zweiten Teil geht es um etwas anderes. Darum nämlich, so versichert der Autor, dass du, jawohl du, und das ist keine rhetorische Wendung, dass also du nicht existierst. Du meinst, du liest das hier? Selbstverständlich meinst du das. Aber das hier liest keiner.

Die Welt ist nicht so, wie sie aussieht. Es gibt keine Farben, sondern Wellenlängen, es gibt keine Töne, sondern schwingende Luft, es gibt eigentlich auch keine Luft, sondern verkettete Atome im Raum, wobei «Atome» ja auch nur ein Wort ist für Energieverschlingungen ohne Form und festen Ort, und was ist überhaupt Energie? Eine Zahl, die konstant bleibt, in allen Veränderungen, eine abstrakte Summe, die sich erhält, nicht Substanz, sondern Verhältnis, also reine Mathematik. Je genauer man hinsieht, desto leerer wird alles, desto irrealer sogar die Leere. Denn auch der Raum ist bloß eine Funktion, ein Modell unseres Geistes.

Und der Geist, der diese Modelle erschafft? Vergiss nicht: Im Gehirn wohnt niemand. Kein unsichtbares Wesen schwebt durch die Nervenwindungen, blickt durch die Augen, horcht von innen an den Ohren und spricht durch deinen Mund. Augen sind keine Fenster. Da sind Nervenimpulse, aber niemand liest sie, zählt sie, übersetzt sie und denkt über sie nach. Such, so lange du willst, niemand ist zu Hause. Die Welt ist in dir, und du bist nicht da. Denn «du», das ist auch von innen gesehen bestenfalls ein Provisorium, notdürftig zusammengeflickt: ein paar Millimeter Blickfeld, das an den Rändern schon ins Nichts rinnt, darin blinde Flecken, ausgefüllt von Gewohnheit und einem Gedächtnis, das wenig bewahrt und das meiste erfindet. Dein sogenanntes Bewusstsein ist ein Flackern, ein Traum ist es, den niemand träumt.

So geht es über fünfzig Seiten, und beinahe funktioniert es, fast ist man überzeugt. Nur beschleicht einen das Gefühl, auch dies sei nur eine ironische Demonstration von – ja, was eigentlich? Denn schon ist man beim Schlusskapitel. Es ist kurz und gnadenlos und handelt, daran besteht kein Zweifel, von Arthur selbst.

F tritt wieder auf, und es geschieht auf wenigen Seiten die Zergliederung eines Menschen: Begabt, ohne Mut, zögerlich, egozentrisch bis an die Grenze der Gemeinheit, angeekelt von sich selbst, bald schon gelangweilt von der Liebe, unfähig, sich ernsthaft mit etwas abzugeben, auch die Kunst bloß als Vorwand für Untätigkeit nützend, nicht gewillt, sich für andere zu interessieren, nicht imstande, Verantwortung zu übernehmen, zu feige, sich dem eigenen Scheitern zu stellen, ein schwacher, unehrlicher, überflüssiger Mensch, talentiert nur für leere Gedankenspiele, für Scheinkunst ohne Substanz und für das lautlose Entkommen aus jeder unangenehmen Situation, hat endlich den Punkt erreicht, an dem er aus reinem Überdruß am eigenen Selbst behaupten muss, niemand habe ein Selbst und jedes Ich sei eine Täuschung.

Aber auch dieser dritte Teil ist nicht so klar, wie es scheint. Ist dieser Selbsthass wirklich echt? Nach den Ausführungen zuvor gibt es doch gar kein Ich, und all die

Gewissenserforschung hat keinen Sinn. Welcher Teil hebt welchen auf? Der Autor gibt keinen Hinweis.

Iwan, Eric und ich hatten je ein Exemplar mit der Post bekommen, in einem Kuvert aus braunem Packpapier, ohne Widmung oder Absender. Das Buch wurde nirgendwo besprochen, und ich sah es in keinem Geschäft. Erst ein Jahr später fiel es mir zum ersten Mal auf der Straße auf. Ich war auf dem Heimweg von der Universität, und für einen Moment hielt ich, was ich sah, für eine Einbildung. Aber da war es wirklich, in den Händen eines alten Herrn auf einer Bank, der beim Lesen angespannt vor sich hin lächelte, offenbar gefangen vom Zweifel an seiner eigenen Existenz. Ich bückte mich und blickte auf den einfarbig blauen Umschlag, der Herr sah beunruhigt auf, ich ging schnell weiter. Zwei Wochen später sah ich das Buch wieder, diesmal in der U-Bahn, ein Mann mit Ledertasche und fransigem Hut las darin. Als ich es in der nächsten Woche ein zweites Mal sah, standen schon in allen Zeitungen Artikel darüber, da hatte es gerade den ersten Menschen in den Tod gelockt.

Eine verträumte Seele mit metaphysischer Neigung war es gewesen, ein Medizinstudent in Minden, der nach der Lektüre ein wirres Experiment entworfen hatte, um sich seines Daseins zu versichern. Niemand verstand die Einzelheiten, aber es hatte etwas mit einem Minutenprotokoll seiner Seelenregungen zu tun, mit kontrollierten Nadelstichen, die er abwechselnd sich selbst und einem bedauernswerten Meerschweinchen zufügte, sowie mit einem genau vorbereiteten und mit viel Bedacht ausgeführten Sprung von einer Eisenbahnbrücke. In der Woche darauf sprang eine junge Frau vom Münchner Fernsehturm, in den Händen eine Ausgabe von *Mein Name sei Niemand*, was eine weitere Flut von Zeitungsartikeln auslöste, die wiederum zur Folge hatte, dass der Besitzer eines Obstladens in Fulda gemeinsam mit seiner Frau Gift nahm. Zwischen den beiden Leichen lag Arthurs Buch.

Damit war die Selbstmordwelle auch schon am Ende, doch die Welle der Artikel, Kommentare und Gegenkommentare hielt noch eine Weile an, zumal kurz darauf ein bekannter Radiomoderator auf eigenen Wunsch in die geschlossene psychiatrische Klinik eingeliefert wurde, nachdem er in seiner Sendung erklärt hatte, von seiner substanziellen Nichtexistenz überzeugt zu sein. Dass er danach eine längere Passage aus *Mein Name sei Niemand* vorgelesen hatte, führte dazu, dass der zuständige Parlamentsausschuss die Frage debattierte, ob man das Gesetz zur Indizierung gefährlicher Filme, Videospiele und Bücher nicht viel strenger anwenden müsse. Das provozierte höhnische Erklärungen mehrerer Abgeordneter sowie die Stellungnahme eines Bischofs, was wiederum eine neue Welle von Kommentaren nach sich zog, in der auch ausführlich darüber spekuliert wurde, wer denn dieser Arthur Friedland sei, der sich derart still verhielt, sein Buch nicht verteidigte, nicht auftrat und sich nicht einmal fotografieren ließ.

Als das Thema dermaßen erschöpfend beredet worden war, dass es niemanden

mehr gab, den es nicht langweilte, war Arthur berühmt. Sein zweites Buch, der Roman *Die Stunde des Jägers*, ein scheinbar konventioneller Krimi über einen zutiefst melancholischen Detektiv, der trotz großer Intelligenz und verzweifelter Bemühung nicht in der Lage ist, einen eigentlich recht einfachen Fall zu lösen, stand mehrere Wochen lang auf den unteren Rängen der Bestsellerlisten.

Bald darauf erschien der Roman *An der Mündung des Flusses*: Eines Mannes Geschick verzweigt sich wieder und wieder durch Entscheidungen oder durch Wechselfälle des Glücks. Jedes Mal werden beide Varianten beschrieben, beide möglichen Lebenswege, die an ein und demselben Punkt ihren Ausgang nehmen. Immer öfter mischt sich der Tod hinein, zwischen einem gelungenen Dasein und dessen schrecklichem Ende liegt oft nur ein Augenblick der Unaufmerksamkeit oder ein winziger Zufall – immer mehr Wege führen zu Krankheit, Unfall und Sterben, nur ganz wenige zu hohem Alter.

Dieses Buch berührte mich auf das Merkwürdigste, und bis heute macht es mir Angst. Zum Teil weil es zeigt, wie unübersehbar die Konsequenzen jeder Entscheidung und jeder Bewegung sind – jede Sekunde kann alles zunichtemachen, und wenn man das zu Ende denkt, wie lässt es sich überhaupt leben? Zum Teil aber auch, weil ich nie den Verdacht loswerden konnte, dass es mehr als Arthurs andere Bücher mit mir zu tun hat: mit einem lange vergangenen Nachmittag im Sommer, an dem mich ein Auto beinahe getötet hätte, was jetzt nur mehr eine ferne Erinnerung ist, eine kurze Anekdote und allenfalls dann und wann ein Echo in schlechten Träumen nach einem schweren Abendessen.

Das Holz knarrt, eine Gestalt schiebt sich herein und sinkt in die Knie. Ich lege den Würfel weg. Gerade eben habe ich es in achtundzwanzig Sekunden geschafft, meine Bestzeit liegt bei neunzehn, aber das ist lange her.

«Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes», sage ich ärgerlich.

«In Ewigkeit, amen», antwortet eine heisere Männerstimme.

«Ich höre.»

Er schweigt, atmet schwer, sucht nach Worten. Ich blicke wieder auf den Würfel, aber es geht nicht, man könnte die Drehung der Gelenke hören, er würde es merken.

«Unkeuschheit. Ich habe mich selbst befriedigt. Ich tue es ständig!»

Ich seufze.

«Gerade vorhin. Auf der Straße. Keiner hat es gesehen. Ich habe eine Frau und eine Freundin. Beide wissen voneinander, aber sie wissen nichts von meiner zweiten Freundin, die aber von ihnen beiden weiß. Dann habe ich noch eine dritte Freundin, von der sie alle nicht wissen. Sie weiß von den anderen auch nichts, sondern denkt, ich lebe allein.»

Ich reibe mir die Augen. Müde bin ich, und es ist so heiß.

«Das Ganze ging nicht mehr gut, als Klara meine Frau auf Facebook verspottet hat. Sie hat nicht daran gedacht, dass Pia ja ihre Freundin ist und das lesen kann.»

«Ihre Freundin?»

«Facebook-Freundin. Ich habe allen gesagt, jetzt höre ich auf, jetzt wird es anders. Aber es ist so schwer! Wie machen Sie es denn? Nie eine Frau! Ich werde schon nach zwei Stunden zittrig.»

«Sprechen wir von Ihnen.»

«Außerdem habe ich Geld genommen.»

«Ach.»

«Nicht sehr viel. Tausend Euro. Aus der Firmenkasse.»

«Was ist Ihr Beruf?»

«Ich bin Steuerberater. Meine Freundin arbeitet in meiner Kanzlei.»

«Welche?»

«Welche Kanzlei?»

«Welche Freundin!»

«Na Klara. Die, von der meine Frau weiß.»

«Warum wird man Steuerberater?»

«Bitte?»

«Warum Steuerberater? Ich habe mich das immer wieder gefragt.»

Er schweigt. Aber warum soll ich keine Fragen stellen, wo steht geschrieben, dass ich in der Beichte nicht auch etwas lernen darf?

«Ich mag Kreuzworträtsel», sagt er dann. «Wenn alles sauberlich ausgefüllt ist. So richtig. Ich mag das. Man bekommt die Belege, es ist erst ein Chaos, aber dann fängt man mit dem Ausfüllen der Formulare an. Hierhin etwas und dorthin etwas, dieses Feld und jenes Feld, irgendwann stimmt alles. Im Leben ist ja sonst nie etwas in Ordnung. Brauchen Sie einen Steuerberater?»

«Nein, nein. Danke.»

«Das Geld war nicht von einem Klienten. Das dürfen Sie nicht glauben. Es war aus der Kanzleikasse für Büroausgaben. Ein Freund von mir hat einen Vertrieb für Möbel, ich habe ihm gesagt, ich kaufe neue Drehstühle, aber du musst die Rechnung etwas höher ausstellen, dreitausend Euro etwa, und dann –»

«Eben haben Sie gesagt: Tausend!»

«– hat er die Stühle geliefert, und ich habe bezahlt und die Differenz mit ihm geteilt. Leider wollte er dann das Geld, das ich bekommen habe, als Sonderausgabe von der Steuer absetzen, und da er unser Klient ist, musste ich ihm sagen, dass das nicht geht. Ich habe ein paar Buchhaltungstricks versucht –»

«Reden wir von den Frauen.»

«Es ist furchtbar, Herr Pfarrer! Sie rufen ständig an.»

«Wer?»

«Alle außer meiner Frau. Die ruft nie an. Warum auch. Und jeden Tag besuche ich eine von ihnen, ich habe das gut organisiert, aber wenn es zu lange dauert, muss ich

trotzdem ... so wie vorhin! Wie halten Sie das aus, Herr Pfarrer? Einmal habe ich es eine Woche lang geschafft. Ich bin zu Hause geblieben, habe mit den Kindern gespielt und meiner Frau beim Kochen geholfen. Abends haben wir YouTube-Videos von lustigen Tieren gesehen. Es gibt so viele. Tausende Videos. Tausende lustige Tiere.»

«Was machen die?»

«Fressen, herumrollen, Geräusche. Am dritten Tag dachte ich: So schlimm ist das gar nicht. Am fünften dachte ich, ich muss mich umbringen. Dann bin ich zu ihr gegangen.»

«Zu welcher?»

«Ich weiß nicht mehr, ist das wichtig?»

«Nein.»

«Also was soll ich tun?»

«Genau das. Bleiben Sie daheim. Helfen Sie kochen. Sehen Sie Tiervideos.»

«Aber das ist schrecklich.»

«Natürlich ist es schrecklich. Das ist das Leben.»

«Warum sagen Sie mir so etwas?»

«Weil ich nicht Ihr Therapeut bin. Ich bin auch nicht Ihr Freund. Sehen Sie der Wahrheit ins Gesicht. Sie werden nie glücklich sein. Aber das macht nichts. Man kann auch so leben.» Ich warte einen Moment, dann schlage ich das Kreuz. «Ich spreche dich frei von deinen Sünden. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Seien Sie Ihrer Frau treu, solange es geht. Versuchen Sie es zwei Wochen lang. Zwei Wochen müssen möglich sein. Und geben Sie das Geld zurück. Das ist Ihre Buße.»

«Wie soll ich das verbuchen?»

«Finden Sie einen Weg.»

«Das sagt sich leicht! Wie stellen Sie sich das vor? Ich kann nicht einfach so zwölftausend Euro zurück an die Kanzlei überweisen!»

«Zwölf?»

«Ich bleibe lieber drei Wochen daheim. Drei, ja?»

«Geben Sie das Geld zurück!»

Er schweigt. «Die Lossprechung gilt doch? Ich meine, unabhängig von der Buße? Die ist keine ... Bedingung?»

«Das Sakrament ist vollzogen. Aber das Geld nicht zurückzugeben wäre eine neue Sünde.»

«Dann komme ich wieder.»

«So geht das nicht!»

«Natürlich könnte ich es als Steuererstattung ausgeben. Aber wenn dann eine Betriebsprüfung stattfindet, was mache ich? Ich kann es nicht verbuchen!»

Er wartet. Ich antworte nicht.

«Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer.»

Das Holz knarrt, seine Schritte entfernen sich. Ich hätte gern einen Blick auf sein Gesicht geworfen, aber das Beichtgeheimnis verbietet es mir, und ich halte mich an die Regeln. Die Protestanten haben einen Gott, der wissen möchte, was in ihrer Seele vorgeht, aber ich bin Katholik, und meinen Gott interessiert nur, was ich tue. Ich nehme den Würfel, und gerade als ich überlege, ob ich klassisch vorgehen oder lieber mit einem Viererblock anfangen soll, knarrt wieder das Holz.

«Ich trinke.»

Ich lege den Würfel weg.

«Ständig trinke ich. Ich kann nicht aufhören.»

Ich beneide Alkoholiker. Filme werden über sie gedreht, man engagiert die besten Schauspieler, man schreibt über sie Reportagen und Romane. Aber Menschen, die viel essen? Dünne Leute sagen ja, dass alles eine Frage der Willenskraft sei, aber vielleicht sind sie bloß dünn, weil sie weniger Hunger haben. Vorhin habe ich mir beim Automaten an der Ecke zwei Schokoriegel gekauft. Nicht um sie zu essen, sondern um sie dabeizuhaben. Was für eine dumme Idee.

«Ich will sonst gar nichts mehr. Nur trinken. Meine Frau hat mich verlassen, den Job habe ich verloren, alles egal. Nur trinken will ich.»

«Ich kann Sie nur lossprechen, wenn Sie den ehrlichen Wunsch haben, sich zu ändern.»

Mein Telefon vibriert. Ich nestle es hervor und sehe auf dem Bildschirm die Nummer von Erics Büro. Das ist seltsam, denn Eric ruft mich niemals an. Aber jetzt kann ich nicht rangehen.

«Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht.»

«Sie wissen nicht, ob Sie aufhören wollen zu trinken?»

«Ich würde gerne nicht mehr trinken wollen, aber ich will trinken.»

Ist das eine kluge Unterscheidung oder absurd? Das Telefon hört auf zu vibrieren.

«Essen Sie da etwa, Herr Pfarrer?»

«Nein! Versuchen Sie, zwei Tage nicht zu trinken. Das ist doch ein Anfang. Dann kommen Sie wieder!»

«Zwei Tage? Das kann ich nicht.»

«Dann darf ich Sie nicht lossprechen.» Der erste Bissen war herrlich. Die brechende Schokolade, das feine Prickeln des Kokos. Aber jetzt merkt man es schon: zu fett, viel zu süß. So ist es mit den meisten Dingen, Jesus hat das übersehen, Buddha war aufmerksamer. Nie genügt etwas wirklich. Alles ist unzureichend, und doch kommt man nicht los.

«Sie essen!»

«Kommen Sie in zwei Tagen wieder.»

«Hören Sie auf zu essen!»

«Ich esse nicht.»

«Im Beichtstuhl!»

«In zwei Tagen. Wenn Sie nicht getrunken haben. Dann kommen Sie wieder!»

Das Holz knarrt, er geht. Ich zerknülle die leere Metallfolie und denke an den zweiten Riegel. Er ist noch in meiner Tasche, und dort wird er auch bleiben.

Ich ziehe ihn aus der Tasche.

Aber ich habe ihn noch nicht ausgepackt. Und selbst wenn er schon ausgepackt wäre, hätte ich noch nicht hineingebissen. Alles steht in meiner Macht. Das Mysterium des freien Willens: Ich kann hineinbeißen, ich kann es lassen. Es liegt bei mir. Alles, was ich tun muss, damit es nicht geschieht, ist, es nicht zu tun.

Der zweite schmeckt gar nicht mehr. Ich kaue schnell und wütend. Der zweite schmeckt nie. Das Telefon vibriert. Schon wieder Erics Büro. Es muss wichtig sein.

«Ich beneide dich», sagte Iwan.

«Das ist übertrieben.»

Wir saßen auf einer Bank im Wandelgang des Klosters Eisenbrunn. Die Bäume wiegten sich im kühlen Wind, Vögel sangen, von der Küche her roch es nach Essen, dann und wann ging gesenkten Hauptes ein Mönch in seiner Kutte vorbei. Man hätte meinen können, man wäre in einem anderen Jahrhundert.

Ich war froh, Iwan zu sehen. Nach einer Woche strenger Exerzitien war ich der frommen Gesichter müde. Mein Bruder war ohne Ankündigung aufgetaucht, wie es seine Art war. Der Pförtner hatte ihn fortschicken wollen, aber dann hatte er ihn doch hereingelassen. Iwan war nun einmal schwer abzuweisen.

«Sie haben dir sogar den Würfel abgenommen?»

«Teil der Übung», sagte ich. Am Anfang hatte er mir gefehlt, aber inzwischen fragte ich mich, ob womöglich das, was ich für meine liebste Beschäftigung gehalten hatte, in Wirklichkeit nur eine Sucht war.

«Du warst bei Lindemann?», fragte ich.

«Es war sehr unergiebig. Kein interessanter Mensch.»

«Aber hat er sich erinnert? Konnte er dir erklären –»

«Ich sage doch, er ist nicht interessant.»

«Aber –»

«Martin, da gibt es gar nichts zu erzählen! Ich wünschte, ich wäre wie du. Du weißt, was du willst. Ich bin nicht einmal zum Künstler geeignet.»

«Unsinn.»

«Das ist keine Bescheidenheit und auch keine Krise. Ich habe eingesehen, dass ich nicht geeignet bin, Maler zu sein.»

Durch den Säulengang kamen drei kuttenverhüllte Mönche. Der links war ein Säufer, der in der Mitte sah abends stundenlang Sportübertragungen auf einem alten Schwarzweißfernseher, der rechts war neulich wegen seiner Sammlung pornographischer Videos verwarnt worden. Aber für Iwan, der sie nicht kannte, mussten sie wie Erleuchtete aussehen.

«Notfalls kann ich Kunstprofessor werden. Oder Kurator. Würde ich weiter malen ... Ich wäre mittelmäßig. Bestenfalls mittelmäßig. Bestenfalls.»

«Wäre das so schlimm? Die meisten sind mittelmäßig. Per definitionem.»

«Eben. Aber dann denk an Velázquez und daran, wie er das Weiß der Leinwand einsetzt, als wäre es Farbe. Oder an Rubens Hauttöne. Oder an die Kraft von Pollock, seinen Mut, zu malen wie ein Verrückter. Ich kann so etwas nicht. Ich kann nur ich sein. Und das reicht nicht.»

«Du hast schon recht», sagte ich nachdenklich. «Wie lebt man damit, dass man nicht Rubens ist? Wie arrangiert man sich? Zu Beginn denkt man ja bei allem, man ist eine Ausnahme. Aber kaum einer ist eine Ausnahme.»

«Per definitionem.»

«Suchst du noch ein Dissertationsthema?»

«Keine schlechte Idee.» Er scharrte mit der Schuhspitze im Kies, blickte auf und lächelte. «Gar keine schlechte Idee. Wir reden zu selten. Hast du schon die niederen Weihen?»

«Das dauert noch.»

«Ich meine das ernst, ich beneide dich. Die Welt verlassen. Aus allem hinaustreten. Einfach nicht mehr dabei sein.»

«Schön wär's.» Sonnenstrahlen fielen durchs Geäst der hohen Bäume, auf den Kieselsteinen tanzten Lichtflecken. «Man ist immer noch dabei. Nur anders. Es gibt keinen Weg hinaus.»

«Bete für mich.» Iwan stand auf. «Morgen fliege ich nach England, vielleicht sehen wir uns zu Weihnachten. Bete für mich, Bruder Martin. Ich bin einer von denen, die Gebete brauchen.»

Ich sah ihm nach. Das Klostertor öffnete sich summend. Die Dinge sahen hier mittelalterlich aus, aber überall floss Strom, es gab versteckte Sicherheitskameras, und immer öfter sah man Mönche in winzige Telefone sprechen. Hier wie überall geschah etwas Unausweichliches mit der Welt. Langsam stand ich auf. Gleich würden die Glocken zur Abendandacht rufen.

Während der ersten zwei Tage hatte ich gemeint, die Langeweile werde mich umbringen, aber dann war es besser geworden, und mittlerweile konnte ich stundenlang in der Kirche knien und dem Auf und Ab der gregorianischen Melodien zuhören. Auch der Hunger plagte mich nicht mehr ständig, und so konnte ich meine Knieschmerzen vergessen, zu den hohen Fenstern aufblicken und überzeugt davon sein, dass ich dort war, wo ich nach Bestimmung und Geschick zu sein hatte.

Nur Gott spürte ich nicht.

Ich wartete, betete, wartete und betete. Aber ich spürte ihn nicht.

Ich verstand mich gut mit den anderen Seminaristen. Einer hieß Arthur wie mein Vater und beherrschte Kartentricks, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ein anderer hieß Paul und hatte mit der Jungfrau Maria gesprochen. Er behauptete, sie habe einen Regenmantel getragen und einen seltsamen Hut aufgehabt, es sei aber ohne

jeden Zweifel die Heilige Jungfrau gewesen. Einer hieß Lothar und weinte jede Nacht so laut, dass wir kaum schlafen konnten, und auch mein alter Freund Kalm war hier, umgeben vom sanften Glanz seiner Frömmigkeit.

«Ich wünschte, ich wäre wie du», sagte Kalm beim Abendessen. Es gab Kartoffelbrei mit Fisch. Der Brei war geschmacklos und der Fisch zerkocht, trotzdem hätte ich gern mehr gehabt.

«Blödsinn.»

«Du wirst den Menschen helfen können. Du wirst es weit bringen. Nach Rom. Und wer weiß, wie hoch hinauf.»

Nach dem Abendessen versammelten wir uns wieder in der Kapelle. Wir knieten uns hin, die Mönche sangen, ihre Stimmen flossen ineinander zu einer einzigen volltönenden Stimme, und die Kerzen füllten das Kirchenschiff mit tanzenden Schatten.

Ich verlange es, sagte ich. Ich habe es verdient. Gib mir ein Zeichen.

Nichts geschah.

Ich stand auf. Neugierige Blicke trafen mich, aber keiner mischte sich ein. Immerhin waren es Andachtsübungen, manche hatten Visionen, andere vernahmen Stimmen, so etwas wurde erwartet, es gehörte dazu.

Jetzt, sagte ich. Jetzt wäre der Moment. Sprich zu mir, wie du zu Mose gesprochen hast aus dem brennenden Busch, zu Saul auf der Straße nach Gethsemane, zu Daniel vor dem König von Babylon, zu Jeremias, als er den Lauf der Sonne anhielt, zu den Aposteln des Auferstandenen, auf dass sie die Wahrheit verkünden konnten. Die Welt ist kaum einen Tag älter seither, über den Himmel zieht dieselbe Sonne, und wie sie vor dir gestanden haben, so stehe jetzt ich vor dir und bitte um ein Wort.

Nichts geschah.

Es ist wirklich nicht meine Schuld, sagte ich. Ich bemühe mich doch. Ich blicke auf, und da bist du nicht, ich sehe mich um, und du bist nicht da, ich sehe dich nicht, ich höre dich nicht. Ein kleines Zeichen nur. Kein anderer bräuchte es zu sehen. Ich würde kein Aufheben davon machen, niemand würde es erfahren. Oder besser noch, gib kein Zeichen, lass mich einfach glauben. Das würde genügen. Wer braucht Zeichen? Lass mich glauben, dann geschieht alles, ohne dass etwas geschieht.

Ich wartete und blickte ins flackernde Kerzenlicht. War es geschehen? Vielleicht glaubte ich schon, ohne es zu wissen. Musste man wissen, dass man glaubte? Ich horchte in mich.

Aber nichts hatte sich geändert. Ich stand vor einem Altar in einem steinernen Bau auf einem kleinen Planeten, der einer von hundert Milliarden Milliarden war. Galaxien von unerträglicher Ausdehnung wirbelten im schwarzen Nichts, durchzogen von Strahlung, ein langsam sich in Kälte auflösendes All. Ich kniete mich wieder auf das flache, freundliche Betkissen und faltete die Hände.

Am nächsten Morgen wurde ich zum Abt gerufen. Feist, klug und einschüchternd saß Pater Freudenthal im purpurnen Habit der Augustinerchorherren an seinem Schreibtisch. Er machte eine einladende Handbewegung, besorgt setzte ich mich.

Das sei nicht ungesehen geblieben, sagte er mit weicher Stimme. Gestern, in der Abendandacht.

«Es tut mir leid.»

Junge Leute wie ich seien selten. Solche Begeisterung. Solcher Ernst.

Ich merkte, dass ich bescheiden lächelte. Ein Heuchler, dachte ich verblüfft. Nie hatte ich es geplant, nie mich darauf vorbereitet, aber offenbar war ich ein Heuchler!

Manchmal meine man, sagte Pater Freudenthal, solche jungen Männer gebe es nicht mehr. Aber es gebe sie eben doch! Er sei sehr bewegt.

Ich neigte den Kopf.

«Eine Bitte.» Er öffnete die Schublade und nahm ein Exemplar von *Mein Name sei Niemand* heraus. «Unsere Klosterbibliothek sammelt signierte Bücher. Könntest du deinen Vater bitten, seinen Namen hineinzuschreiben?»

Zögernd nahm ich das Buch entgegen. Arthur signierte niemals, keiner wusste, wie seine Unterschrift aussah.

«Das ist gar kein Problem», sagte ich langsam. «Das macht er sicher gern.»

Seit einer Dreiviertelstunde warte ich. Ich habe keine Ahnung, warum ich hier bin, aber da die Klimaanlage funktioniert, ist es mir ganz recht. Die Hitze drückt gegen die Fenster, die Luft draußen ist vollgesogen mit Sonnenlicht; unwillkürlich frage ich mich, ob die Scheiben halten werden. Ich nippe an meinem Pappbecher mit Kaffee. Vor mir steht ein leerer Glasteller, die Kekse habe ich längst gegessen. Niemand füllt nach.

Von nebenan dringen Bürogeräusche: Stimmen, Telefone, das Sirren von Druckern und Kopiergeräten. An einem Schreibtisch sitzt eine Sekretärin mit sehr kurzem Rock. Ihre Beine sind mir deutlich bewusst: bräunlich und muskulös, die Haut geschmeidig glatt. Wenn ihr Blick mich streift, dann so, wie man einen Tisch ansieht, einen Külschrank oder einen Stapel Papierkartons. Ich bin froh über meine Priesterkleidung. Wäre ich in Zivil, so ein Blick wäre unerträglich.

Ich konzentriere mich auf den Würfel. Ich muss besser werden in der Anwendung der Petrus-Methode. Die Konkurrenz ist stark, die jungen Leute sind schnell, und für die Weltmeisterschaft ist der konventionelle Weg zu langsam. Inzwischen werden bei vielen Wettbewerben die Würfel mit Vaseline geschmiert, damit sie sich schneller drehen lassen. Als ich anfing und der Würfel neu war, begann man mit einer Fläche, die man herstellte, aufbrach und dann wiederherstellte, aber heute geht das gar nicht mehr. Jetzt arbeitet man mit zwei Ebenen gleichzeitig, von denen aus man den Rest aufbaut, ohne je etwas aufbrechen zu müssen. Das geht schneller, aber man muss höllisch aufpassen, nichts ist mechanisch, nichts läuft von selbst. Den ersten Block muss man intuitiv finden, und wenn man nicht schnell genug ist,

verliert man Sekunden, die nicht mehr aufzuholen sind.

Eine Hand berührt meine Schulter. Eine andere Sekretärin, etwas älter. «Ihr Bruder hat jetzt Zeit.»

Eric's Büro sieht aus, wie ich es mir vorgestellt habe: der aufgeräumte Schreibtisch, das protzig große Fenster, die angeberische Aussicht auf Dächer, Fernsehantennen und Türme. Mein Bruder sitzt reglos, blickt auf einen riesigen Bildschirm und tut, als bemerke er mich nicht.

«Eric?»

Er antwortet nicht. Sein Finger klickt auf der Maus, dann greift er langsam nach einem Wasserglas, führt es an die Lippen, trinkt, seufzt leise und stellt es ab.

Wie lange soll das so gehen? Ich ziehe einen der lederbezogenen Stühle heran, lasse mich hineinsinken und bin sofort gefangen in seiner Weichheit.

Eric dreht den Kopf, sieht mich an und sagt nichts.

«Na?», sage ich.

Er schweigt.

«Was gibt's?», sage ich.

«Kann ich etwas für dich tun?»

Ich reibe mir die Augen. Wann immer wir uns sehen, egal, unter welchen Umständen, egal, wann, und egal, wo, er findet immer eine Möglichkeit, mich wütend zu machen. «Du hast mich angerufen!»

«Ich weiß.» Er mustert mich, ohne das Gesicht zu verziehen. «Wir haben gesprochen.»

«Haben wir nicht! Es war deine Sekretärin. Sie hat gesagt, ich soll unbedingt kommen.»

«Ich weiß.»

«Also worum geht es?»

Er greift nach irgendeinem Papier, betrachtet es, grinst kurz, greift nach einem anderen, wird wieder ernst, legt beide weg, nimmt sein Telefon und blickt darauf. «Wie geht es dir?»

«Gut. In sechs Monaten ist die Landesmeisterschaft. Gewinnen kann ich wohl nicht, aber ich kann noch teilnehmen.»

Er starrt mich an.

«Der Würfel.»

Er starrt mich an.

«Rubiks Würfel!»

«Den gibt es noch?»

Ich beschließe, darauf nicht einzugehen. «Und wie geht es dir?»

«Interessante Entwicklungen auf dem Immobilienmarkt in Osteuropa, parallel hedgen wir mit alternativen Energien. Hast du schon gegessen?»

Ich zögere. Ich denke an mein Frühstück, an die Schokoriegel im Beichtstuhl, an

die Currywurst auf dem Weg, ich denke an die trockenen Kekse draußen. «Nein.»

«Na dann komm!» Er springt auf und geht hinaus, ohne auf mich zu warten.

Ich will mich aus dem Stuhl wuchten, aber die Lehnen geben nach, und ich sinke zurück. Durch die offene Tür beobachtet mich die ältere Sekretärin. Erst beim dritten Versuch schaffe ich es; ich lächle ihr zu, als hätte ich es mit Absicht gemacht, ein Meisterclown und König des Slapsticks, und gehe durch den Korridor zum Fahrstuhl, wo mein Bruder wartet.

«Na endlich!», ruft er.

Im Lift stehen zwei Männer mit Krawatten, die Wandspiegel vervielfältigen uns zu einer Menschenmenge.

«Gibt es eigentlich statistische Untersuchungen?», fragt Eric. «Zu Horoskopen und Lebensläufen? Ob die Dinge sich so entwickeln, wie die Astrologen es vorhersagen? Das müsste man doch statistisch klären können. Weißt du etwas darüber?»

«Woher soll ich etwas darüber wissen?»

«Ihr stellt doch Horoskope!»

«Nein!»

«Nein?»

«Horoskope sind Blödsinn!»

«Ihr stellt keine Horoskope?»

«Ist das ein Witz?»

Er holt sein Telefon hervor, tippt und steckt es wieder ein. Der Lift hält, wir steigen aus, ich kann kaum mit ihm Schritt halten. Wir durchqueren die Lobby, die Glastüren öffnen sich, ich pralle gegen eine Wand aus Hitze. Er geht über die Straße, einfach so, ohne nach rechts und links zu sehen. Ein Auto hupt, er beachtet es nicht. Zum Glück ist das Restaurant gleich auf der anderen Straßenseite. Weiter könnte ich bei dieser Temperatur nicht gehen.

Es ist ein elegantes Lokal: Leintücher auf den Tischen, Lampen in Form von Glaspfropfen, Kellner in schwarzen Hemden und gottlob eine Klimaanlage. Eric steuert auf einen kleinen Tisch zu, eingeklemmt zwischen anderen kleinen Tischen vor einer ledernen Sitzbank an der Wand. Keine gute Idee, aber wie kann ich ihm das erklären? Schon hat der Kellner den Tisch weggerückt, Eric tritt zur Seite, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als mich auf die Bank zu setzen, zwischen zwei Männer in Anzügen, die mich unfreundlich ansehen, die Missbilligung meiner Körperfülle ein wenig gemildert durch Respekt vor dem geistlichen Stand. Der Kellner rückt den Tisch wieder heran, Eric setzt sich mir gegenüber und sagt: «Das Übliche.» Der Kellner eilt davon, bevor ich widersprechen kann. Wie kommt Eric dazu, für mich auszusuchen?

Er blickt auf sein Telefon, tippt, legt es weg und blickt über meinen Kopf hinweg an die Wand. Dann nimmt er wieder das Telefon.

«Was macht die Wirtschaft?», frage ich.

«Wie?» Er tippt und sieht nicht auf.

«Was macht die Wirtschaft? Hast du eine Prognose?»

«Prognose.» Er tippt. «Nein.»

Wie immer blicken mich von überall im Raum verstohlen Leute an. Ich bin daran gewöhnt. Sähen sie mich an der Spitze einer Prozession, sie fänden nichts dabei, und es würde ihnen auch nicht ungewöhnlich vorkommen, wenn ich im Fernsehen über moralische Fragen spräche. Aber dass ich einfach so im Restaurant sitze, ein Glas Wasser vor mir, mit einem Geschäftsmann, der ständig auf sein Telefon starrt, finden sie kurios. Viele von ihnen fühlen sich allein dadurch schon beruhigt, dass es unsereins noch gibt – dass wir noch über die Erde schreiten, Messen lesen, beten und uns verhalten, als hätte der Mensch eine Seele und als gäbe es Hoffnung. Selbst mir geht es so, wenn ich Priester sehe, die ich nicht kenne. Bei meinem Spiegelbild funktioniert es leider nicht.

Der Kellner bringt das Essen. Die Portionen sind noch kleiner, als ich befürchtet habe. Ein winziger Haufen muscheligen Teiggewirrs in der Mitte eines zum Großteil leeren Tellers.

Eric legt das Telefon weg. «Wenn du jemandem eine Nachricht schickst, und er antwortet, und du antwortest wieder und bittest um schnelle Antwort, und es kommt keine, würdest du dann davon ausgehen, dass er die Nachricht nicht bekommen hat oder dass sie einfach nicht antwortet?»

«Er oder sie?»

«Was?»

«Du hast einmal <er> und einmal <sie> gesagt.»

«Und?»

«Nichts.»

«Was hat das mit meiner Frage zu tun?»

«Nichts, aber –»

«Was willst du wissen?»

«Nichts!»

«Es ist völlig egal, was für eine Nachricht. Es spielt keine Rolle.»

«Das habe ich auch nicht gefragt.»

«Vielleicht gehört es ja zu deinem Beruf. Vielleicht müsst ihr so neugierig sein.»

«Aber ich bin nicht neugierig!»

Er starrt auf sein Telefon, tippt und beachtet mich nicht mehr. Das ist mir ganz recht, denn das Gericht erweist sich als so kompliziert, dass ich mich konzentrieren muss. Es ist wider alle Vernunft, dass man Nudeln nicht zerschneiden darf. Ein Gebot von gleichsam religiöser Kraft. Nudeln zerschneiden, das wäre ein Fehltritt ungeheuren Ausmaßes. Warum? Keiner weiß es. Und die Muscheln? Man muss jede einzelne Schale aufbrechen und dann das winzige, völlig geschmacklose Stückchen herauslösen. Mit den Fingern geht es schlecht, mit der Gabel noch schlechter.

«Führt ihr noch Exorzismen durch?»

«Ob wir ...?»

«Dämonische Besessenheit. Macht ihr das noch? Habt ihr Leute dafür?»

«Ich weiß nicht. Kann schon sein.»

Er nickt, als hätte meine Antwort eine Vermutung bestätigt.

Eric hat sein Essen noch nicht angerührt. Ich breche die letzte Schale auf, Sauce tropft auf meinen Ärmel, dann widme ich mich den Nudeln, aber das fällt schwer, der Teller ist voll zerbrochener Muschelschalen. Meine Finger riechen nach Fisch. Und immer wieder stößt mich mein Sitznachbar mit dem Ellenbogen, er gestikuliert wild. Ihm gegenüber sitzt ein Mann mit Glatze und Brille, die beiden sprechen über das Bonitätsrating eines Rentenfonds.

«Was ist die klassische Lehrmeinung?», fragt Eric. «Muss man einen Dämon zulassen, wenn er kommt? Braucht er eine Einladung, oder kann er einen einfach in Besitz nehmen?»

«Warum willst du das wissen?»

«Ein Buch, nur ein Buch. Ich habe so ein Buch gelesen. Ein seltsames Buch. Egal.» Er nimmt sein Wasserglas, betrachtet es, nippt daran und stellt es ab.

«Also, was wolltest du mit mir besprechen?»

Er runzelt die Stirn und blickt auf sein Telefon. Ich warte. Er sagt nichts.

Allmählich wird es anstrengend. Ich hole mein Telefon hervor, tippe eine Nachricht: *Wie geht es dir, ruf mich doch an, wenn du mal Zeit hast! Martin*, und schicke sie an Eric.

Gerade hat er sein Telefon weggelegt. Es vibriert, er greift danach, blickt darauf und zieht die Augenbrauen hoch. Ich warte, aber er sagt kein Wort. Er lächelt auch nicht. Er reibt sich die Schläfen, legt das Telefon wieder weg, nimmt es, legt es wieder weg und sagt: «Diese Hitze!»

Ich gebe zu, es war kein sehr geistreicher Scherz, aber ein kurzes Lächeln wäre angebracht gewesen. Warum fällt es ihm so schwer, höflich zu sein? «Wie geht es Laura?», frage ich. Ich kenne seine Frau kaum. Eine Schauspielerin, was sonst. Sehr gut aussehend. Was sonst. «Und Marie?»

«Sie ist gut in der Schule. Manchmal macht sie mir Sorgen.»

«Warum?»

«Sie macht mir manchmal Sorgen. Aber sie ist gut in der Schule.»

«Und deine Mutter?»

«Sie hat jetzt diese Fernsehsendung. Leute rufen an, erzählen von ihren Krankheiten, sie sagt etwas dazu.»

«Ich dachte, sie ist Augenärztin.»

«Es gab ein Casting, sie hat gewonnen, unter dreihundert Kollegen. Sie hat gute Quoten. Und deine Mutter?»

«Gesund. Gott sei Dank. Das Rentnerdasein bekommt ihr, sie liest alles, was sie immer lesen wollte.»

«Wohnst du noch bei ihr?»

Ich sehe ihm an, was er denkt. Aber warum soll ich es verheimlichen? Die Stunden bei Mama sind friedlich und hell, sie sind die schönsten des Tages. Wir essen Kuchen, wir sitzen einander gegenüber, reden wenig und warten darauf, dass der Abend kommt. Was ist Schlechtes daran? «Ich wohne im Pfarrhaus. Aber ich bin oft bei ihr.»

«Jeden Tag?»

«Isst du deine Pasta noch?»

Er blickt auf seinen unberührten Teller, als sähe er ihn zum ersten Mal. Aber bevor er antworten kann, bleibt hinter ihm ein Mann stehen, bleckt die Zähne und schlägt ihm auf die Schulter. «Friedland!»

Eric springt auf. «Remling!» Er tut so, als wolle er den Mann in den Magen boxen, der wiederum hält Erics Oberarm fest. Beide lachen gezwungen.

«Lassen die hier schon jeden rein?»

«Wie man sieht!»

«Alles gut?»

«Klar! Selbst?»

«Na klar!»

«Das Spiel neulich! Eine Schande!»

«Der Wahnsinn!»

«Ich dachte, ich erschiesse mich! Das ist mein Bruder.»

Remling sieht mich an. Ein Anflug von Überraschung gleitet über sein Gesicht: der übliche Blick von Leuten, die sich unerwartet einem Priester gegenüberfinden. Er streckt mir die Hand hin, ich ergreife und schüttle sie.

Dann starren die beiden ins Leere. Offenbar fällt keinem mehr etwas ein.

«So, so!», sagt Remling. «Na dann!»

«Klar!», ruft Eric.

«Lass uns mal. Zusammen.»

«Unbedingt!»

Remling nickt mir zu und geht zu seinem Tisch am Fenster zurück.

«Ich hasse ihn. Hat mir letztes Jahr fast den Ostermann-Deal ruiniert.» Eric setzt sich wieder und tippt auf seinem Telefon. Hinter ihm taucht der Kellner auf, beugt sich über seine Schulter und trägt so schnell meinen leeren und Erics unberührten Teller ab, dass ich nicht protestieren kann. «Na dann!» Eric steckt das Telefon weg, schiebt den Stuhl zurück und steht auf. «War schön, dich zu sehen. Ich muss jetzt ganz schnell weg, ein wichtiger Termin, du kannst dir ja nicht vorstellen, was gerade alles ansteht. Bist natürlich eingeladen.»

«Aber warum wolltest du mit mir reden?»

Eric ist bereits auf dem Weg zum Ausgang. Er dreht sich nicht mehr um, stößt die Tür auf, ist schon fort.

Ob ich noch etwas bestelle? Aber es ist teuer, die Portionen sind klein, und gleich an der Ecke gibt es Currywurst.

Ein paar Minuten bleibe ich noch. Ich werde den Kellner bitten müssen, den Tisch wegzurücken, dann wird der Mann neben mir gezwungen sein, aufzustehen, dann wird man auch seinen Tisch wegrücken, was wiederum bedeutet, dass auch der Mann ihm gegenüber aufstehen muss. Das halbe Restaurant wird auf den Beinen sein, bis endlich auch ich stehe.

Ich bin spät dran. Um zwei wartet Mama mit dem Kuchen, danach muss ich zum Treffen der Katholischen Jugend, und am Abend ist wieder eine Messe abzuhalten. Was in aller Welt wollte Eric von mir?

Bedächtig trinke ich mein Wasserglas aus und lächle wohlwollend allen Menschen im Raum zu. Seid gesegnet, ob ihr wollt oder nicht. Das ist meine Funktion. Tag für Tag lege ich Zeugnis davon ab, dass die Dinge geordnet sind und dass Sinn herrscht in den Belangen des Kosmos. Was ist, soll sein. Was sein soll, ist. Ich bin Anwalt der bestehenden Dinge, Verteidiger des Status quo, wie auch immer er sei. Das ist mein Beruf.

Und so schlecht ist die Welt ja wirklich nicht. Dank sei Gott, den es nicht gibt, zum Beispiel für Restaurants und Klimaanlage. Ich werde doch ein Dessert bestellen. Schon winke ich dem Kellner.

Ich saß in der Bibliothek des Priesterseminars, den Würfel versteckt hinter einer Ausgabe von *Stadien auf des Lebens Weg*, als Kalm hereinkam und mir sagte, mein Vater sei am Telefon.

Zum Gemeinschaftsapparat musste man eine Treppe hinunter, dann durch einen langen Gang, dann eine zweite Treppe empor. Den ganzen Weg über hatte ich die Befürchtung, Arthur könnte wieder auflegen. Schwer atmend erreichte ich das Telefon, der Hörer baumelte an der Schnur.

«Hast du Zeit?»

Es war wirklich seine Stimme. Ich hatte sie mir nie ins Gedächtnis rufen können, aber jetzt erkannte ich sie, als wäre kein Tag vergangen.

«Zeit wofür?»

«Ich bin gerade in der Gegend. Schlechter Moment?»

«Du meinst – jetzt?»

«Ich bin hier.»

«Wo?»

«Komm heraus.»

«Jetzt?»

«Also doch ein schlechter Moment?»

«Nein, nein. Du bist hier?»

«Das sage ich doch. Vor dem Haus.»

«Diesem Haus?»

Arthur lachte und legte auf.

Ein Jahr war es her, dass in seinem letzten Erzählband seine merkwürdigste Geschichte erschienen war. Sie hieß *Familie*, und es ging darin um seinen Vater, seinen Großvater, seinen Urgroßvater, es war die Geschichte unserer Vorfahren, Generation um Generation, bis zurück in ein vage umrissenes Mittelalter. Das meiste ist reine Erfindung, denn über das Vergangene, so Arthur zu Beginn, weiß man nichts: *Man meint, die Verstorbenen wären irgendwo aufbewahrt. Man meint, dem Universum blieben ihre Spuren eingeschrieben. Aber das stimmt nicht. Was dahin ist, ist dahin. Was war, wird vergessen, und was vergessen ist, kommt nicht zurück. Ich habe keine Erinnerung an meinen Vater.* Seltsamerweise hatte ich mich bestohlen gefühlt. Es waren auch meine Vorfahren.

Ich trat auf die Straße, und dort stand er. Die Haare wirr wie ehemals, die Hände in den Taschen, auf der Nase die gleiche Brille. Bei meinem Anblick breitete er die Arme aus, für einen Moment dachte ich, er würde mich umarmen, aber es war nur eine Geste des Erstaunens über meine Seminaristenkleidung. Er schlug einen Spaziergang vor, ich war plötzlich zu heiser, um zu antworten.

Wir gingen schweigend. Ampeln blinkten, Autos hupten, und ich hörte die Wortfetzen vorbeigehender Menschen. Mir war, als wären all die Geräusche Teil einer Geheimsprache, als redete die Welt mit Hunderten Lauten auf mich ein, aber ich konnte mich nicht konzentrieren und verstand nichts.

«Ich werde eine Zeitlang in der Stadt sein», sagte er.

«Unter falschem Namen?»

«Ich bin nur ein bekannter Schriftsteller. Kein Mensch kennt bekannte Schriftsteller. Ich brauche keinen falschen Namen.»

«Was hast du gemacht all die Jahre?»

«Hast du meine Bücher gelesen?»

«Natürlich.»

«Dann weißt du es.»

«Und sonst?»

«Nichts. Ich habe sonst nichts gemacht. Darum ging es ja.»

«Ach darum ging es!»

«Du nimmst es mir übel?»

Ich antwortete nicht.

«Dass ich nicht da war? Nicht mit euch Sackhüpfen gespielt habe, nicht im Zoo mit dir gewesen bin, keine Elternsprechtage besucht, nicht auf dem Teppich herumgebalgt und dich nicht auf den Jahrmarkt eingeladen habe? Das nimmst du mir übel?»

«Was, wenn die Bücher nicht gut sind?»

Er sah mich von der Seite an.

«Was dann?», sagte ich. «Alles geopfert, und dann sind sie nicht gut? Was dann?»

«Dagegen gibt es keine Versicherung.»

Wieder gingen wir schweigend.

«Pflichten», sagte er nach einer Weile. «Wir erfinden sie nach Bedarf. Niemand hat sie, es sei denn, er entscheidet, dass er sie hat. Aber ich liebe euch sehr. Alle drei.»

«Trotzdem wolltest du nicht bei uns sein.»

«Ich glaube nicht, dass ihr viel versäumt habt. Wir werden über alles sprechen. Das Hotel gegenüber vom Bahnhof, komm heute Abend, Iwan wird auch da sein.»

«Und Eric?»

«Er möchte mich nicht sehen. Komm um acht zum Essen. Ich vermute, du isst gerne.»

Ich wollte fragen, was ihm das Recht zu so einer Bemerkung gab, aber das war schon sein Abschied gewesen. Er winkte, ein Taxi hielt, er stieg ein und schlug die Tür hinter sich zu.

An diesem Abend saßen wir viele Stunden zusammen. Iwan sprach von dem Moment, als er begriffen hatte, dass er nie ein großer Maler werden würde, und Arthur erzählte von seiner Idee, ein Buch zu schreiben, das nichts als eine Botschaft an einen einzigen Menschen sei, in dem also alle Kunst nur der Camouflage diene, damit keiner außer diesem einen es merken könne, was jedoch das Buch paradoxerweise zu einem Werk der hohen literarischen Kunst machen werde. Gefragt, was denn die Botschaft sein solle, sagte er, das hänge vom Empfänger ab, und gefragt, wer der Empfänger sein solle, sagte er, das hänge ab von der Botschaft. Gegen Mitternacht berichtete Iwan davon, wie sein Verdacht, dass er homosexuell sei, sich in seinem neunzehnten Lebensjahr ohne Schrecken oder Erschütterung bestätigt hatte, was er aber Eric nie habe erzählen können, aus Sorge, dieser würde ob ihrer Ähnlichkeit an sich selbst irrewerden. Um ein Uhr war ich kurz davor zu gestehen, dass ich nicht an Gott glaubte, tat es aber doch nicht und sprach stattdessen von Karl-Eugen Immermann, dem dreizehnjährigen Jungen, der bei jedem Wettbewerb genau drei Sekunden schneller war als ich, ich hatte einfach keine Chance gegen ihn. Um halb zwei sagte Arthur, dass er sich damit abgefunden habe, mit Schuld und Reue leben zu müssen wie andere mit einem steifen Fuß oder chronischem Rückenschmerz, gegen zwei Uhr weinte ich ein wenig, um halb drei verabschiedeten wir uns und versprachen einander, uns am nächsten Abend wieder zu treffen.

Als wir tags darauf ins Hotel kamen, war Arthur abgereist. Er hatte weder eine Adresse noch eine Nachricht hinterlassen. Ein paar Wochen rechnete ich täglich damit, dass er sich melden und alles erklären würde. Dann gab ich das Warten auf.

Ein fensterloser Raum im Keller des bischöflichen Palais. Es riecht nicht gut, und es gibt keine Klimaanlage. Linoleum auf dem Fußboden, weiß gestrichene Wände, die Decke beklebt mit schalldichtem Kunststoff, an der Wand das vorgeschriebene

Kruzifix. Ein Tischtennistisch, ein Fußballtisch, zwei alte Computer, zwei PlayStations und eine Horde Halbwüchsiger, die wissen, dass sie nur die Anwesenheit von zwei Priestern in Kauf nehmen müssen, damit ihnen all dies gratis zur Verfügung steht. Auch die Getränke kosten nichts. Zu meinem Beruf gehören vielfältige Pflichten. Dürfte ich auf eine davon verzichten, so würde ich diese aussuchen: das Treffen der Katholischen Jugend.

Neben mir steht Pater Tauler, ein hagerer Jesuit. Er reibt sich die Augen und seufzt.

«Es dauert nicht lange!», sage ich.

«Eine Stunde.»

«Die geht vorbei.»

«Meinst du?»

«Sie muss ja.»

Er seufzt wieder. «Übrigens, dein Freund Finckenstein ist hier.»

«Ach!»

«Oben im Palais. Geradewegs aus Rom.»

Pater Tauler geht zu einem der abgewetzten Stühle. Er lässt sich darauf nieder, sofort kommen zwei Mädchen auf ihn zu, setzen sich zu ihm und beginnen, leise mit ihm zu sprechen. Die eine ist aufgeregt, ihre Augen glänzen, die andere legt ihr dann und wann den Arm um die Schultern.

Unbestimmt lächelnd bewege ich mich auf den anderen Stuhl zu. Ich schwitze stark, und ich hätte gern ein Getränk aus dem Automaten. Aber das ist nicht möglich. Ich kann hier nicht Coca-Cola aus der Flasche trinken, ich muss einen Rest Würde bewahren. Wäre ich schlank, es wäre kein Problem. Aber bei mir geht es nicht.

Ich setze mich und warte. Vielleicht will ja niemand etwas von mir. Zwei Jungen spielen Tischfußball, mit zornigen Bewegungen lassen sie den Ball hin und her schnellen, hinter ihnen springen drei Mädchen um den Tischtennistisch, sie sind wirklich gut, ich kann den Ball kaum sehen. Die PlayStations quietschen und pfeifen, es riecht nach Schweiß. Ein Mädchen geht auf mich zu, ich erschrecke, aber zum Glück biegt es ab in Richtung der Computer. Am schlimmsten ist es, wenn Mädchen zu mir kommen, weil sie schwanger sind. Ich weiß, was ich ihnen zu sagen habe, die Regeln sind strikt, aber in Wahrheit bin ich ratlos. Leichter ist es bei Glaubenszweifeln. Da muss ich nicht nachdenken, da spreche ich einfach vom Mysterium. Leider sind Glaubenszweifel aus der Mode gekommen.

Ich schließe die Augen. Ausgerechnet Finckenstein! Ich werde ihn wohl begrüßen müssen, er weiß, dass ich hier bin, es würde seltsam aussehen. Und ich sollte ihn nicht meiden, man darf dem Neid keinen Raum geben.

Ich öffne die Augen. Jemand hat mir ans Knie geklopft. Ein junger Mann sitzt vor mir. Ich kenne ihn, er ist oft hier, und er heißt ... Das habe ich vergessen. Könnte ich

mir Namen besser merken, wüsste ich, wie er heißt. Er hat schon Bartstoppeln, er trägt eine blaue Schirmkappe mit den Buchstaben N und Y, und sein rechter Nasenflügel ist durchbohrt von einem dünnen Ring. Auf seinem T-Shirt steht *bubbletea is not a drink I like*. Seine Jeans sind zerrissen, aber es sind solche, die man zerrissen kauft. Sein Gesicht ist bleich, vermutlich sieht man deshalb so deutlich die Stoppeln. Er starrt mich aus leicht entzündeten Augen an.

«Ja?», sage ich.

Er räuspert sich, dann beginnt er zu sprechen. Ich beuge mich vor. Er redet zu leise und zu schnell, ich verstehe ihn nicht gut.

«Moment. Bitte langsamer.»

Er blickt auf seine Turnschuhe, räuspert sich erneut, fängt von vorne an. Allmählich verstehe ich. Es hat eine Schlägerei gegeben, und auch ein Schmetterling spielt eine Rolle. *Butterfly* sagt er immer wieder und macht Flatterbewegungen mit der Hand, so und so und so: *Butterfly*.

Schmetterling ...? Mir kommt ein Verdacht.

Ja, sagt er. Ein Messer, ein Butterfly. So mache man es auf, so steche man zu, ganz schnell sei es gegangen.

«Moment. Noch einmal.»

Seufzend, schwitzend erzählt er. Manches verstehe ich nicht, aber das Wesentliche bekomme ich mit. Er und zwei Freunde namens Ron und Carsten hätten vor zwei Nächten Streit gehabt, in einer Diskothek, mit jemandem namens Ron; die Namensgleichheit sei ein Zufall und habe nichts zu bedeuten. Was es schwieriger macht, ist allerdings, dass der Junge vor mir, jetzt fällt es mir wieder ein, ebenfalls Ron heißt. Also: Er, Ron und Carsten hätten Streit mit Ron gehabt, aus Gründen, an die keiner sich mehr erinnern könne, womöglich sei es um Geld gegangen, vielleicht um ein Mädchen oder auch um nichts, es gebe schließlich immer wieder mal Streit um nichts, aber wenn dann einer zugeschlagen habe, sei nicht mehr der Grund dafür wichtig, sondern nur noch der Umstand, dass einer zugeschlagen habe.

«Was heißt das eigentlich, da auf deinem Hemd? *Bubbletea is not a drink I like*, was heißt das?»

Er sieht mich ratlos an, er scheint noch nie darüber nachgedacht zu haben.

«Egal», sage ich. «Weiter.»

Er hustet, reibt sich die Augen. Er, Ron und Carsten hätten also Ron, den Kerl, der vorgestern auf Ron in der Diskothek losgegangen sei, eben auf der Straße getroffen.

«Das ist aber ein Zufall!»

Kein besonderer Zufall, sagt er, sie seien am Nachmittag oft auf dieser Straße, und Ron sei fast jeden Nachmittag auch auf dieser Straße, dennoch hätten sie die Begegnung nicht kommen sehen, und Ron offenbar auch nicht, denn sonst wäre es ja wirklich zu blöd von ihm gewesen, zu genau der Zeit allein auf dieser Straße aufzukreuzen. Also sei er aufgemischt worden. Gar nicht einmal auf die allerbrutalste Art, aber doch gründlich und wie es sich gehöre.

«Das ist schlimm», sage ich.

Ja, aber noch nicht das Schlimmste, denn da sei das Butterfly noch nicht im Spiel gewesen. Ein Mann habe sich wichtiggemacht, und ...

Pater Tauler steht auf, geht zum Getränkeautomaten, zieht eine Cola-Flasche heraus, öffnet sie, geht wieder zu den beiden Mädchen und trinkt. Ich sehe ihm neidvoll zu.

«Wie bitte? Entschuldige, ich war einen Moment ... Wie?»

Ron fragt, ob ich ihm nicht zugehört hätte.

«Bitte noch einmal!»

Na, dieser Mann also. Habe sich wichtiggemacht! Obwohl ihn das doch gar nichts angegangen sei, nicht das Geringste! So ein Schnösel sei das gewesen. Habe gar nicht in die Gegend gepasst, wer weiß, woher der gekommen sei! Habe sich einfach wichtiggemacht!

«Und dann?»

Na, Messer. Butterfly. Einfach so, zack, klick, zugestochen, ganz schnell. Dann seien sie weggelaufen, bloß Ron sei liegen geblieben.

«Ron?»

Na, nicht der, der zugestochen habe, der andere! Er reibt sich das Gesicht.

Die Aufschrift auf seinem T-Shirt stört mich plötzlich enorm. Warum wird so etwas hergestellt? «Hat jemand die Polizei gerufen?»

Wahrscheinlich, sagt er. Irgendwer rufe doch immer die Polizei.

«War der Mann verletzt?»

Er sieht mich an, als wäre ich schwer von Begriff. Klar, sagt er langsam. Na sicher doch. Na wie denn nicht! Ron habe *zugestochen*! Mit dem *Butterfly*! Wie solle man denn da bitte nicht verletzt sein? Er blickt zum Pingpongisch hinüber, dann zu den PlayStations, dann beugt er sich vor und fragt, ob ich ihm Solution erteilen könne.

«Absolution?»

Absolution, ja. Ob er die von mir haben könne. Und wenn die Polizei bei ihm auftauche, ob ich bestätigen könne, dass nicht er zugestochen habe, sondern dass das Ron gewesen sei.

«Wie soll ich das bestätigen?»

Mir ist schwindlig, und diesmal liegt es nicht an der Hitze. Passiert das tatsächlich? Noch nie ist jemand mit einer Gewalttat zu mir in die Beichte gekommen, so etwas geschieht einfach nicht, auch wenn Krimi- und Drehbuchautoren denken, dass es jede Woche vorkommt. Ich könnte die Polizei rufen. Aber das darf ich nicht. Oder muss ich sogar? Ist das hier überhaupt eine Beichte? Wir sind nicht im Beichtstuhl, nicht einmal in einer Kirche. Bin ich etwa verpflichtet, die Polizei zu rufen? Alles ist schwierig, und es ist so heiß.

Als hätte er meine Gedanken erraten, beginnt er zu weinen. Tränen rollen ihm über die stoppeligen Kinderwangen. Bitte, sagt er. Bitte! Herr Pfarrer!

Andererseits, denke ich, nehmen wir eben an, es ist eine Beichte. Ich kann das entscheiden, ich mache es zu einer. In diesem Fall darf ich gar nicht zur Polizei. Das Kirchenrecht verbietet es, und das Gesetz des Staates schützt mich. Die Angelegenheit wäre sofort erledigt. Und die Absolution? Warum denn nicht! Es gibt keinen Gott, der dem Jungen verzeihen muss, nur weil ich das Kreuz geschlagen habe. Es sind Worte. Es ändert nichts.

Ron wischt sich die Tränen weg. So schnell sei alles gegangen. Er habe doch nichts dafürgekonnt. Und warum habe der Schnösel sich auch wichtigmachen müssen!

Ich weiß, dass ich es mir vorwerfen werde, oder vielmehr: dass ich gezwungen sein werde, es zu vergessen, damit ich es mir nicht vorwerfen muss. Aber da ich nun einmal mit der Bewegung begonnen habe, kann ich sie nicht mehr abbrechen, also schlage ich das Kreuz über ihm, von oben nach unten, von rechts nach links, und er fängt wieder an zu weinen, vor Rührung diesmal, vielleicht glaubt er wirklich, dass ihm das irgendeine Feuerhölle erspart, und ich wehre ab und sage, dass er zur Polizei gehen und alles erzählen müsse, und er sagt, klar werde er das tun, und ich weiß, dass er lügt, und er weiß, dass ich es weiß.

Danke, sagt er wieder. Danke, Herr Pfarrer!

«Aber geh zur Polizei. Sag ihnen, was –»

Ja klar! Zur Polizei. Und dann will er von vorne anfangen und mir die ganze trübe Geschichte wieder erzählen, aber nun reicht es. Ich springe auf.

Ron sieht zu mir empor – einerseits befreit, weil er meint, ich hätte die Sünde von ihm genommen, andererseits besorgt, weil er sich mir anvertraut hat. Ich sehe in sein Gesicht, in seine verschwommenen Augen, aus denen mich eine noch ungeformte, eine sich selbst unbekannte Person anblickt. Furcht liegt in seinem Blick, aber auch ein Zug sanfter Böartigkeit und die Frage, ob ich nicht jemand bin, der zum Schweigen gebracht werden sollte.

Ich lächle ihm zu, er lächelt nicht zurück. «Das wird schon», sage ich und habe keine Ahnung, was ich damit meine. Ich strecke ihm den Arm entgegen, er steht auf, und wir schütteln uns die Hände. Die seine ist weich und feucht, er lässt sofort wieder los. Mir ist, als ob alles klarer wäre, besser, richtiger, wenn ich nur die Aufschrift auf seinem Hemd verstehen könnte. Entschlossen wende ich mich ab und bedeute Pater Tauler, dass ich gehen muss. Er zieht überrascht die Augenbrauen hoch, ich zeige auf meine Armbanduhr und die Zimmerdecke – die in aller Welt verständliche Geste für einen Termin an höherer Stelle.

«Herr Pfarrer?» Ein junges Mädchen, sie trägt eine Kette mit Kruzifix, stellt sich vor mich hin. «Ich habe eine Frage.»

«Sprich mit Pater Tauler.»

Enttäuscht gibt sie den Weg frei, ich erreiche die Tür und das Treppenhaus. Schnaufend arbeite ich mich empor. Aufgelöst in Schweiß, betrete ich die marmorkühle Eingangshalle.

«Friedland!»

Ausgerechnet jetzt. Er ist dünn und groß, sein schwarzes Gewand ist elegant geschnitten, seine Frisur erstklassig und seine Brille von Armani. Natürlich schwitzt er nicht.

«Hallo, Finckenstein.»

«Heiß ist es bei euch.»

«Das bist du doch jetzt gewohnt.»

«Ja, der Sommer in Rom ist schlimm.» Er verschränkt die Arme, lehnt sich an steinerne Treppengeländer und mustert mich mit unklar amüsiertem Ausdruck.

«Gerade habe ich jemandem die Beichte abgenommen. Stell dir vor, er hat ... Ich meine, was macht man, wenn jemand ... Wie ist das mit dem Beichtgeheimnis, wenn ... Egal. Nicht jetzt. Egal.»

«Spielst du noch mit deinem Würfel?»

«Ich bereite mich auf die Meisterschaft vor.»

«Es gibt wirklich noch Rubik-Meisterschaften? Hast du Zeit? Wollen wir was zusammen essen?»

Ich zögere. Eigentlich möchte ich nicht von seiner Karriere hören, von seinem Leben in gekühlten Räumen, seinem Aufstieg und Erfolg. «Gern.»

«Dann komm. Ein frühes Abendessen, etwas Leichtes, viel schafft man ja nicht bei diesem Wetter.» Er geht die Marmortreppe hinauf, unentschlossen folge ich ihm.

«Hast du in letzter Zeit Kalm gesehen?», frage ich.

«Immer noch der Gleiche. Er ist bald Bischof, wenn Gott will.»

«Er wird wollen.»

«Ich denke auch. Er wird wollen.»

«Glaubst du an Gott?»

Er bleibt stehen. «Martin, ich bin stellvertretender Chefredakteur von Radio Vatikan!»

«Und?»

«Du fragst den stellvertretenden Chefredakteur von Radio Vatikan, ob er an Gott glaubt?»

«Ja.»

«Ernsthaft?»

«Nein. Aber wenn ich ernsthaft fragen würde, was würdest du sagen?»

«Ich würde sagen, die Frage stellt sich so nicht.»

«Warum?»

«Gott ist ein sich selbst realisierender Begriff, eine *causa sui*, weil sie denkbar ist. Ich kann ihn denken, und weil er denkbar ist, muss es ihn geben, alles andere wäre ein Widerspruch, also weiß ich, dass es ihn auch dann gibt, wenn ich nicht an ihn glaube. Und deshalb glaube ich. Und vergiss nicht, wir realisieren seine Existenz durch tätige Menschenliebe. Wir machen unsere Arbeit. Durch uns wird er wirklich,

aber wir können ihn nur wirklich werden lassen, weil er sein muss. Wie kann man Menschen lieben, wenn man in ihnen nicht Gottes Geschöpfe sieht, sondern etwas Zufälliges: Flechten, die Karriere gemacht haben, Säugetiere mit Verdauung und Rückenschmerzen? Wie soll man Mitleid haben mit ihnen? Wie die Welt lieben, wenn sie nicht gewollt wird von dem, der der gute Wille selbst ist?»

Ron fällt mir wieder ein, das ist wichtiger, darüber sollte ich sprechen. Aber etwas hält mich ab, mir ist, als hätte ich etwas Größeres und Böseres berührt, als ich es in diesem Moment verstehen kann; mir ist, als wäre es besser, die Sache zu vergessen.

«Und was heißt schon <glauben>! Der Begriff ist logisch verschwommen, Martin. Wenn du dir eines Satzes sicher bist, dann weißt du ihn doch. Wenn du meinst, dass etwas sein könnte, aber gleichzeitig weißt, es ist vielleicht nicht so, dann nennst du das Glaube. Es ist eine Spekulation über Wahrscheinlichkeit. Glauben heißt: annehmen, dass es wahrscheinlich so ist, obwohl es auch nicht so sein könnte. Nicht glauben heißt: annehmen, dass es wahrscheinlich nicht so ist, auch wenn es durchaus so sein könnte. Ist der Unterschied wirklich groß? Das ist sehr vage, das sind Abstufungen. Wichtig ist, dass wir unsere Arbeit machen.»

Stufe um Stufe gehen wir hinauf. Unsere Schritte hallen durchs Treppenhaus.

«Hast du im Ernst gefragt?»

«Ich war nur neugierig.»

«Und was glaubst du?»

«Ich glaube, ich sollte auch in Rom sein.»

«Ja, gerecht ist das nicht. Aber du hast meine Frage nicht beantwortet.»

Wir erreichen den ersten Stock. Eine Heiligenstatue mit würdevoll gefalteten Händen sieht uns an.

«Welche Frage?»

«Die Frage, was denn du selbst glaubst.»

Ich bleibe stehen, stütze mich aufs Geländer und warte darauf, dass mein Herzschlag sich beruhigt. «Ich glaube, dass wir bald essen sollten.»

Familie

Man meint, die Verstorbenen wären irgendwo aufbewahrt. Man meint, dem Universum blieben ihre Spuren eingeschrieben. Aber das stimmt nicht. Was dahin ist, ist dahin. Was war, wird vergessen, und was vergessen ist, kommt nicht zurück. Ich habe keine Erinnerung an meinen Vater.

Er schrieb Gedichte. Ich habe keines gelesen. Er schrieb sie auf kleine Zettel, er schrieb sie an den unteren Rand von Speisekarten und auf Briefkuverts, achtlos und aus Vergnügen. Manche nahm er mit, andere ließ er liegen, ihm fielen ständig neue ein, und er wusste, es war nur ein Anfang.

Auf der Universität erst hatte er erfahren, dass er Jude war, bis dahin hatte er gedacht, so etwas hätte nicht mehr Bedeutung als ein Sternzeichen. Seine Mutter war Jüdin, obwohl sie an nichts glaubte, ihr Großvater war ein Händler mit langem Bart aus der Bukowina gewesen.

Nie ging er zu den Vorlesungen. Ein Mädchen, das er durch gemeinsame Freunde kennengelernt hatte, erklärte sich bereit, ihn zu heiraten. Eines Nachmittags sah er einen Aufmarsch, Männer schwenkten Fäuste und Fahnen, er wollte es sich näher ansehen, aber ein Kommilitone zog ihn am Ärmel und sagte, sie sollten besser verschwinden. Ihm kam es albern vor. Sein Vater war im Krieg gefallen, er war der Sohn eines Helden, was konnte passieren?

Als ich geboren wurde, arbeitete er in einer Fabrik, man hatte ihn von der Universität relegiert. In der Fabrik wurden Metallringe hergestellt, wofür sie gebraucht wurden, wusste er nicht. Einmal nahmen zwei Arbeiter ihn zur Seite: Sie wüssten, dass er Saboteur sei, aber er brauche keine Angst zu haben, sie würden ihn decken. Als er verblüfft antwortete, er habe in der Fabrik immer sein Bestes gegeben, sagten sie lachend, sie glaubten kein Wort, so ungeschickt könne niemand sein. An diesem Tag, auf dem Heimweg, komponierte er im Kopf ein Gedicht über die dröhnenden Propeller eines Flugzeugs, dessen Pilot für einen Moment eingeknickt ist und von einer Ameise träumt, die einen Halm emporklettert, der im Wind zittert, in dem noch das ferne Dröhnen eines Flugzeugs schwingt. Nicht schlecht, dachte er, das hat Rhythmus und Einfachheit, wenn das so weitergeht, kann man bald etwas drucken lassen. Daheim erwartete ihn ein Behördenbrief, der ihn in kühlem Ton aufforderte, sich am Bahnhof einzufinden, mit Kleidern zum Wechseln und einer Decke.

Fahrt besser in die Schweiz, sagte er meiner Mutter. Sobald es geht, komme ich nach. Es gibt da einen Beamten, der war ein Bewunderer meines Großvaters, er hat ihn als Karl Moor gesehen, er wird helfen.

Zunächst wollte sie nicht, aber er redete ihr zu. Allzu schlimm könne es nicht werden. Er habe doch bisher immer Glück gehabt.

Ich weiß nicht, wie er aussah. Kein Foto zeigt sein Gesicht.

Der Vater meines Vaters wurde nicht einmal zwanzig, dabei hatte er das erste Kriegsjahr überlebt. Tausende Stunden in aufgewühltem Lehm, Stacheldraht, Granaten, das Pfeifen in der Luft, die Splitter. Als er im Fronturlaub seine Frau und den winzigen Sohn sah, kamen sie ihm wie Fremde vor. Er überlebte ein weiteres Jahr. Inzwischen war er so gewöhnt an den Gedanken, dass er sterben würde, dass er nicht mehr glaubte, es könne tatsächlich passieren. Aber dann traf ihn doch eine Kugel, Stiefel traten auf ihn, und aus reiner Gewohnheit überlegte er, wie er wohl diesmal entkommen werde. Er erstickte am Dreck und kam nie zurück.

Der Großvater meines Vaters lebte fürs Theater und bekam nie die richtigen Rollen. Nicht Hamlet, sondern Gölndestern, nicht Marc Anton, sondern Cicero, nicht Franz, sondern Karl Moor. Seinen zwei Söhnen und zwei Töchtern beschrieb er ausführlich, welche Opfer die Kunst fordere, aber keines der Kinder war begabt. Die Jahre vergingen, nun hoffte er auf König Lear und Prospero. Sein älterer Sohn starb an der Spanischen Grippe, sein jüngerer heiratete ein jüdisches Mädchen, das war ihm nicht angenehm, aber er hatte auch nicht die Kraft, es zu verhindern. Die ältere Tochter heiratete einen Lehrer, die jüngere blieb missmutig im Haus und kochte für ihn und seine Frau.

Er sah seinen ersten Film. Bleiche Figuren tummelten sich auf einer weißen Wand. Er verstand nicht, worüber die Leute lachten, er sah nur Untote, und der Gedanke, dass man bald Menschen dabei würde zusehen können, wie sie einander Kuchen ins Gesicht warfen, lange nachdem sie gestorben waren, kam ihm entsetzlich vor. Ein kleiner Mann mit Schnurrbart, ein riesenhafter Dicker, ein Clown mit grotesk nach unten gezogenem Mund. Die Welt geht unter, dachte er. Eine Weile mag sie noch bestehen, aber es ist alles Täuschung, wie diese Bilder.

Von diesem Tag an stand er nicht mehr auf. Sogar der Ausbruch des Krieges war ihm gleichgültig. Als sein Sohn kam, in Uniform, um sich zu verabschieden, brachte er es fertig, so würdevoll auszusehen, wie der Anlass es erforderte. Er war ja nicht umsonst Schauspieler.

Der Urgroßvater meines Vaters war Arzt gewesen, wenn auch kein guter. Er hatte nur Medizin studiert, weil auch sein Vater Arzt gewesen war. Er betrieb eine kleine Praxis, viele Kranke starben ihm, manche konnte seine Frau behandeln, die klüger war als er. Oft wusste sie, welche Kuren halfen. Dann starb sie ihm auch. Damit sich

jemand um die Kinder kümmerte, heiratete er ein zweites Mal. Die neue Frau machte ihn traurig, und noch mehr Kranke starben.

Wann immer er Gelegenheit dazu bekam, erzählte er, dass er als junger Mann Napoleon begegnet sei. In Wirklichkeit hatte er nur einen gebauschten Mantel über einem Pferderücken gesehen, dazu eine Hand in weißem Handschuh. Als er sich endlich zur Ruhe setzen durfte, kam es ihm vor, als hätte der große Feldherr weniger Menschen getötet als er, der schlechte Arzt. Dann starb auch seine zweite Frau. In seinen letzten Lebensjahren war er vollkommen glücklich.

Der Vater des Arztes, ein Arzt auch er, hatte das Talent, die Kranken zu beruhigen, indem er mit ihnen sprach. Meist ahnte er, woran einer litt. Er beschäftigte sich mit den Experimenten Mesmers und lernte, einen Leidenden in den magnetischen Schlaf zu versetzen. Als sein Sohn ebenfalls Arzt wurde, war er froh. Seine Tochter hätte auch gern studiert, sie war klug und begabt, aber er musste es verbieten. Zum Ausgleich fand er ihr einen braven Mann, der gut arbeitete und sie nicht schlug. Mit sechzig Jahren legte er sich ins Bett, atmete aus und kam nie zurück.

Seinen Vater kostete ein Streifschuss die Hand. Er hatte dunkle Haut, keiner wusste, warum, die Mutter hatte ihn allein aufgezogen, irgendwo in Armut. Er wurde Soldat, weil die Werber dachten, dass ein schwarzer Mann stärker sei als ein Weißer. Er marschierte viel, wurde manchmal befördert, zeugte zwischendurch drei Kinder, alle weiß. Schließlich traf eine Kugel seinen Hals, er erstickte am Blut und kam nie zurück.

Sein Vater war nach England gegangen, für die Überfahrt hatte er sich als Schiffsjunge verdingt. Er sparte ein wenig, er versuchte sich als Kaufmann, aber er hatte nicht viel Glück. Einmal kam er mit einem jungen Franzosen ins Gespräch, der die Börse von London besuchte, um darüber zu schreiben. Schwächlich und dürr war der, aber klug, blitzschnell in den Augen und von einer Geisteskraft, wie er sie noch nie erlebt hatte. Wenn man so wäre, dachte er, alles könnte man schaffen, Dinge wären nicht so schwer, die Welt nicht so voll Widerstand. Zum Abschied fragte er den Fremden nach seinem Namen. Arouet, sagte der und war schon weitergegangen, denn der Mann hatte ihn gelangweilt.

Von dieser Begegnung erholte er sich nie. Er war müde. Er brachte es noch fertig, nahe der Fleet Street ein kleines Geschäft für Krüge, Schüsseln und Krimskrams aufzumachen, eine Frau zu heiraten, die ihm nicht gefiel, und ein Kind zu zeugen; ihm schien, als wäre die Kraft dazu schon nicht mehr aus ihm selbst gekommen, sondern von dem Sohn, der unbedingt in die Welt wollte. Als es geboren war, hatte das Kind dunkle Haut, aber er selbst war doch weiß wie Schnee, und seine Frau war es auch, also hatte sie ihn betrogen. Er schrie, sie weinte, er brüllte, sie schwor, er

rief den Herrgott an, sie tat es auch, mit letzter Kraft verstieß er sie. Da schmerzte sein Magen schon sehr, einen Monat später war er tot und kam nie zurück.

Sein Vater fuhr zur See. Die Traurigkeit seiner Ahnen war stark in ihm. Im Hafen von Hamburg lag er mit einer Frau im Bett, er wusste ihren Namen nicht und sie nicht seinen, ja eigentlich mochte er gar keine Frauen, aber sie sah aus wie ein Mann, das half. Er heuerte als Küchenmatrose auf einem Schiff an, das nach Indien sollte, doch es sank schon drei Wochen nach dem Ablegen. Fische, so fremd, wie er sie sich nie hätte vorstellen können, fraßen sein Fleisch, seine Knochen wurden zu Korallen, die Haare zu Seegras, seine Augen zu Perlen.

Sein Vater hatte dunkle Haut. Er war der Sohn eines Gutsherrn und einer Magd aus Trinidad, schwarz wie die Mitternacht. Niemand kümmerte sich um ihn, während er heranwuchs, vielleicht war das sein Glück, aber als er fünfzehn war, steckte sein Vater ihm Geld zu, und er brach auf. Er wusste nicht, wohin, ein Ort schien wie der andere, und Pläne hatte er nicht. Zeit, dachte er, während er den Kopf ans Fenster der Postkutsche lehnte, reine Täuschung. Vor ihm waren andere über diese Hügel gefahren, nach ihm würden andere kommen, aber es blieben dieselben Hügel, derselbe Himmel und derselbe Erdboden. Im Grunde waren es auch dieselben Pferde, wo lag der Unterschied? Und bei den Menschen, dachte er, sind die Unterschiede auch nicht groß. Wie, wenn wir immer derselbe sind, in immer anderen Träumen? Nur die Namen täuschen uns. Lass sie beiseite, und du siehst es sofort.

In einem kleinen Dorf ließ er sich nieder. Die Menschen fanden es wunderbar, dass er schwarz war, sie hatten so einen noch nie gesehen. Zunächst beschlug er Pferde, dann heilte er sie, er hatte ein Gespür dafür, wo es sie schmerzte. Ein Segen lag auf ihm. Die Tiere hatten Vertrauen, und die Menschen hassten ihn nicht. Er heiratete und zeugte sieben Kinder, manche starben bei der Geburt, andere überlebten, zu seiner Überraschung waren sie alle weiß. Gott schickt uns auf seltsame Wege, sagte er zu seiner Frau, und wir müssen sie gehen, ohne zu klagen.

So wurde er alt. Er war zufrieden, als Erster in der Reihe seiner Ahnen. Eines regnerischen Nachmittags sank er vor dem Haus in die Knie, blickte neugierig um sich, schloss die Augen, legte den Kopf hin, als ob er an der Erde horchen wollte, und kam nie zurück.

Sein Vater, der Gutsherr, war ein Alchimist, der es nie fertigbrachte, Gold zu machen, aber das war nicht erstaunlich, denn es brachte auch kein anderer fertig. Er hauste in einem zugigen Herrenhaus, zeugte mehr als ein Dutzend Kinder mit den Mägden, darunter eine Schwarze aus Trinidad, die zaubern und heilen konnte, heiratete nie und dachte viel darüber nach, ob er katholisch oder protestantisch sein wollte. Die Schwarze hingegen dachte oft an den Ort, von dem sie kam: Sie erinnerte sich an Wärme, sie erinnerte sich an Regen, der leicht war wie die Luft, sie erinnerte

sich an eine Sonne, die Kraft hatte, und sie erinnerte sich an duftende Pflanzen. Sie pflegte ihren dunklen Sohn, sie küsste und drückte ihn an sich, wann immer es möglich war, und das war es nicht oft, denn sie musste hart arbeiten, und als er sich schließlich auf den Weg machte, wusste sie, dass er nicht zurückkommen würde.

Den Gutsherrn plagten unterdessen die Zähne. Einer nach dem anderen fielen sie aus, manchmal brachten die Schmerzen ihn schier zum Wahnsinn. Eines lehmigen Morgens wurde ihm von einem Abszess im Kiefer so schlecht, dass er sich zu Bett legen musste. Jemand, den er schon nicht mehr erkannte, presste ihm Kräuter ins Gesicht, sie rochen stechend, eine halbe Stunde später starb er an vergiftetem Blut und kam nie zurück.

Seinen Vater machte der größte Krieg groß. Bei Lüttich verlor er drei Finger, vor Antwerpen ein Ohr, bei Prag eine Hand, wenn auch leider nicht jene, der schon die Finger fehlten. Aber er war geschickt im Plündern, er wusste, wo Gold zu finden war, und als er genug beisammen hatte, verließ er den schwedischen Dienst und kaufte ein Gutshaus. Er heiratete, zeugte drei Kinder und wurde kurz darauf von Marodeuren umgebracht. Es war eine langwierige Angelegenheit, denn sie wollten Verschiedenes an ihm ausprobieren, seine Frau versteckte sich unterdessen mit den Kindern im Keller. Als die Eindringlinge fort waren, war er noch am Leben, aber die Seinen erkannten ihn kaum mehr; es dauerte zwei Tage, bis er starb. Er kam zurück. Noch heute sieht man nachts jemanden, der wohl sein Geist ist, mit müdem Ausdruck durchs Haus streifen.

Seine Mutter war eine ungewöhnliche Frau. Sie hatte starke Träume, und manchmal war ihr, als könnte sie die Zukunft sehen oder Dinge, die in der Ferne geschahen. Wäre sie ein Mann gewesen, viele Wege hätten ihr offengestanden, und sie hätte ein Schicksal gehabt. Eines Nachts träumte sie von einem einäugigen und einbeinigen Alten, versteckt in einem Schuppen. Er spürte, wie sein Körper starr wurde, er spürte eine kalte Hand an seinem Hals, und er lachte, als wäre ihm etwas so Interessantes noch nie zugestoßen. Aber bevor er starb, war sie aufgewacht.

Viele Dinge trieben sie um. Heimlich zerschnitt sie Leichen, man fand genug davon, der Krieg dauerte schon so lange, dass es alte Menschen gab, die noch nie Frieden gesehen hatten. Sie beschäftigte sich mit den Muskeln, den Fasern, den Nerven, zwischendurch gebar sie ihrem Mann fünf Kinder, von denen drei die Geburt überlebten, aber dann fiel ihr ein Ziegelstein auf den Kopf. Gott hatte das nicht geplant, kein Schicksal hatte es herbeigeführt, bloß der Dachdecker war unfähig gewesen, und sie kam nie zurück.

Ihr Vater war zunächst Wegelagerer gewesen. Seine Mutter hatte ihn ausgesetzt, er war von einem Bauernpaar aufgezogen worden, die einen billigen Knecht brauchten.

Sie gaben ihm wenig zu essen, und er machte sich bald davon.

Es gab unvorstellbar viel Wald. In ihm herrschte kein Gesetz, und wer ihn durchqueren musste, den beschützte Gott nicht, und dem half kein Fürst. Eine Zeitlang bestahl er Reisende und schlief in Erdlöchern, aber eines Tages stand er unversehens vor einer Hexe: einem scheußlichen Wesen voller Haare und Warzen, ein Drittel Frau, ein Drittel Mann, ein Drittel horniges Wildschwein. Sie fraß ein kleines, blutiges Ding, ein Rehkitz vielleicht, womöglich auch ein Menschenkind, er wagte nicht hinzusehen. Die Hexe hob den Kopf, ihre Augen waren giftgrün, die Pupillen nur ein Punkt. Er begriff, dass sie ihn bis ins Innerste erkannt hatte und dass sie ihn nicht vergessen würde. Er rannte los. Sein Atem ging rasselnd. Äste schlugen ihm ins Gesicht, es wurde Nacht und wieder Tag. Außer sich vor Erschöpfung, erreichte er eine ummauerte Stadt.

Dort ließ er sich nieder und arbeitete als Verwalter von Häusern, Gütern, Feldern. Er zeugte neun Kinder, von denen drei Mädchen die Geburt überlebten. Er gewann Freunde und verdiente Geld und lebte, als hätte er vergessen, dass er verdammt war. Seine Töchter unterrichtete er wie Söhne und war stolz auf sie. Sie heirateten und schenkten ihm Enkel. Die Familie war gut katholisch, weil die Stadt gut katholisch war, jeden Sonntag ging er zur Kirche und bezahlte den Priester für sein Seelenheil. Man sagte, dass es Krieg geben werde, aber er glaubte nicht daran. Und eines Nachts stand die Hexe doch vor ihm, er sah sie deutlich, obgleich es stockdunkel war im Zimmer und sie selbst noch dunkler als die Dunkelheit. Sie fanden ihn am nächsten Morgen. Er kam nie zurück.

Sein Vater war Hauslehrer im Dienst eines Grafen Schulenburg. Der Graf hatte eine Tochter, es gab heimliche Briefe, Schwüre und Pläne zu einer Flucht übers Meer, wo angeblich neues Land gefunden worden war, was aber auch ein Märchen sein konnte, wie sollte man das wissen. Ihr Schicksal kam den beiden so wichtig vor, als stünde es in einem Buch.

Aber als das Mädchen schwanger wurde, fingen den Hauslehrer zwei Männer auf der Straße ab und schlugen ihn mit Eisen, bis er tot war. Sie gebar heimlich, das Kind wurde ausgesetzt, sie musste einen Landadeligen heiraten, der nie erfuhr, dass er nicht der Erste gewesen war.

Nach einigen Jahren zog sie sich ins Kloster Passau zurück, wo sie Aristoteles' Buch über die Wolken kommentierte. Gott, erläuterte sie, sei nicht außerhalb der Welt, er sei die Welt selbst, die deshalb auch ohne Anfang sei und ohne Ende; außerdem könne man Gott weder gut nennen noch schlecht, er sei die Fülle aller Dinge, weshalb es auch weder Zufall gebe noch Fügung, denn die Welt sei kein Theaterstück. Man würde sie heute noch kennen, hätten sich nicht die Milben über das Manuskript hergemacht.

Der Vater des glücklosen Hauslehrers war Priester. Das war nicht schlimm, Luther

hatte seine Thesen noch nicht angeschlagen, die Heilige Kirche war gelassen. Er hatte viele Kinder. Pestkranken gab er die Letzte Ölung, dann ließ er sie zur Ader, und durch den Blutverlust starben sie noch schneller.

Es war eine laue Zeit für den großen Tod. Die Beulenpest war im Abklingen, die schwersten Ausbrüche fanden weiter südlich statt, aber dann steckte er sich doch am Blut der Kranken an. Er hatte es erwartet, kaum einer, der mit Pestkranken zu tun hatte, überlebte lange, fast mit Erleichterung machte er sich ans Sterben. An seinem Bett tauchte ein einäugiger Mann mit nur einem Bein auf, uralte und verwitterte, der ihm eine schwere Hand auf die Schulter legte und Unverständliches zuraunte. Es schien, als hätte er die Menschengesprache verlernt. Murmelnd und hüpfend zog er seiner Wege.

Der Vater des Priesters war Bauer, wohlhabend und mit viel Land. Er war fröhlichen Gemüts, ohne zu wissen, warum. Gerne spielte er mit seinen Kindern. Etliche davon starben, und wenn er an ihren kleinen Gräbern stand, dachte er, dass es ein guter Brauch sei, Kinder nicht zu früh zu lieben.

Er verließ sein Gut nie. Ohne sich zu beschweren, zahlte er Abgaben an die Obrigkeit. Zuweilen zogen Menschen vorbei, die kamen von anderen Orten und wollten anderswohin, aber sie schienen ihm unwirklich wie Gespenster. Einmal tauchte ein alter Mann auf, dem ein Auge fehlte und ein Bein; der behauptete, mit ihm verwandt zu sein. Er blieb einige Wochen, aß viel und erschreckte nachts die Knechte mit seinem Geschrei. Dann hüpfte er auf seinen Krücken davon.

Eines Nachts überfiel den Bauern das Gefühl, dass jemand ihn verflucht hatte, und er bekam solche Angst, dass er keinem mehr in die Augen sehen wollte, nicht seiner Frau, nicht seinem Gesinde und auch nicht den Kindern. Eine Zeitlang plagte die Lust ihn schwer, aber er wusste, dass er ihr zu widerstehen hatte, um nicht in die Hölle zu kommen. Er widerstand nicht. Dann widerstand er eine Weile, dann widerstand er wieder nicht. Als er starb, weinte er sehr, aus Angst vor der Hölle. Sein ältester Sohn, gerade zum Priester geweiht, hätte gern gewusst, wie es seines Vaters Seele denn nun ergangen war, aber er kam nie zurück, und keiner erfuhr es.

Auch sein Vater war Bauer. Er verließ sein Gut nie. Zuweilen zogen Menschen vorbei, die kamen von anderen Orten und wollten anderswohin. Er wollte das nicht.

Auch sein Vater war Bauer. Er verließ sein Gut nie. Zuweilen zogen Menschen vorbei, die kamen von anderen Orten und wollten anderswohin. Er wollte das nicht.

Auch sein Vater war Bauer. Er verließ sein Gut nie. Zuweilen zogen Menschen vorbei, die kamen von anderen Orten und wollten anderswohin. Er wollte das nicht.

Auch sein Vater war Bauer. Er verließ sein Gut nie, er wollte nicht anderswohin, er verstand nicht, warum Leute unterwegs waren, als gäbe es nicht überall die gleichen Bäume, Hügel und Seen. Er bestellte sein Land, vermied es, seine Schwestern zu sehen, starb früh und kam nie zurück.

Auch sein Vater war Bauer. Er verließ sein Gut nie und hatte viele Kinder. Zwei davon kamen zugleich auf die Welt, es waren Mädchen, die einander so ähnlich sahen, als wären sie ein und dieselbe Person. Teufelswerk, rief er. Auch der Priester sagte, dass es damit keine gute Bewandnis habe, und seine Frau rief die Gnade des Herrgotts an. Aber er brachte es nicht über sich, sie zu ersäufen. Und so wuchsen die Mädchen heran und heirateten Bauern im nahen Dorf. Er gab ihnen gute Mitgift. Ihre Kinder sahen einander gar nicht ähnlich.

Sein Vater war ein Wanderer, ein Magier, Zähnerißer und Betrüger. Der Pest war er davongelaufen, bei Köln hatte er sich vor einer großen Menschenmenge in die Luft erhoben und war dreimal um den noch unvollendeten Dom gekreist. Später erzählte man allerhand Geschichten darüber, wie er es vorgetäuscht habe, aber in Wahrheit ist das Fliegen nicht schwer, wenn man weder Skrupel hat noch Furcht und außerdem verrückt ist. Bei Ulm bezichtigte ihn ein Kaufmann, er habe ihm Geld gestohlen, und das war auch so, doch er wusste, dass man nur schneller rennen musste als die Dummköpfe, dann drohte einem nichts. Bei irgendeinem Dorf zwischen besonders hohen Bäumen zeugte er ein Kind. Er sah es nie, seinen eigenen Vater hatte er ja auch nicht gekannt.

So verging seine Zeit. Manche sagten, dass er bei Palästina erschlagen worden sei, andere wollten wissen, dass er am Galgen geendet habe, und nur ein paar wenige behaupteten später, dass er noch lebe, da man jeden töten könne, nicht aber einen wie ihn.

Sein Vater war der Sohn eines Söldners, der sich eine Frau genommen hatte, die ihn nicht wollte, am Wegesrand, im Feld. In seiner Umklammerung hatte sie begriffen, dass Gott ihr nicht helfen würde, weil die Hölle nicht später kam, sondern jetzt war und hier. Plötzlich merkte der Söldner, dass es falsch war, also ließ er sie los, aber es war schon zu spät, und er rannte und vergaß. Das Kind ließ sie gleich nach der Geburt im Pferdestall, dann vergaß sie es auch.

Aber der Junge überlebte. Er überlebte den Pesthauch, der durchs Land zog, er überlebte Schmerz und Typhus, er wollte nicht sterben, auch wenn gar nichts dafür sprach, dass er lebte, es gab kaum Essen, aber er starb nicht, alles war voll Kot und Fliegen, aber er starb nicht, und wäre er gestorben, gäbe es weder mich noch meine Söhne. An unserer Stelle würden andere, die es nun nicht gibt, ihr Dasein für unausweichlich halten.

Er wuchs heran, wurde Schmied, fand eine Frau, eröffnete einen kleinen Laden,

den kurz darauf das Feuer vernichtete, und arbeitete als Pferdeknecht. Er zeugte acht Kinder, von denen drei überlebten. Bald danach wurde er von einem Fuhrwerk überrollt, verlor ein Bein, starb aber immer noch nicht, obwohl der Wundbrand ihm den Schädel verwirrte. Er träumte, dass der Teufel zu ihm kam, er bat ihn um ein langes Leben, der Teufel fuhr zurück in die Hölle, nach kurzer Zeit ließ das Fieber nach.

Eines Morgens, Wochen später oder vielleicht auch Jahre, wachte er auf und erinnerte sich verschwommen an Karten, Wein und offene Messer. Viel wusste er nicht mehr von der Nacht zuvor, die Welt schien schmaler geworden, ein Stück fehlte, und als er an der Nase emportastete, in Richtung des Schmerzes, kam er dahinter, dass ein Auge fehlte. Kurz war er erschrocken, doch dann lachte er. Welch guter Zufall, dass ihm bloß das passiert war und nichts Schlimmeres, denn der Augen hatte man zwei. Ein Herz nur, einen Magen, eine Lunge, aber zwei Augen! Hart war das Leben, doch manchmal hatte man Glück.

Geschäfte

Schon eine Zeitlang höre ich es schluchzen. Eben noch war es ein Geräusch in meinem Traum, aber jetzt ist der Traum vorbei, und das Schluchzen kommt von der Frau neben mir. Die Augen geschlossen, weiß ich, dass ich es bin, der weiß, dass die Stimme nun die von Laura ist oder eigentlich: dass es nun auf einmal die ganze Zeit schon ihre Stimme war. So heftig weint sie, dass die Matratze bebt. Ich liege reglos. Wie lange kann ich mich schlafend stellen? Ich würde so gern nachgeben und wieder versinken, aber es geht nicht. Der Tag hat angefangen. Ich öffne die Augen.

Morgensonne dringt durch die Schlitze der Jalousie und zeichnet dünne Linien auf Teppich und Wand. Das Teppichmuster ist symmetrisch, aber sieht man es zu lange an, fesselt es die Aufmerksamkeit, hakt sich fest und lässt einen nicht mehr los. Laura liegt in völliger Ruhe neben mir, atmet lautlos, schläft tief. Ich schlage die Decke zurück und stehe auf.

Während ich durch den Flur tappe, kehrt die Erinnerung an den Traum zurück. Kein Zweifel, es war Großmutter. Müde sah sie aus, abgekämpft und nicht ganz vollständig, als hätte nur ein Teil ihrer Seele es geschafft, bis zu mir vorzudringen. Schief stand sie vor mir, gestützt auf einen Krückstock, und in ihrem Haarknoten steckten zwei Kugelschreiber. Sie öffnete und schloss den Mund, mit den Händen machte sie Zeichen, etwas wollte sie mir unbedingt sagen. Unendlich müde sah sie aus, die Lippen gespitzt, die Augen flehend, bis im nächsten Moment irgendeine Traumverwandlung sie wegspülte und ich anderswo war, umgeben von anderem. Nie werde ich erfahren, was sie mir mitteilen wollte.

Ich rasiere mich, steige in die Dusche und drehe am Heißwasserhahn. Das Wasser ist warm, dann heiß, dann sehr heiß, so mag ich es. Ich beuge den Hals nach hinten, lasse das Wasser auf mich prasseln, höre dem Rauschen zu, spüre den Schmerz und vergesse für einen Moment alles.

Es währt nicht lange. Schon kommt wie eine Welle die Erinnerung zurück. Vielleicht kann ich noch zwei Monate durchhalten, vielleicht sogar drei. Aber länger nicht.

Ich stelle das Wasser ab, steige aus der Dusche und drücke das Gesicht ins Frottee des Handtuchs. Wie immer reagiert mein Gedächtnis auf den Geruch, indem es Bilder herbeiruft: Eingewickelt ins Handtuch werde ich von Mama ins Bett gebracht, Papas hohe Gestalt vor der Deckenlampe, seine wirren Haare nachgezeichnet vom

Gegenlicht, Iwan ist schon eingeschlafen im Bett daneben; unser Sandkasten, in dem ich immer die Türme umwarf, die er aufgebaut hatte; eine Wiese, er hatte einen Regenwurm gefunden, ich riss ihn entzwei, er weinte furchtbar. Oder war es umgekehrt? Ich ziehe den Bademantel an. Jetzt brauche ich meine Medikamente.

In meinem Arbeitszimmer ist alles beim Alten. Das beruhigt mich. Der Schreibtisch mit dem großen Bildschirm, der Paul Klee an der einen Wand, der Eulenböck an der anderen, die leeren Aktenordner. Ich habe hier nie gearbeitet. Auch die Schubladen sind leer, und von den Nachschlagewerken wurde kein einziger Band je geöffnet. Aber wenn ich hier sitze und mich versunken stelle, kommt keiner herein, und das allein zählt.

Zwei Thropren, ein Torbit, ein Prevoxal und ein Valium – ich darf den Tag nicht mit zu viel beginnen, schließlich muss ich die Dosis erhöhen können, wenn etwas Unvorhergesehenes passiert. Ich schlucke sie alle auf einmal; das ist unangenehm, und ich biete meine ganze Willenskraft auf, um gegen den Würgereflex anzukämpfen. Warum ich sie immer ohne Wasser nehme, weiß ich nicht.

Schon spüre ich, wie sie wirken. Wahrscheinlich ist es Einbildung, es kann nicht so schnell gehen, aber ist das wichtig? Wattige Gleichgültigkeit legt sich auf mich. So lässt es sich weitermachen. Eines Tages verlierst du alles, man wird den Namen Eric Friedland mit Abscheu nennen, wer dir jetzt noch vertraut, wird dich verfluchen, deine Familie wird zerfallen, und dich sperrt man ein. Aber noch nicht heute.

Nie darf ich jemandem sagen, wie sehr ich diesen Paul Klee hasse. Schiefe Karos, rot auf schwarzem Untergrund, daneben ein windschiefes, rundum erbärmliches Strichmännchen. Auch ich hätte das malen können. Ich weiß, dass ich diesen Satz nicht denken soll, er ist streng verboten, aber ich kann mir nicht helfen, auch ich hätte das malen können, keine fünf Minuten hätte ich gebraucht! Stattdessen habe ich siebenhundertfünzigtausend Euro dafür bezahlt, aber ein Mann in meiner Position muss nun mal ein sehr teures Gemälde besitzen: Janke hat einen Kandinsky, Nettelbeck von BMW hat einen Monet, vielleicht ist es auch ein Manet, was weiß ich, und der alte Rebke, mit dem ich Golf spiele, hat einen Richard Serra auf dem Rasen, groß, rostig und bei den Gartenpartys sehr im Weg. Und so habe ich Iwan vor Jahren gebeten, mir auch ein Bild zu besorgen, nur sicher solle es sein.

Prompt hat er so getan, als würde er mich nicht verstehen. Das macht er gern, das macht ihm Spaß. Was denn das heißen solle, sicher?

«Sicher heißt, dass es jeden beeindruckt. Dass kein Fachmann etwas gegen den Maler hat. Wie bei Picasso. Oder Leonardo. Einer von diesen Leuten.»

Da hat er mich ausgelacht. Auch das macht er gern. Picasso? Es gebe Hunderte Fachleute, die Picasso nicht ernst nähmen, und erwische man die falsche Phase, sei man sowieso blamiert. Kaum einer sage zum Beispiel etwas Gutes über sein Spätwerk! Aber Paul Klee, den könne man nehmen, gegen den habe keiner was.

«Und Leonardo?»

«Gibt es nicht auf dem Markt. Nimm Klee.»

Dann war er für mich bei der Versteigerung. Bei fünfhunderttausend hat er angerufen, um zu fragen, ob er höhergehen soll. Am liebsten hätte ich ihn angebrüllt. Aber hätte er denken sollen, ich kann mir nicht einmal ein Strichmännchen leisten? Eine Weile hing es im Salon, dann mochte Laura es plötzlich nicht mehr. Also hängt es seither über meinem Schreibtisch, sieht mich aufdringlich an und stiftet Schaden in meinen Träumen. Ich kann es nicht verkaufen, zu viele Leute haben es im Salon gesehen, wo ich ja immer darauf hingewiesen habe, sehen Sie meinen Klee, was sagen Sie zu meinem Klee, ja natürlich ist er echt! Sobald sich die Fahnder an die Arbeit machen, wird eine ihrer ersten Fragen sein, wo denn der Klee geblieben sei. Die Kunst ist eine Falle, sonst nichts, schlau ausgedacht von Menschen wie meinem Bruder!

Noch im Bademantel gehe ich den Flur entlang, die Treppe hinunter, ins Medienzimmer. Es gibt eine Leinwand mit Videobeamer, die schwarzen Würfel der Lautsprecher wären leistungsstark genug, um ein Fußballstadion zu beschallen. Davor steht eine weiche Ledercouch.

Auf dem Tisch liegt die Fernbedienung. Ohne nachzudenken, setze ich mich, greife danach und drücke ein paar Knöpfe. Summend erwacht die Leinwand zum Leben: das Fernsehprogramm des frühen Morgens, ein Naturfilm. Eine Libelle landet auf einem Halm. Sie hat haardünne Beine, ihre Flügel zittern, und die Fühler betasten das schrundige Grün. Interessant, aber es erinnert mich an die Kamera.

In einem der Geräte ist eine versteckt. Es wäre seltsam, wenn da keine wäre, da man ja so leicht eine darin verstecken kann, nie würde ich sie finden zwischen all den Linsen. Ich drücke wieder auf einen Knopf, die Wiese verschwindet, stattdessen steht ein Staatssekretär hinter einem Stehpult und redet so schnell, als hinge viel davon ab, dass er bald fertig wird.

«Nein», sage ich. «Nein, nein, nein, nein. Nein!»

Das hilft zum Glück. Er spricht langsamer.

Aber leider hat er mich bemerkt. Ohne mit dem Sprechen aufzuhören, wirft er einen raschen Blick in meine Richtung. Sehr unauffällig hat er das gemacht, aber es ist mir nicht entgangen.

Ich halte den Atem an. Jetzt darf ich nichts Falsches tun. Denn ohne Frage ist das unsinnig, ich weiß es ja, die Sendung mit dem Staatssekretär ist eine Aufzeichnung, so früh am Morgen gibt man keine Pressekonferenz.

Aber ich weiß auch, dass er mich angesehen hat.

«Ganz ruhig. Immer mit der Ruhe.»

Mit kaltem Schrecken wird mir klar, dass ich das laut gesagt habe. So eine Blöße darf ich mir nicht geben! Und der Staatssekretär, dessen Name mir plötzlich einfällt – er heißt Obermann, Bernd Richard Obermann, und ist für Strom zuständig oder für Erziehung –, hat es gehört, denn ein spöttisches Lächeln gleitet über sein Gesicht.

Ich lasse mir nichts anmerken, so leicht verliere ich nicht die Fassung. Ganz ruhig, sage ich erneut zu mir, aber diesmal lautlos und ohne die Lippen zu bewegen, tu so, als wäre alles in Ordnung! Irgendwie muss ich es schaffen, von der Leinwand wegzuschauen. Ich konzentriere mich auf den Rand meines Blickfelds, und da sehe ich verschwommen etwas auf dem Teppich, eine Störung der Symmetrie: ein Rotweinfleck. Zum Teufel, dieser Teppich hat fünfunddreißigtausend Euro gekostet!

Die Wut hilft mir dabei, den Blick von der Leinwand abzuwenden. Aus dem Augenwinkel nehme ich wahr, dass Staatssekretär Obermann vom Schirm verschwunden ist. Ein harmloser Herr spricht jetzt ins Mikrophon und interessiert sich nicht für mich. Schnell hebe ich die Fernbedienung, das Bild flammt auf und erlischt.

Das war knapp. Ich stehe auf, bemerke jemanden in der Tür und zucke zurück.

«Habe ich dich erschreckt?»

«Nein, wieso denn? Nein, nein. Nein!» Ich sehe meine Tochter an, meine Tochter sieht mich an, und um etwas zu sagen, frage ich: «Schreibst du heute eine Arbeit?»

«Ja, in Mathematik.»

Ich gratuliere mir, jetzt wirke ich wie ein Vater, der die Dinge im Blick hat und Anteil nimmt, dabei weiß ich einfach, dass Kinder ständig Schularbeiten schreiben. Irgendeine Prüfung ist immer abzulegen, jeden Tag findet zuverlässig eine Gemeinheit statt.

«Weißt du etwas über diesen Rotweinfleck?»

Sie schüttelt den Kopf.

«Wenn du das warst, sag es ruhig. Du wirst nicht bestraft.»

«Ich trinke keinen Wein!»

Das hat sie schön gesagt. Am liebsten würde ich sie jetzt auf beide Wangen küssen, aber ich denke an die Kamera und lasse es sein. «Und?», frage ich stattdessen. «Gut gelernt? Gut vorbereitet?»

Sie zuckt die Achseln, als würde sie nicht glauben, dass mich das interessiert. Das kränkt mich. Denn obwohl es mich wirklich nicht interessiert, tue ich mein Bestes, um mich so zu verhalten, als wäre es mir wichtig. Eine kleine Spinne fällt mir auf – ein Pünktchen, das sich neben der Tür die Wand emporbewegt. Wovon lebt sie eigentlich, was frisst, was trinkt sie, oder trinken Spinnen nicht? Ich würde Marie gern fragen, sie lernt bestimmt genau so etwas in der Schule, aber stattdessen frage ich: «Was kommt dran heute, seid ihr schon bei der Differenzialrechnung?»

«Was ist das?»

«Das weißt du nicht?»

«Ich bin zehn, Papa.»

Auf alles hat sie eine Antwort. Die Spinne ist inzwischen auf der anderen Seite der Tür, wie hat sie es so schnell dorthin geschafft?

«Was?», fragt sie.

«Wie bitte. Du musst <wie bitte> sagen, nicht <was>.»

«Wie bitte?»

«Was?»

«Was für eine Spinne, Papa?»

Habe ich eben laut gesprochen? Um Himmels willen!

«Du hast gesagt –»

«Nein!»

«Du hast doch –»

«Nichts habe ich gesagt!»

Das war zu laut, ich will meine Tochter nicht erschrecken, und ich darf die Kamera nicht vergessen. Bestürzt streiche ich Marie über den Kopf. Sie lächelt mich an, dann dreht sie sich um und geht, wie Kinder es immer tun, mit springendem, holperndem, springendem Laufschrift davon.

«Beeil dich!», rufe ich ihr nach. «Du bist spät dran, die Schule beginnt gleich!» Ich habe keine Ahnung, wann die Schule beginnt. Aber es wird wohl stimmen.

Was wird sie von mir denken, wenn ich im Gefängnis bin? Auf dem Weg zum Ankleidezimmer im Obergeschoss frage ich mich wieder einmal, warum ich nicht den Mut aufbringe, es abzukürzen. So viele haben es geschafft: Pistole, Tabletten, ein Sprung aus einem hohen Fenster. Warum nicht ich?

Ich bin wohl zu stark dafür. Stark zu sein hat nicht nur Vorteile. Man hält mehr aus, man kann sich in schlimmere Verwicklungen bringen, und es fällt schwerer, aufzugeben. Die Blassen, die Leeren und die Kraftlosen, die nichts zu verlieren haben, wenn sie sich selbst verlieren, die können sich einfach irgendwo aufhängen. Aber in mir ist etwas, das es nicht zulässt.

Im Ankleidezimmer bin ich gerne, hier gibt es selten Probleme. Nebeneinander aufgereiht hängen siebzehn schwarze Maßanzüge, in den Fächern stapeln sich neununddreißig weiße Hemden, und an der Krawattenhalterung hängen fünfundzwanzig fleckenlose Krawatten in ein und demselben Rot. Manchmal schenken Leute mir andere Krawatten, meist mit raffinierten Mustern, die werfe ich weg. Nur eine schwarze habe ich noch, für Begräbnisse. Auf dem Boden stehen einundzwanzig Paar gut polierte Schuhe.

Aber an den Wochenenden ist es schwierig. An freien Tagen kann man keinen Anzug tragen, man kann auch schlecht immerzu das gleiche karierte Hemd anziehen. Es wäre sinnvoll und vernünftig, daher würde man jemanden, der es tut, für sonderbar halten. Und so habe ich auch einen Schrank für Wochenenden, Freizeit, Ferien. Darin befinden sich bunte Hemden aller Art: einfarbige, karierte, gestreifte und sogar eines mit Punkten. Laura mag es nicht, aber ich behaupte, es sei mein Lieblingshemd. Menschen sollten ein Lieblingshemd haben, man erwartet das und findet es sympathisch. Es gibt in dem Schrank auch Jeans, Cordhosen, Ledergürtel, Jacken aller Art, Sportschuhe, Wanderschuhe und Angelschuhe, obwohl ich noch nie angeln war und auch nicht die Absicht habe, das je zu ändern.

Zum Glück ist heute ein Wochentag, darum bin ich nach fünf Minuten fertig. Schwarzer Anzug, weißes Hemd, rote Krawatte. Alles fühlt sich besser an, wenn man einen Anzug trägt. Ich nicke in den Wandspiegel, mein Spiegelbild nickt ohne Verzögerung zurück. Die Welt funktioniert.

Als ich den Flur betrete, steht Laura vor mir.

«Hast du gut geschlafen?», frage ich. Ich frage sie das jeden Morgen, dabei weiß ich gar nicht, was das soll. Entweder man schläft, oder man ist wach, doch ich weiß aus dem Fernsehen, dass Leute einander diese Frage stellen.

Sie tritt einen Schritt zurück, um sich Raum für die Antwort zu nehmen.

Wie schön sie noch immer ist! Ich nicke und sage: «Aha», und: «Ach», während sie von einer Reise und einem Zauberer und einem Rosenbeet erzählt, Abertausende Rosen, ein weites Meer. Kann man wirklich so etwas träumen? Vielleicht erfindet sie es ja auch, so wie ich fast alles erfinde, was ich erzähle.

«Hörst du mir zu?», fragt sie.

«Natürlich. Rosenbeet.»

Als sie weiterredet, schalte ich unauffällig mein Telefon ein: 8. August 2008, zweitausendsiebenhunderteinunddreißig ungelesene E-Mails. Und genau in dem Moment, da ich auf den Schirm blicke, kommen zwei hinzu.

«Interessiert dich das mehr als das, was ich sage?»

«Liebste!» Schnell stecke ich das Gerät ein. «Prinzessin! Gar nicht interessiert es mich! Sprich weiter.»

Das stimmt sogar, ich lese seit Wochen keine E-Mails mehr. Aber weil es die Wahrheit war, hält sie es für eine Lüge und schiebt schmollend ihre Unterlippe vor.

«Laura! Bitte weiter! Bitte!»

Offenbar treffe ich heute nicht den richtigen Ton, denn ihre Stirn kräuselt sich vorwurfsvoll. «Marie braucht Nachhilfe in Mathematik. Du musst einen Lehrer finden. Herr Lakebrink sagt, es ist dringend.»

Das geht mir zu schnell. Gerade noch Rosen, jetzt dieser Lakebrink. «Ist das ihr Lehrer?»

Ihre Stirnfalten werden tiefer.

«Lakebrink», sage ich. «Ich weiß schon. Dieser Lakebrink. Dieser Mensch.»

Sie tritt noch einen Schritt zurück.

«Also gut, wer ist das?»

«Eric, was ist los mit dir?»

«Wollen wir wegfliegen?», frage ich hastig. «Nächstes Wochenende, nur du und ich ...» Jetzt muss mir schnell ein scheußlich heißer Ort einfallen; wo waren wir neulich? «Nach Sizilien?» Es war Sizilien, da bin ich ziemlich sicher. Womöglich war es auch Griechenland. Feucht und warm wie in der Hölle, absurd hoch die Preise, frech tuschelnde Kellner sowie räudige Katzen, die böse von spitzen Felsen herabstarren, aber Laura war sehr glücklich.

Sie breitet die Arme aus, legt den Kopf an meine Brust, umschlingt mich. Ihr Haar

duftet süßlich – ein wenig nach Salbei, ein wenig nach Zitrone, eigentlich riecht sie immer gut. Sie murmelt, dass ich wunderbar sei, großzügig, einzigartig; ich höre sie schlecht, weil sie das Gesicht in mein Jackett drückt, und streiche ihr über den Rücken.

«Der Direktor», sagt sie.

«Was?»

«Herr Lakebrink ist der Direktor von Maries Schule. Du hast letzte Woche mit ihm gesprochen. Auf der Elternversammlung.»

Ich nicke, als wüsste ich das längst. Selbstverständlich muss ich mir einen überzeugenden Grund ausdenken, warum wir doch nicht nach Sizilien können. Sie wird so enttäuscht sein, dass ich mir ein noch größeres Versprechen einfallen lassen muss, um sie zu besänftigen, und auch das werde ich brechen. Alles wegen dieser Elternversammlung, an die ich mich sogar gut erinnere: die Decke niedrig, der Fußboden aus Kunststoff, grelle Lampen und ein Plakat mit dem Aufruf, sich dringend bald gegen irgendwas impfen zu lassen.

«Eines noch, Eric!» Sie streicht mir über die Wange. Ihre Berührung erinnert mich daran, wie sehr ich sie noch vor kurzem begehrt habe. «Vorgestern hast du Marie gesagt, das Wichtigste ist, nicht aufzufallen. Niemals den Neid der anderen zu erregen.»

«Na und?»

«Sie hat das sehr ernst genommen.»

«Gut so.»

«Aber gestern hast du ihr gesagt, man soll nie Kompromisse machen. Immer kämpfen und immer versuchen, der Beste zu sein. Keinem Streit aus dem Weg gehen.»

«Und?»

«Jetzt ist sie verwirrt.»

«Warum?»

«Weil sich das widerspricht!»

«Sizilien!», rufe ich.

Sofort hellen sich ihre Züge auf.

Wir umarmen uns von neuem, und ein schwindelerregend starkes Déjà-vu überkommt mich. Ich erinnere mich, dass ich schon einmal hier gestanden und sie in den Armen gehalten und ebendieses Gespräch mit ihr geführt habe, in einem Traum oder in einem anderen Leben oder auch in diesem Leben, vor zwei oder drei Tagen. Und in Kürze werden wir abermals hier stehen, und vermutlich kommt dann wieder Herr Lakebrink vor, bis irgendwann das Beil fällt und die Polizei hereinstürmt und es sich nicht mehr wiederholt. Ich gebe ihr einen grässlich keuschen Kuss auf die Stirn, gehe schnell zur Treppe und sage: «Ich liebe dich», ohne mich umzudrehen. Warum, wo es doch wahr ist, fühlt es sich an wie eine Lüge?

«Ich dich auch», ruft sie, und obwohl es sich falsch anhört, weiß ich, dass es stimmt.

Aus Zerstreuung nehme ich die erste Treppenstufe mit dem linken Fuß. So etwas sollte nicht passieren, besonders in diesem Haus darf ich auf keinen Fall unvorsichtig sein. Von Anfang an, schon bei der ersten Besichtigung, hatte ich hier kein gutes Gefühl.

Bloß jetzt nicht an die Dachkammer denken. Ich muss so tun, als hätte ich vergessen, dass es sie gibt. Alles in ihr ist abstoßend: Die Dachschräge trifft den Boden in einem besonders hässlichen Winkel, auf die Tapete sind schlammbraune Rechtecke gedruckt, wegen der Schmutzflecken im Glas wirft die alte Lampe das abscheulichste Fünfeck auf die Dielen, und hinter dem schmalen Tisch, aufgestellt von irgendjemandem vor vielen Jahren, klafft eine Lücke. Man muss nur ein paar Minuten in dem Raum verbringen, dann weiß man, dass dort einer gestorben ist.

Daran ist an sich nichts Ungewöhnliches. In fast jedem Zimmer eines alten Hauses ist schon jemand verreckt. Aber in dieser Dachkammer war es ein besonders schwerer Tod. Er hat sich lange hingezogen, unter großen Schmerzen. Geister sind erschienen, Dämonen sichtbar geworden, vom Todeskampf angelockt. Aber wie hätte ich das Laura erklären sollen? Siebeneinhalb Millionen. Das Haus gefiel ihr sofort. Maurische Fliesen auf der Terrasse, fünf Badezimmer, ein Medienraum. Was hätte ich tun sollen?

Also bin ich eines Nachts hinaufgestiegen. Denn es ist möglich: Man kann dem Schrecken gegenüberreten, bis er nachgibt und sich zurückzieht. Fast drei Stunden habe ich ausgehalten. Der Tisch, die Schatten, die Lampe, ich. Und noch jemand.

Dann bin ich gerannt. Die Treppen hinunter, durch die Halle, in den Garten. Am Himmel der Halbmond, umgeben von schillernden Nachtwolken. Wohl eine Stunde habe ich im Gras gelegen, und als ich zurück ins Bett geschlichen bin, ist Laura aufgewacht und hat mir von ihrem Traum erzählt, einem bunten Vogel, einem freundlichen Briefträger und einer Lokomotive. Und ich habe zur Decke hinaufgesehen und daran gedacht, dass es das Zimmer da oben geben wird, solange wir leben. Auch wenn wir nicht mehr hier wohnen, auch wenn hier längst andere sind, ist es noch da.

Ich öffne die Haustür. Mein Gott, ist das heiß. Das Auto wartet mit laufendem Motor, Knut sitzt misstrauisch am Steuer. Er hasst das Warten. Ich weiß nicht, wieso einer wie er Chauffeur geworden ist. Außerdem ist mir ein Rätsel, warum er Knut heißt. Er ist Grieche und sieht auch so aus: Bartstoppeln, schwarze Haare, braune Haut. Auf einer langen Fahrt hat er mir einst die Geschichte seines Namens erzählt, ich habe nicht zugehört, und wenn ich jetzt noch einmal danach fragen würde, wäre er beleidigt. Ich steige ein, Knut fährt ohne Gruß los.

Ich schließe die Augen. Schon höre ich ihn hupen.

Er ruft: «Idiot!», und hupt wieder. «Haben Sie das gesehen, Chef?»

Ich öffne die Augen. Die Straße ist völlig leer.

«Einfach von links!», ruft er.

«Unglaublich.»

«Der Idiot!»

Während er auf das Lenkrad klopft und schimpfend dahin und dorthin zeigt, frage ich mich zum tausendsten Mal, wie ich ihn loswerden soll. Leider weiß er zu viel über mich; ich bin sicher, dass er schon am Tag nach der Kündigung anonyme Briefe schreiben würde – an Laura, an die Polizei, was weiß ich, wer ihm noch einfielen. Die einzige Möglichkeit wäre ein diskreter Mord. Aber wollte ich tatsächlich jemanden töten, wüsste ich niemand anderen als ihn, den ich um Hilfe bitten könnte. Es ist verzwickt. Ich ziehe das Telefon hervor und betrachte die Kurse. Die Rohstoffpreise sind gefallen, der Euro hat sich gegenüber dem Dollar nicht erholt, und die überbewerteten IT-Papiere stehen genau dort, wo sie gestern standen. Ich begreife es nicht.

«Heiß!», ruft Knut. «So heiß, so heiß!»

Ich war überzeugt, die IT-Werte würden fallen. Andererseits habe ich kommen sehen, dass das nicht geschieht – nicht aus Einsicht in den Markt, sondern weil ich mich inzwischen daran gewöhnt habe, dass stets das Gegenteil von dem eintritt, was ich erwarte. Aber wem soll ich denn folgen: meiner Einschätzung oder dem Wissen, dass ich fast immer unrecht habe?

«März, April!», ruft Knut. «Immer Regen. Mai – Regen. Immer! Und jetzt das!»

Aber Verluste erschrecken mich nicht mehr. Hätten die Kurse sich entwickelt, wie ich es vorhergesagt habe, es hätte nichts verändert. Steigende Kurse retten mich nicht mehr. Nur ein Wunder könnte das.

Das Telefon vibriert, auf dem Bildschirm steht: *Kommst du heute?*

Jederzeit, tippe ich.

Während ich auf die Sendetaste drücke, denke ich darüber nach, welche Ausrede ich gebrauchen könnte, falls sie schreibt, ich soll sofort kommen. Denn ich habe ja keine Zeit: Adolf Klüssen hat sich angemeldet, mein wichtigster Klient. Aber sie ist tagsüber ohnehin meist beschäftigt, und wenn sie schreibt, dass ich erst am Abend kommen soll, wird sie sich schuldig fühlen, und das ist hilfreich, darauf lässt sich aufbauen.

Ich starre das Telefon an. Der Bildschirm starrt grau zurück. Keine Antwort.

Und noch immer keine Antwort.

Ich schließe die Augen und zähle langsam bis zehn. Knut redet, ich achte nicht darauf. Bei sieben verliere ich die Geduld, öffne die Augen und blicke auf den Schirm.

Keine Antwort.

Na gut, vergiss es. Ich brauche sie nicht, es geht mir besser ohne sie! Vielleicht ist es ja ihre Rache für letzten Sonntag.

Wir trafen uns vor dem Eingang, es war ein Programm kino, gezeigt wurde Orson

Welles' letzter Film, sie wollte ihn unbedingt sehen, mich interessierte er nicht, aber das war mir egal, weil mich ja auch kein anderer Film interessiert hätte. In der Lobby roch es nach Bratfett, beim Schlangestehen vor der Kasse ging uns der Gesprächsstoff aus, und gerade als wir uns setzen wollten, sprang in der Reihe vor uns ein Mann auf und brüllte meinen Namen.

Vor Schreck erkannte ich ihn zunächst gar nicht. Dann erst ordneten sich die Gesichtszüge: Mund, Nase, Augen und Ohren kehrten an ihre Plätze zurück, und die Erscheinung verwandelte sich in Dr. Übelkron, den Mann von Lauras bester Freundin, der noch auf keiner unserer Gartenpartys fehlte.

Ich umarmte ihn wie einen verlorenen Bruder. Dann boxte ich ihm ein paarmal auf die Schulter und fing an, ihm Fragen zu stellen: wie es der Gattin gehe und der Tochter und der Mutter und was man wohl halten solle von der Hitze. Der Film hatte schon angefangen, Leute um uns zischten, und auch Dr. Übelkron war anzusehen, dass er es gern hätte gut sein lassen, aber ich hörte nicht mit dem Reden auf, fragte weiter, ließ ihn nicht zum Antworten kommen und bearbeitete gnadenlos seine Schulter. Als ich endlich von ihm abließ, sank er erschöpft in seinen Sitz, ohne noch zu fragen, wer denn die Frau bei mir sei. Ich sah auf die Uhr, wartete genau vier Minuten, zog mein Telefon hervor, rief laut: «Oje», «O Gott», und: «Komme sofort», sprang auf und lief hinaus. Dass Sibylle noch im Kino saß, fiel mir erst im Taxi auf.

Das Telefon vibriert. *Gut, komm!*

Wann?

Nach drei Sekunden die Antwort: *Jetzt.*

Kann nicht, tippe ich. Wichtiger Klient. Aus Gewohnheit kommt es mir wie eine Ausrede vor, dabei ist es die Wahrheit. Ich drücke die Sendetaste und warte.

Nichts.

Aber was soll das, warum antwortet sie nicht? Unter Aufbietung aller Willenskraft stecke ich das Telefon ein. Wir sind da.

Wie immer steige ich auf der Straße aus und lasse Knut allein in die Tiefgarage fahren, ich kann nicht da hinunter, es geht einfach nicht. Schnell durch die Gluthitze, schon öffnen sich Glastüren, und ich betrete die Lobby. Die Liftkabine trägt mich in den zwölften Stock. Ich eile durch das Großraumbüro, sehe überall ähnliche Gesichter vor ähnlichen Bildschirmen. Einige kenne ich, andere nicht, ich bin froh, dass keiner mich anspricht, in letzter Zeit habe ich zu viele Namen vergessen.

Meine Sekretärinnen begrüßen mich schweigend. Die eine ist schön, die andere kompetent, sie hassen einander, und mich mögen sie auch nicht sehr. Mit der schönen, die Else heißt, habe ich sechs- oder siebenmal geschlafen. Ich hätte sie längst entlassen, aber sie könnte mich erpressen. Mit der anderen, Kathi, habe ich nur ein einziges Mal geschlafen, unter dem Einfluss neuer Medikamente, die mich dazu gebracht haben, allerlei Dinge zu tun, an die ich nicht mehr denken möchte.

«Herr Klüssen wartet schon», sagt Kathi.

«Fein!» Ich gehe in mein Büro, setze mich hinter den Schreibtisch, falte die Hände und zähle langsam bis zehn. Dann erst hole ich mein Telefon aus der Tasche. Keine Antwort. Warum behandelt sie mich so?

Ich verwalte das gesamte Vermögen von Adolf Albert Klüssen, und ich habe alles verloren. Alle Auszüge und Aufstellungen, die er in den letzten zwei Jahren bekommen hat, waren gefälscht. Der Mann ist alt und nicht sehr klug, und wenn ich auch nicht mehr imstande bin, sein Geld zurückzugewinnen, so kriege ich es doch noch hin, beeindruckende Bilanzen zu erfinden und Gewinne auszuweisen, die ich gemacht hätte, hätte ich die Entwicklung des Marktes vorausgesehen. Ich füge den Zahlen dann allerlei Kurven hinzu, in Rot, Blau und Gelb, das stärkt das Vertrauen. Aber jedes Gespräch mit ihm birgt Gefahren.

Ich stehe auf und trete ans Fenster. Die Aussicht ist spektakulär, man kann sich schwer gewöhnen an so viel Weite und Helligkeit. Wie immer, wenn die Welt mich ungefragt mit Glanz und Glitzern bedrängt, muss ich an Iwan denken, an einen fernen Nachmittag in Arthurs Bibliothek. Wir waren zweiundzwanzig, Weihnachten stand bevor, Iwan war aus Oxford gekommen, ich aus dem Sanatorium.

«Erzähl!», sagte er.

Ich hatte kaum Erinnerungen an die letzten Monate. Alles war eierschalengelb gewesen, die Wände, der Boden, die Zimmerdecke, die Kittel der Pfleger. Nachts wusste man nicht, ob die Stimmen, die man hörte, von den anderen Patienten kamen oder aus dem eigenen Kopf.

«Du musst mitspielen», sagte Iwan, «das ist der ganze Trick. Lügen musst du. Du denkst, die Leute durchschauen dich, aber keiner durchschaut irgendwen. Man kann in Menschen nicht lesen. Du denkst, die anderen kriegten mit, was in dir vorgeht, aber das stimmt nicht.»

«Ich weiß nicht, wovon du sprichst.»

«Das ist die richtige Antwort. Beobachte, leite die Regeln ab. Menschen sind nur selten spontan, meist sind sie Maschinen. Was sie tun, tun sie aus Gewohnheit. Du musst Regeln ableiten, und dann musst du dich an sie halten, als ob dein Leben davon abhinge. Denn das tut es ja. Dein Leben hängt davon ab.»

Ich starrte auf den Tisch. Uraltes Holz, ein Erbstück der Familie, er hatte unserem Urgroßvater gehört, der angeblich Schauspieler gewesen war. Die schwarze Maserung bildete ein Muster von eigentümlicher Schönheit. Es überraschte mich, dass ich so etwas überhaupt bemerkte, aber dann wurde mir klar, dass nicht ich es war, der das wahrnahm. Es war Iwan.

«Wahrheit, schön und gut», sagte er. «Aber manchmal hilft sie nicht weiter. Frag dich immer, was man von dir verlangt. Sag, was alle sagen, tu, was alle tun. Überleg dir genau, wer du sein möchtest. Frag dich, was der, der du sein möchtest, tun würde. Und dann tu genau das.»

«Wenn die Zelle sich damals nicht geteilt hätte», sagte ich, «es gäbe nur einen von

uns.»

«Konzentrier dich!»

«Aber wer wäre das? Ich, du oder ein Dritter, den wir nicht kennen? Wer wäre das?»

«Der Trick ist, dass du es mit dir selbst ausmachen musst. Das ist das Schwierigste. Erwarte von niemandem Hilfe. Und lass dir nicht etwa einfallen, eine Therapie zu machen. Dort lernt man nur, mit sich einverstanden zu sein. Man lernt gute Entschuldigungen.»

Ich sollte ihm sagen, dass er recht hatte, denke ich jetzt, ich hätte keine Therapie machen sollen. Ich möchte mit ihm reden, heute noch, ich muss ihn sehen, ich brauche seinen Rat. Vielleicht könnte ich mir Geld von ihm ausleihen und verschwinden. Ein falscher Pass, ein Flugzeug nach Argentinien, nur ich allein. Noch wäre es möglich.

Ich nehme das Telefon und höre Elses, leider nicht Kathis Stimme. «Ich muss meinen Bruder sprechen. Rufen Sie ihn an, bitten Sie ihn her.»

«Welchen Bruder?»

Ich reibe mir die Augen. «Na welchen wohl!»

Sie schweigt.

«Also rufen Sie ihn an! Jetzt! Sagen Sie ihm, es ist wirklich wichtig. Und schicken Sie endlich Klüssen herein.»

Ich lege auf, verschränke die Arme und versuche, so auszusehen, als wäre ich tief in Gedanken versunken. Plötzlich fällt mir auf, dass ich Klüssen nicht draußen im Vorzimmer gesehen habe. Die Couch war leer. Aber hat sie nicht gesagt, er sei schon gekommen? Wenn er aber schon hier und nicht im Vorzimmer war, bedeutet das ...? Besorgt sehe ich mich um.

«Hallo, Adolf!»

Da sitzt er und starrt mich an. Er muss die ganze Zeit schon dagewesen sein. Ich lächle und versuche so dreinzublicken, als wäre es ein Scherz gewesen.

Adolf Albert Klüssen, ein kräftiger Greis von Mitte siebzig, gut angezogen, befehlsgewohnt, die Haut sonnenfaltig, die Augenbrauen buschig, blickt mich an, als hätte er einen Frosch verschluckt, als hätte er heute schon seinen Schlüssel, seinen Pass und seine Brieftasche verloren und wäre dafür noch ausgelacht worden, als hätte man ihn beraubt und danach seinen Sportwagen zerkratzt. Unter den Achseln seines Polohemds hat er dunkle Schweißflecken, aber das liegt wohl an der Hitze und hat nichts zu bedeuten. Adolf Albert Klüssen, Sohn des Kaufhausbesitzers Adolf Ariman Klüssen, Enkel des Kaufhausgründers Adolf Adomeit Klüssen, Spross einer Familie, deren älteste Söhne so lange schon den Namen Adolf tragen, dass sich niemand dazu hat aufraffen können, diese Tradition aufzugeben, sieht mich an, als wäre die ganze Welt verachtenswert. Und dabei weiß er noch nicht einmal, dass er mittellos ist.

«Adolf! Wie schön, dich zu sehen!»

Seine Hand fühlt sich an wie knotiges Holz. Ich hoffe, die meine ist nicht feucht von der Nervosität. Immerhin habe ich meine Stimme gut im Griff, sie zittert nicht, und auch mein Blick ist fest. Er sagt etwas darüber, dass ich seine E-Mails nicht beantwortet hätte, und ich rufe, dass das ein Skandal ist und dass ich meine Sekretärin hinauswerfen werde. Schnell lege ich ihm drei bedruckte Blätter hin: Zahlen, die gar nichts bedeuten, darunter die Namen der bekanntesten risikolosen Blue-Chips: Apple, Berkshire Hathaway, Google und Mercedes-Benz, viele Tortengraphiken, alles so leuchtend bunt wie nur möglich.

Aber heute hilft das nicht. Er blinzelt, dann legt er die Blätter weg, beugt sich vor und sagt, er habe etwas Grundsätzliches auf dem Herzen.

«Etwas Grundsätzliches!» Ich stehe auf, gehe um den Tisch herum und setze mich auf die Tischkante. Immer ein wenig höher sein als das Gegenüber – ein alter Verhandlungstrick.

Er sei nicht mehr der Jüngste, sagt er. Er wolle nichts mehr riskieren.

«Riskieren?» Ich falte die Hände. «Beim Leben meines Vaters!» Händefalten ist hilfreich, es sieht ehrlich aus. Ganz falsch hingegen ist es, die Hand aufs Herz zu legen. «Wir haben nie etwas riskiert!»

Warren Buffett, sagt Klüssen, habe geraten, nie in etwas zu investieren, das man nicht verstehe.

«Aber ich verstehe es doch. Das ist mein Beruf, Adolf.» Ich stehe auf und trete ans Fenster, damit er mein Gesicht nicht sieht.

Vor ein paar Jahren war noch alles in Ordnung. Die Investitionen waren ertragreich, die Bilanzen passabel. Dann gab es einen Engpass in der Liquidität, und mir fiel auf, dass mich nichts daran hinderte, einfach zu behaupten, ich hätte Gewinne gemacht. Verkündet man Verluste, ziehen die Investoren ihr Geld ab, behauptet man einen Gewinn, bleibt alles beim Alten – man kann fortfahren, man gleicht den Verlust aus, niemand ist geschädigt, es sind nur Zahlen auf Papier. Also tat ich es, und nach ein paar Monaten war das Geld wieder da.

Aber ein Jahr später war ich in der gleichen Situation. Im schlechtesten Augenblick wollte mein zweitwichtigster Klient drei Millionen abheben. Ich hatte Positionen, die ich nicht ohne Verlust auflösen konnte, also wies ich falsche Gewinne aus, akquirierte dadurch neue Anleger und bestritt die Auszahlung mit deren Kapital. Ich war sicher, die Kurse würden sich schnell erholen und alles wieder in Ordnung bringen.

Doch dann fielen sie weiter. Mehr Anleger wollten Geld abziehen, und hätte ich nicht noch größere Bestände vom Kapital angegriffen, wäre alles aufgefliegen. Als die Kurse sich tatsächlich erholten, fehlte schon zu viel.

Aber ich hatte noch Hoffnung. Ich galt als erfolgreich, neue Anleger strömten mir zu, und ich verwendete ihr Geld, um die Rendite der alten Anleger zu bezahlen: zehn, zwölf, manchmal sogar fünfzehn Prozent, so viel, dass kaum einer auf die Idee

kam, sein Kapital abzuziehen. Lange dachte ich, es werde sich plötzlich ein Ausweg auftun. Vor zwei Jahren dann, in einer Nacht endlosen Rechnens, begriff ich, dass das nicht geschehen konnte.

Argentinien oder Venezuela, Ecuador, Liberia, die Elfenbeinküste: neuer Pass, neuer Name, ein neues Leben. Ich hätte es tun sollen. Marie wäre vielleicht begeistert gewesen, Laura hätte auch anderswo Partys geben können. Das Wetter ist ohnehin überall besser als hier.

Aber dann war der Moment verstrichen. Ich war zu langsam gewesen, zu unentschlossen. Man braucht viel Geld, um mit Komfort zu verschwinden. Jetzt habe ich rein gar nichts mehr. Alles Kapital ist dahin, alle Kredite sind ausgeschöpft.

«Kennst du die Bhagavad Gita?», frage ich.

Klüssen starrt mich an. Damit hat er nicht gerechnet.

«Der Gott Krishna sagt zum Feldherrn Arjuna: Du wirst nie klären können, wieso alles so ist, wie es ist. Du kannst die Verstrickungen nicht auflösen. Aber du stehst hier, großer Krieger. Also frag nicht, steh auf und kämpfe.»

Ich habe das mal im Autoradio gehört. Das Zitat hat mir so gut gefallen, dass ich Else beauftragt habe, es nachzuschlagen.

«Na wo denn?», hat sie gefragt.

«In der Bhagavad Gita.»

«Wie soll ich es finden?»

«Indem Sie es lesen.»

«Das Ganze?»

«Nur bis zu dem Satz.»

«Und wenn er am Schluss steht?»

Sie hat ihn nicht gefunden, und ich zitiere aus dem Gedächtnis. Klüssen wird schon nicht nachschauen.

Er schweigt. Wie auch immer, sagt er dann. Er wolle sein Vermögen neu aufstellen.

«Adolf!» Ich schlage ihm so fest auf die Schulter, dass der Körper des Alten bebt. Für einen Moment verliere ich den Faden; das liegt wohl an seinen Augenbrauen. Bei so buschigen Brauen ist es kein Wunder, wenn man konfus wird. «Wir beide haben zusammen viel verdient. Und es wird mehr werden. Die Immobilienpreise steigen und steigen! Wer sich jetzt zurückzieht, wird es bedauern.»

Wie auch immer, wiederholt er und reibt sich die Schulter. Seine Frau, er und sein Sohn hätten gemeinsam beschlossen, die Assets neu zu streuen. Sein Sohn meine, das ganze System bewege sich auf einen Kollaps zu. Alle seien verschuldet. Kapital sei viel zu billig. Es könne nicht gutgehen.

«Assets streuen? Du weißt doch nicht mal, was das *heißt*!» Nein, jetzt bin ich zu weit gegangen. «Ich meine, natürlich weißt du das, aber es klingt nicht nach dir, das sind nicht deine Worte, das ist nicht der Adolf, den ich kenne.»

Sein Sohn, sagt er, habe gerade seinen MBA gemacht, und –

«Adolf! Die Universität ist eine Sache, aber die Wirklichkeit ...!» Was soll denn das, was mischt dieser Sohn sich ein! Ich schweige kurz, dann hole ich Luft und rede lange. Es kommt nicht darauf an, was ich sage, Klüssen versteht wenig und merkt sich noch weniger. Es kommt darauf an, dass gesprochen wird, ohne Unterbrechung und Zaudern, es kommt darauf an, dass er meine Stimme hört und einsieht, dass er es mit einer größeren Kraft zu tun hat als der seinen und mit einem Intellekt, dem er nicht gewachsen ist.

Bald werde ich so vor Gericht sprechen müssen. Mein Anwalt wird mir raten, keine Aussage zu machen, das raten sie immer. Sie haben Angst, man verwickelt sich in Widersprüche, sie trauen einem nicht zu, mit dem Staatsanwalt fertigzuwerden, sie denken, man hat keine Überzeugungskraft. Womöglich werde ich mich dann von meinem Anwalt trennen müssen, was mitten im Verfahren einen schauerhaften Eindruck machen wird. Vielleicht ist es besser, ich verteidige mich gleich selbst. Aber Leute, die sich selbst verteidigen, hält man für Narren, ein respektabler Angeklagter muss auch einen teuren Verteidiger haben, einen pompösen, raumgreifenden Menschen. Daran führt kein Weg vorbei. Aber das Aussagen lasse ich mir nicht nehmen.

«Wieso?», fragt Klüssen.

«Bitte?»

«Wo willst du aussagen?»

Er sieht mich an, ich sehe ihn an. Es kann nicht sein, dass ich das laut gesagt habe, es muss ein Missverständnis sein. Also mache ich eine wegwerfende Handbewegung und spreche weiter: von Derivaten und Derivaten zweiter Ordnung, von unterbewerteten Immobilienfonds, von Risikostreuung und statistischer Arbitrage. Ich zitiere die Fachzeitschrift *Econometrica*, von der ich ein einziges Exemplar besitze, erwähne Spieltheorie und Nash-Gleichgewicht und unterlasse auch nicht die Andeutung, dass ich Verbindungen zu Leuten in Schlüsselpositionen unterhalte, die mir Insiderinformationen geben – am Rand der Legalität, aber sehr profitabel.

Schließlich verstumme ich. Man muss einem Gegner die Möglichkeit geben, sich zu besinnen. Er muss zu sich kommen und begreifen können, dass er verloren hat. Ich falte die Hände, beuge mich vor und sehe ihm in die Augen. Er holt ein Taschentuch hervor und putzt sich umständlich die Nase.

«Handschlag, Adolf!» Ich strecke die Hand aus. «Ein Mann, ein Wort, wir machen zusammen weiter. Ja?»

Er sei verwirrt, sagt er.

«Handschlag!»

Er sei verwirrt.

Mit meiner Linken fasse ich seinen rechten Arm und versuche, seine Hand in meine zu legen. Er widersteht. Ich ziehe, er widersteht weiterhin, er ist überraschend stark.

Er müsse nachdenken, sagt er. Er werde mit seinem Sohn sprechen, er werde mir einen Brief schreiben.

«Denk nur nach!», rufe ich mit belegter Stimme. «So lange du willst! Nachdenken ist wichtig.»

Nun schütteln wir einander doch die Hände, aber nicht zur Besiegelung unserer Geschäftsbeziehung, sondern zum Abschied. Ich drücke so fest zu, dass alle Sonnenbräune aus seinem faltigen Gesicht weicht. Ich weiß, dass ich verloren habe. Er wird sein Geld zurückverlangen. Und er weiß, dass ich das weiß. Was er nicht weiß, ist, dass ich sein Geld nicht mehr habe.

Für einen Moment kommt mir die Idee, ihn schnell umzubringen. Ich könnte ihn erwürgen oder ihm mit etwas Hartem den Schädel einschlagen. Aber dann? Wie schaffe ich die Leiche weg? Außerdem ist es wahrscheinlich, dass es auch in diesem Raum eine Kamera gibt. Müde lasse ich mich in den Sessel fallen. Ich stütze den Kopf in die Hände.

Als ich aufsehe, ist Klüssen gegangen. Statt seiner ist ein hochgewachsener Mann im Zimmer. Er lehnt an der Wand und sieht mich an. Ich schließe die Augen und öffne sie wieder. Er ist noch da. Er hat eine hässliche Zahnlücke ganz vorne.

Nicht gut, denke ich.

«Nein», sagt der Mann. «Gar nicht gut.»

Ich schließe die Augen.

«Wird nicht helfen», sagt der Mann.

Und tatsächlich, ich sehe ihn noch.

«Misch dich nicht ein», sagt der Mann. «Geh einfach vorbei. Wenn du sie siehst, misch dich nicht ein. Lass es bleiben. Sprich die drei nicht an, geh weiter.»

Mir ist schwindlig. Nicht einmischen? Weitergehen? Ich kann dem jetzt nicht nachforschen, ich muss mich um Klüssen kümmern. Ein paar Wochen kann ich es wohl hinauszögern, ich werde Klüssen in einen komplizierten Schriftverkehr verwickeln, werde nicht erreichbar sein und alles durch endlose Einwände und Fragen behindern. Irgendwann wird er mich verklagen, dann wird die Staatsanwaltschaft mit ihren Ermittlungen beginnen, aber Zeit wird vergehen, und bis dahin kann ich noch mein Haus bewohnen und morgens zur Arbeit fahren. Es wird Herbst werden, Blätter werden fallen, und mit etwas Glück bin ich noch nicht verhaftet, wenn der Schnee kommt.

Der Mann ist nicht mehr da. Ich halte mir die Hand vor die Augen. Das Sonnenlicht im Fenster ist so grell, dass es die Tönung des Glases zu durchdringen scheint. Ich nehme den Telefonhörer und bitte Else um ein Glas Wasser. Da steht es schon, ich trinke. Als ich es absetze, sehe ich einen Priester, den ich kenne. Er ist noch dicker als beim letzten Mal. Wann ist mein Bruder hereingekommen? Und das Glas in meiner Hand, wer hat es so schnell gebracht?

«Kann ich etwas für dich tun?», frage ich vorsichtig. Gut möglich, dass ich ihn mir nur einbilde. Ich darf mir keine Blöße geben.

Er druckst herum, murmelt etwas, will sich offenbar nicht festlegen.

Ich nehme ein Blatt Papier und tue, als ob ich lese. Meine Hände zittern. Die Sache mit Klüssen hat mich mitgenommen.

Er fragt irgendetwas.

Also wohl keine Einbildung, Phantome fragen nie. Aber seine schwarze Kleidung verunsichert mich, ich muss an Exorzismen denken. Dann sagt er etwas über einen Würfel, und erst denke ich, er spricht vom Glücksspiel, aber da stellt sich heraus, dass er sein Hobby gemeint hat, und um mir den Schwachsinn nicht anhören zu müssen, frage ich ihn, ob er schon gegessen hat, stehe auf und gehe hinaus. Draußen bleibe ich bei Elses Tisch stehen, beuge mich vor, rieche ihr Parfum, zwingen mich, sie nicht anzufassen, und frage, warum in aller Welt mein Bruder hier ist.

Das sei doch ihre Aufgabe gewesen, sagt sie. Meinen Bruder anrufen! Und ihn bitten, schnell herzukommen. Das hätte ich angeordnet.

«Ach so», sage ich. «Klar. Richtig. Ich weiß.» Ich habe keine Ahnung, wovon sie spricht. Warum sollte ich das angeordnet haben?

Schnell gehe ich zum Lift. Das Telefon vibriert in meiner Tasche, ich nestle es hervor. *Also was jetzt, willst du kommen oder nicht?*

Jetzt?, schreibe ich zurück. Ich warte, mein Bruder ist nicht zu sehen. Warum sind alle immer so schwerfällig? Elende, das Leben vergällende Langsamkeit! Und warum antwortet sie nicht?

Da kommt er. Die Lifttüren gehen auf, wir betreten die Kabine, und mir fällt wieder *Der Exorzist* ein. Man darf Priester nicht unterschätzen. Ich erkundige mich nach Horoskopen. Das wollte ich immer schon wissen: Ob sie funktionieren, müsste man doch statistisch prüfen können. Man braucht nur hundert Leute, die am gleichen Tag ums Leben gekommen sind, entweder gibt es signifikante Gemeinsamkeiten in ihrem Horoskop oder nicht! Warum macht das keiner?

Er glotzt mich dumm an. Offenbar habe ich ihn gekränkt. Wein in Blut verwandeln, das geht in Ordnung, aber Horoskope sind unter seiner Würde. Ich ziehe das Telefon heraus. Keine Antwort. Da kommen wir auch schon unten an.

Wir gehen durch die Eingangshalle, die Glastüren öffnen sich. Großer Gott, ist das heiß. Mein Telefon vibriert. *Kannst du um fünf?*

Warum nicht jetzt???, schreibe ich. Neben mir hupt ein Auto, mir fällt auf, dass ich mitten auf der Straße bin. Da drüben ist schon das Restaurant, ich gehe jeden Tag dorthin. Die Einrichtung ist abscheulich, die Kellner sind herablassend, das Essen schmeckt mir nicht. Aber das ist gleichgültig, ich habe ohnehin selten Hunger, die Medikamente verhindern es.

Der Kellner rückt den Tisch weg, damit mein fatter Bruder sich auf die Sitzbank zwängen kann. Ich bestelle für uns beide, was ich jedes Mal bestelle: Spaghetti alle vongole. Ich mag keine Muscheln, aber es ist ein standesgemäßes Gericht, nicht zu viel, nicht zu schwer, nicht zu wenige Kalorien, nicht zu billig.

Das Telefon vibriert. *Gut, dann jetzt.*

Martin fragt mich nach Wirtschaft und Prognosen, ich antworte irgendetwas. Warum sitzen wir hier, was will er? *Jetzt kann ich nicht*, schreibe ich. Wie stellt sie sich mein Leben vor, glaubt sie, ich kann jederzeit alles stehen und fallen lassen, nur weil sie sich gerade allein fühlt? *Am späten Nachmittag, ja?*

Ich warte. Keine Antwort. Mein Bruder fragt, ich antworte, ohne mir selbst zuzuhören. Ich sehe auf das Telefon, lege es weg, nehme es wieder, lege es weg, nehme es wieder, warum antwortet sie nicht?

«Wenn du jemandem eine Nachricht schickst», frage ich, «und er antwortet, und du antwortest wieder und bittest um schnelle Antwort, und es kommt keine, würdest du dann davon ausgehen, dass er die Nachricht nicht bekommen hat oder dass er einfach nicht antwortet?»

«Er oder sie?»

«Was?»

Er blickt mich verschlagen an. «Du hast einmal <er> und einmal <sie> gesagt.»

Was für ein Unsinn. Ich weiß, was ich gesagt habe. Eine lächerlich plumpe Falle. «Und?»

«Nichts», sagt er lauernd.

Was will er mir entlocken, wie hat er es geschafft, dass ich über persönliche Dinge mit ihm spreche? Diese Priester sind geschickt. «Was willst du wissen?»

«Nichts!»

Sein Mund ist verschmiert von Sauce. Teller stehen jetzt zwischen uns, seiner ist schon fast leer, meiner unberührt. Wann sind sie gebracht worden? «Es ist völlig egal, was für eine Nachricht», sage ich. «Es spielt keine Rolle.»

Er murmelt etwas, versucht, sich herauszureden.

Warum antwortet sie nicht? «Vielleicht gehört es ja zu deinem Beruf. Vielleicht müsst ihr so neugierig sein.»

Mein Telefon vibriert. *Na dann eben später.*

Wann?, schreibe ich und frage mich zum wohl tausendsten Mal, über wie viele Server diese Nachricht laufen wird und wie viele Unbeteiligte sie lesen können. Jeder von ihnen könnte mich erpressen. Warum zwingt sie mich zu so unvorsichtigem Verhalten? «Führt ihr noch Exorzismen durch? Dämonische Besessenheit. Macht ihr das noch? Habt ihr Leute dafür?»

Er sieht mich dumm an.

«Was ist die klassische Lehrmeinung? Muss man einen Dämon zulassen, wenn er kommt? Braucht er eine Einladung, oder kann er einen einfach in Besitz nehmen?»

«Warum willst du das wissen?»

Immer diese Gegenfragen. Warum kann er einem nicht sagen, was man wissen will? Weil ich Angst vor Geistern habe, jeden Tag, immer – soll ich das antworten? «Ein Buch, nur ein Buch. Ich habe so ein Buch gelesen. Ein seltsames Buch. Egal.»

Das Telefon vibriert. *Hab schon gebucht, Flug und Hotel, Samstag frueh los,*

Sonntagnacht zurueck, freue mich so ;-)

Ich brauche einen Moment, um zu begreifen, dass das von Laura ist. Seit wann bucht sie selbst Flüge? *Wunderbar!*, schreibe ich zurück. Ich werde wirklich eine gute Ausrede brauchen.

Kaum habe ich die Sendetaste gedrückt, vibriert das Telefon schon wieder. *Wie geht es dir, ruf mich doch an, wenn du mal Zeit hast! Martin.*

Gut. Ganz ruhig. Immer mit der Ruhe. Ich blicke auf, da sitzt er vor mir. Martin. Mein Bruder. Ich blicke aufs Telefon, die Nachricht steht noch da. Ich blicke in sein Gesicht. Ich blicke aufs Telefon. Ist es doch Einbildung? Sitze ich allein hier? Sein Teller ist leer, meiner ist voll, das spricht dagegen.

Aber warum sollte es dagegensprechen? Ich weiß es nicht mehr, der Gedanke ist mir abhandengekommen. Wer sich einen Bruder einbildet, kann sich auch einen leeren Teller einbilden. Keine Panik. Das Wichtigste ist, dass man ruhig bleibt. Vorsichtig, um keine falsche Taste zu erwischen, lösche ich die Nachricht. Dann lege ich das Telefon weg und sage, um irgendetwas zu sagen: «Diese Hitze!»

Er fragt nach Laura und Marie, ich antworte ihm. Ich erzähle von Mutters neuer Fernsehsendung, dann erkundige ich mich nach seiner Mutter. Offenbar ist er ständig bei ihr, der arme Hund, es ist ein Jammer. Dabei mag ich seine Mutter, mag sie auf jeden Fall mehr als meine. Gerade als ich ihn fragen will, ob das wirklich nötig ist, diese ständigen Besuche, und ob man daran nichts ändern sollte, schlägt mir jemand auf die Schulter: Lothar Remling. Das Telefon vibriert, aber jetzt kann ich nicht nachsehen, ich springe auf: Schulterklopfen, Oberarmschlag, Fußballgespräch. Dann trollt er sich. Ich kann den Kerl nicht leiden, er hat mir vor ein paar Jahren fast den Ostermann-Deal ruiniert. Endlich kann ich nachsehen. Drei Nachrichten.

Ich halte das nicht mehr aus.

Komm später oder jetzt, egal.

Komm jetzt, oder komm nicht.

Ich stehe auf, sage etwas von einem dringenden Termin und renne los.

Die Hitze scheint noch schlimmer geworden zu sein, der Weg ist kurz, sie wohnt nur zehn Blocks weiter. Schnell merke ich aber, dass ich heute besser den Wagen genommen hätte.

Ich bleibe stehen, ziehe das Telefon hervor. Das Freizeichen: einmal, zweimal, ein drittes und ein viertes Mal. Geht sie nicht mehr ran, wenn ich anrufe, sind wir schon so weit?

Sibylle hebt ab. «Was ist denn, Eric?»

«Ich muss dich sehen!»

«Ich habe doch geschrieben, du kannst jetzt kommen.»

«Aber jetzt kann ich nicht!»

Schon denke ich, sie hat aufgelegt. Aber sie ist noch da. «Eric, das ist nicht

auszuhalten. Erst die Sache im Kino, und jetzt –»

«Sprich nicht weiter! Nicht am Telefon.»

«Aber –»

«Weißt du, wie viele Leute uns zuhören könnten?»

«Du hast *mich* angerufen!»

«Weil ich dich sehen muss.»

«Und ich habe gesagt, komm.»

«Aber jetzt geht es nicht.»

«Dann komm nicht.»

Mir ist schwindlig. Hat sie wirklich gesagt, ich soll nicht kommen? «Bist du zu Hause?»

Sie schweigt.

«Warum sagst du nichts?»

Ich horche, und erst nach einer Weile begreife ich, dass sie aufgelegt hat.

Ich muss mich setzen. Neben der Straße ist ein Sportplatz aus Asphalt, umgeben von Drahtzaun, am Rand eine Bank.

Da sitze ich einige Zeit mit geschlossenen Augen. Ich höre den Verkehrslärm: Hupen, Motoren, einen Presslufthammer. Die Sonne brennt. Mein Herzschlag wird ruhiger.

Als ich die Augen öffne, sitzen zwei Kinder neben mir. Ein Junge mit Schirmkappe und ein Mädchen mit langen schwarzen Haaren und einer blauen Schleife. Sie ist etwa sechs Jahre alt, er ungefähr zehn.

«Was machst du hier?», fragt er.

«Ich sitze», sage ich. «Was machst du?»

«Ich sitze auch.»

Wir sehen das Mädchen an.

«Ich auch», sagt es.

«Wohnt ihr hier in der Gegend?», frage ich.

«Weit weg», sagt sie. «Du?»

«Auch sehr weit weg», sage ich.

«Wie alt bist du?», fragt der Junge.

«Siebenunddreißig.»

«Das ist alt», sagt das Mädchen.

«Ja», sage ich. «Das ist alt.»

«Stirbst du bald?»

«Nein.»

«Aber irgendwann stirbst du.»

«Nein!»

Wir schweigen eine Weile.

«Seid ihr zum Spielen hier?»

«Ja, aber es ist zu heiß», sagt der Junge.

«Man kann gar nichts machen, wenn es so heiß ist», sagt das Mädchen.

«Hast du Kinder?», fragt er.

«Eine Tochter. Sie ist ungefähr so alt wie du.»

«Ist sie auch hier?»

«In der Schule. Sie ist in der Schule. Warum seid ihr nicht in der Schule?»

«Wir schwänzen», sagt sie.

«Das solltet ihr nicht.»

«Warum nicht?»

Ich denke nach. Mir fällt beim besten Willen kein Grund ein. «Weil das doch nicht geht», sage ich zögernd. «Ihr müsst lernen.»

«Man lernt da nicht viel», sagt sie.

«Wenn man einen Tag nicht hinget, versäumt man gar nichts», sagt er.

«Also morgen geht ihr wieder hin?»

«Vielleicht», sagt er.

«Ja», sagt sie.

«Vielleicht», sagt er wieder.

«Wie heißt ihr denn?»

Das Mädchen schüttelt den Kopf. «Wir dürfen Fremden unsere Namen nicht sagen.»

«Ich glaube, ihr dürft mit Fremden gar nicht reden.»

«Doch. Reden schon. Aber nicht den Namen verraten.»

«Das ist merkwürdig», sage ich.

«Ja», sagt er. «Das ist merkwürdig.»

«Ist sie deine Schwester?», frage ich.

«Er ist mein Bruder», sagt sie.

«Geht ihr in dieselbe Schule?»

Die beiden sehen einander fragend an. Er zuckt die Achseln.

Ich weiß genau, dass ich es eilig habe, dass ich weitergehen sollte, dass ich zu Sibylle muss und danach zu der Konferenz. Aber statt aufzustehen, schließe ich erneut die Augen.

«Warst du mal in einem Flugzeug?»

«Ja, wieso?»

«Warum kann das fliegen?»

«Wegen der Flügel.»

«Aber ein Flugzeug ist so schwer. Warum kann es fliegen?»

«Der Auftrieb.»

«Was ist das?»

«Ich weiß nicht.»

«Aber warum fliegt es?»

«Der Auftrieb.»

«Was ist das?»

«Ich weiß nicht.»

«Das weißt du nicht?»

«Nein.»

«Aber du warst in der Schule.»

«Ja.»

«Also warum fliegt es?»

Die Dunkelheit hinter meinen Lidern ist hell vom Sonnenlicht. Leuchtendes Orange, darin gelbe Kreise, die wandern, steigen, sinken. Selbst das Geräusch des Presslufthammers kommt mir auf einmal friedlich vor.

«Lass die drei», sagt der Junge. «Misch dich nicht ein, geh weiter.»

«Was?» Ich blinzele in die Sonne. «Was hast du gesagt?»

«Ich habe gesagt, wir müssen jetzt weiter.»

Schnell stehe ich auf. «Ich auch.»

«Josi», sagt der Junge. «Ich heiße Josi. Das ist Ella.»

«Und wie heißt du?», fragt das Mädchen.

«Hans.» Es rührt mich, dass sie mir ihre Namen verraten haben, aber das ist kein Grund, unvorsichtig zu sein.

«Auf Wiedersehen, Hans!»

Ich gehe und fühle mich so leicht, als könnte ich mich vom Boden lösen. Vielleicht liegt es an der Sonne, vielleicht am Hunger. Ich hätte die Muschelnudeln vorhin essen sollen. Um nicht ohnmächtig zu werden, bleibe ich an einer Imbissbude stehen.

Es dauert lange, bis ich an der Reihe bin. Vor mir stehen drei Halbwüchsige und streiten sich mit dem Verkäufer. Einer trägt ein T-Shirt, auf dem *MorningTower* steht, auf dem des zweiten steht *bubbletea is not a drink I like*, auf dem des dritten prangt ein grellrotes Y. Bescheuert, sagt der eine gerade zum Verkäufer, absoluter Bullshit, worauf der Verkäufer sagt, sie sollten abhauen, worauf einer von ihnen antwortet, er solle selber abhauen, worauf der Verkäufer sagt, lieber sollten sie abhauen, worauf ein anderer von ihnen antwortet, er solle doch selber lieber abhauen, und so geht es eine Weile. Ich will schon weitergehen, aber dann ziehen sie schimpfend ihrer Wege, verschwinden ins nächste U-Bahn-Loch, und ich kann ein Hotdog kaufen. Es schmeckt gar nicht schlecht. Mein Telefon läutet. Es ist Iwan. Unschlüssig drücke ich die Annahmetaste.

«Ich dachte mir, ich sollte mal anrufen», sagt er.

«Warum?»

«Nur so ein Gefühl. Alles in Ordnung?»

«Natürlich.»

«Warum habe ich dann so ein Gefühl?»

«Vielleicht, weil ich heute mit dir ... Ach so!» Da begreife ich. Vor Überraschung bleibe ich stehen. Autos hupen, ein Polizist schreit mich an, schon wieder bin ich auf

die Straße geraten, ohne es zu merken.

«Warum lachst du?»

«Ich hatte meiner Sekretärin gesagt, sie soll dich anrufen, aber sie hat ... Stell dir vor, sie hat Martin angerufen!»

«Martin!»

«Wir waren mittagessen. Die ganze Zeit habe ich mich gefragt, warum.»

«Wie gehen die Geschäfte?»

«Gut. Wie immer. Und die Kunst?»

«Ich muss die Auktionshäuser im Auge behalten. Man darf nicht die Kontrolle über die Preise verlieren. Außerdem –»

«Hast du in der letzten Zeit mit Mutter gesprochen?»

«Ja richtig, ich muss sie bald anrufen. Sie hat mir drei Nachrichten hinterlassen. Aber irgendwas ist mit dir. Ich merke das. Du kannst es leugnen, aber –»

«Muss jetzt aufhören!»

«Eric, du kannst mir alles –»

«Alles in Ordnung, wirklich, muss jetzt aufhören.»

«Aber wieso –»

Ich drücke die Auflegetaste. Es ist seltsam, mit Iwan zu reden, beinahe ein Selbstgespräch, und plötzlich wird mir wieder klar, warum ich ihn meide. Es fällt schwer, vor ihm ein Geheimnis zu bewahren, er durchschaut mich, wie ich ihn durchschaue, dabei darf er doch nicht wissen, wie schlecht es um mich und die Geschäfte steht, es wäre zu peinlich, wäre eine zu große Niederlage, und ich könnte auch nicht sicher sein, dass er es für sich behalten würde. Die alte Regel: Ein Geheimnis bleibt nur dann eines, wenn wirklich niemand davon weiß. Hält man sich daran, ist es nicht so schwer zu bewahren, wie die Leute meinen. Man kann jemanden fast so gut kennen wie sich selbst, und man liest doch nicht seine Gedanken. Ich darf Iwan nicht um Geld bitten. Ich darf ihn nicht bitten, mir beim Verschwinden zu helfen. Er ist zu rechtschaffen und würde es nicht verstehen.

Ich wünschte, er wäre nicht homosexuell. Als ich es erfahren habe, hat es mich wochenlang ganz verrückt gemacht. Jemand, der mir so ähnlich ist – was sagt das über mich aus, was bedeutet es? Nichts, ich weiß, nichts, nichts, es bedeutet rein gar nichts, aber ich habe es ihm nie verzeihen können.

Ich schicke eine Nachricht an Knut – die Adresse und dazu die Anweisung, gleich loszufahren. Dann drücke ich Sibylles Haustür auf, laufe in den ersten, zweiten, dritten Stock hinauf, will vor ihrer Wohnungstür warten, bis ich wieder zu Atem gekommen bin, bin aber zu ungeduldig dafür und klopfe an. Ich könnte auch klingeln, aber nachdem sie mich so abgefertigt hat, brauche ich einen stärkeren Auftritt.

Sie öffnet die Tür. Sofort bemerke ich, wie gut sie aussieht. Sie ist nicht so schön wie Laura, aber aufregender: die langen Haare, der schmale Hals, die entblößten

Arme mit den bunten Reifen. Sie war meine Therapeutin, aber seit einem halben Jahr behandelt sie mich nicht mehr, sie sagt, das würde gegen ihr Berufsethos verstoßen. Das macht aber nichts, die Therapie war ohnehin sinnlos, ich habe ihr nur Lügen erzählt.

«Ist die Klingel kaputt?»

Ich gehe durch den Flur ins Wohnzimmer. Dort hole ich Luft, suche nach Worten und finde keine.

«Armer Kerl. Komm her.»

Ich ballte die Fäuste, hole Luft, öffne den Mund. Aber ich bringe nichts heraus.

«Armer Kerl», sagt sie wieder, und schon sind wir auf dem Teppich. Ich will protestieren und uns zur Ordnung rufen, denn das ist ja das Wichtigste, dass man sich zur Ordnung zu rufen weiß, aber es hilft nichts, denn plötzlich begreife ich, dass ich uns doch nicht zur Ordnung rufen will, ich will ja das, was hier passiert, in und über und an ihr, und warum auch nicht, denn sonst hat man ja nichts auf der Welt.

«Aber –»

«Schon gut», flüstert sie mir ins Ohr. «Schon gut.»

Heiß ist es, sie hat keine Klimaanlage, von so etwas, meint sie, wird man krank. Und mir ist, als stünde ich auf, träte zurück und sähe uns zu: Ein wenig sonderbar das Ganze, eher albern als peinlich, und ich frage mich, ob die Leute, die so gern von der Würde des Menschen sprechen, das hier eigentlich schon einmal nüchtern betrachtet haben. Aber zugleich bleibe ich der auf dem Teppich, und ich spüre, dass der Moment gleich da sein wird, in dem ich nicht mehr gespalten bin, sondern eins, und nur für Sekundenbruchteile taucht in mir der Gedanke auf, dass ich mich erpressbar mache, falls es in diesem Raum eine Kamera gibt, und dann ist da das Bild Lauras, die ich schon wieder hintergehe und der ich unrecht tue, indem ich sie ständig belüge, aber im nächsten Augenblick ist das Bild wieder verschwunden, und ich weiß nur noch, dass jeder Mensch tun muss, was ihn rettet, und alles ist endlich das, was es ist und nichts sonst, alles ist endlich gut.

Wir liegen auf dem Rücken, ihr Kopf auf meiner Brust. Ich will nirgendwohin, nichts macht mir Sorgen. Lang wird das nicht anhalten.

«Wie geht es ihr?», fragt Sibylle.

Ich muss überlegen, um zu verstehen, wen sie meint. Ich wiege den Kopf und streiche über ihr seidiges Haar. Schon wird alles, was mich bedrängt, wieder wirklich.

«Vielleicht könnte ich ihr helfen.»

Ich ziehe meine Hand zurück.

«Ich meine, ich könnte einen Kollegen empfehlen. Begleitende Gesprächstherapie. Wenn sie wieder gesund ist, führen wir alle unser Leben weiter. Sie ihres. Und wir beide unseres. Zusammen.»

Am Anfang verfolgte ich noch keine Absicht damit, es war eine Geschichte von vielen, die ich erzählt habe, aber später erwies sie sich als hilfreich: Niemand kann

eine krebskranke Ehefrau verlassen, niemand darf das verlangen. Und manchmal kommt es mir vor, als wäre diese Version tatsächlich wahr – als spielte sie sich in einem anderen Weltall genau so ab, wie ich sie Sibylle erzählt habe. Ich könnte darüber mit einem Therapeuten reden, aber Sibylle will mich nicht mehr behandeln, und mit jemand anderem möchte ich es nicht versuchen, ich habe schon genug Probleme.

«Ich muss gleich los», sage ich.

Wie seltsam, dass ich den ganzen Tag an sie denke und doch nur verschwinden will, sobald ich bei ihr bin. Sanft schiebe ich ihren Kopf beiseite, stehe auf und beginne, meine Kleider zusammenzusuchen.

«Immer hast du es eilig.» Sie lacht traurig. «Du lässt mich im Kino sitzen, und dann schreibst du solche Nachrichten! Mein Therapeut hat mich gefragt, warum ich mir das antue. Weil du gut aussiehst? Ich habe gesagt, so gut sieht er nicht aus, aber dann wollte er dein Foto sehen, und ich konnte es nicht leugnen. Oder wegen dem hier?» Sie deutet auf den Teppich. «Ja, es ist gut, wirklich gut, aber das liegt auch an der Übertragung. Mein Therapeut meint, dass ich Reaktionen zeige, die ganz automatisch getriggert werden vom Zusammentreffen von Regression und Aggressivität. Was soll man da tun!»

Ich räuspere mich zustimmend, steige in meine Hosenbeine, knöpfe das Hemd zu, binde ohne Spiegel die Krawatte und bringe es fertig, so zu blicken, als verstünde ich, was sie meint.

«Keine Sorge», sagt sie. «Du schaffst das. Du bist stärker, als du denkst.»

«Ich weiß.»

Sie lächelt, als hätte sie einen hintergründigen Scherz gemacht, ich lächle auch und gehe aus dem Zimmer. Ich haste die Treppe hinunter und laufe auf die Straße. Auf der anderen Seite ist ein Bürohaus, ich nehme den Hintereingang, fahre in den ersten Stock, stelle mich bei Starbucks an und hole mir einen geschäumten Sojamilchcappuccino, damit Knut sieht, dass ich wirklich in dem Haus gewesen bin. Dann fahre ich wieder hinunter und gehe auf der anderen Seite hinaus. Ich sehe Knut sofort.

Er hat Streit mit einem Straßenkehrer, die Lage sieht ernst aus. Der Mann hat seinen Besen zum Schlag erhoben, Knut ballt die Fäuste, beide sondern einen unaufhörlichen Strom von Schimpfwörtern ab. Das macht die Hitze, alle sind heute gereizt. Interessiert höre ich zu.

«Schweinvieh!», brüllt Knut.

«Dreckshund!», brüllt der Straßenkehrer.

«Scheißmaul!»

«Drecksau!»

«Sauschwein! Schwein! Schwein!»

Das gefällt mir, aber ich habe keine Zeit. Also nehme ich einen Schluck Kaffee,

stelle den Becher auf den Boden und gehe auf Knut zu.

«Mieses altes fettes Schwein!», schreit Knut. «Glatzkopf! Scheißschwein!»

Ich schiebe ihn auf die Fahrertür zu, dann steige ich hinten ein.

Herrlich kühl ist es im Auto. Während Knut leise fluchend losfährt, vibriert mein Telefon. Ich sehe die Nummer und nehme das Gespräch beklommen an.

«Mutter?»

«Sei still, hör zu. Ich –»

«Wie läuft die Praxis?»

«Viel zu gut. Das ganze Land will von mir behandelt werden. Alles wegen der Sendung. Ich –»

«Sie ist ja auch sehr interessant, die Sendung.» Ich habe sie nur ein einziges Mal gesehen. «Wir versäumen keine Folge.»

«Ich bin Augenärztin. Von all den Krankheiten verstehe ich nichts. Ich sage den Leuten nur, sie sollen zum Arzt gehen.»

«Mir ist das nicht aufgefallen.»

«Ich wollte dir eine Investition vorschlagen.»

«Eine ... Aha.»

«Es geht um ein Grundstück. Unterhalb meines ... unseres Hauses. Jemand will es kaufen, um zu bauen. Wir müssen ihm zuvorkommen. Es würde die Aussicht ruinieren.»

«Ach.»

«Es wäre eine gute Investition.»

«Ich weiß nicht.»

«Was soll das heißen?»

Ich versuche, an die Minuten vorhin auf dem Teppich zu denken. An Sibylles Atem an meinem Ohr, an ihren Körper in meinen Armen, an ihr Haar und an ihren Geruch. Aber es hilft nichts. Ich müsste sofort wieder bei ihr sein, sofort wieder nackt auf dem Teppich, und wahrscheinlich würde nicht einmal das reichen.

«Warum sagst du nichts?», fragt Mutter. «Warum kann man nicht normal mit dir sprechen?»

«Ich höre dich nicht mehr!», rufe ich. «Schlechte Verbindung!»

«Ich höre dich gut.»

«Was sagst du?» Ich drücke die Auflegetaste.

«Schlechte Verbindung», sage ich zu Knut. «Man kann ja heute gar nicht mehr telefonieren.»

«Die gehören alle eingesperrt!»

«Wieso?»

«Die sind alle bestochen!»

«Wer?»

«Alle eingesperrt, habe ich gesagt. Alle bestochen!»

Das Telefon vibriert. Ich lege den Daumen auf die Auflegetaste, aber dann nehme

ich doch an.

«Hörst du mich jetzt besser?», fragt sie. «Man kann ja heute gar nicht mehr telefonieren.»

«Die Verbindung war in Ordnung. Ich habe aufgelegt.»

«Hast du nicht.»

«Doch.»

«Du würdest nicht einfach auflegen, wenn du mit deiner Mutter sprichst. Du würdest das nicht tun.»

«Kauf das Grundstück selber. Du machst genug Geld mit der Sendung.»

«Aber es ist eine gute Investition.»

«Wie soll es eine gute Investition sein? Du sagst, ich darf nicht einmal etwas bauen.»

«Willst du mir die Aussicht ruinieren? Was willst du bauen?»

«Ich will nicht bauen! Ich will es gar nicht haben!»

«Schrei mich nicht an! Wenn deine Mutter dich bittet —»

Ich drücke die Auflegetaste. Nach wenigen Sekunden vibriert das Telefon wieder, ich ignoriere es. Dann überlege ich eine Weile, starre aufs Telefon, reibe mir die Augen und rufe zurück.

«Du hast aufgelegt!», sagt sie. «Ich weiß es. Leugne nicht!»

«Ich will es gar nicht leugnen.»

«Das würde ich auch nicht glauben.»

«So.»

«Mach das nie wieder!»

«Ich mache, was ich will. Ich bin erwachsen.»

Sie lacht höhnisch auf, mit zitternder Hand drücke ich die Auflegetaste.

Ich warte, aber sie ruft nicht mehr an. Zur Sicherheit schalte ich das Gerät aus. Mir fällt ein, dass Sibylle neulich etwas erstaunlich Richtiges über meine Mutter gesagt hat, was umso überraschender war, als sie ja nichts über meine Mutter weiß; es war offenbar so treffend, dass ich es sofort verdrängen musste, denn ich erinnere mich nur noch daran, dass es treffend war.

Knut beginnt, eine Geschichte zu erzählen, in der ein Marinesoldat, ein alter Affe und ein thailändischer Gärtner vorkommen, auch eine Gießkanne, ein Flugzeug und, wenn ich es richtig verstehe, ein Professor für Münzkunde. Ich nicke von Zeit zu Zeit und gewinne die Überzeugung, dass das alles auch dann keinen Sinn ergäbe, wenn ich aufmerksam zuhören würde. Als wir ankommen, ist es zehn nach vier. Die Konferenz hat schon begonnen.

Ich steige aus dem Wagen, gehe durch die Hitze in die kühle Lobby, betrete den Lift. Vielleicht haben sie ja doch auf mich gewartet.

Schon setzt sich der Lift in Bewegung. Er hält im dritten Stock, keiner steigt zu, und da ich nicht aussteige, steigt auch keiner aus. Kaum fährt er weiter, knicken

meine Knie ein, und mein Kopf prallt an die Wand.

Ich höre etwas. Um mich ist es dunkel. Das, was ich höre, ist ein Schluchzen. Ich richte mich ein wenig auf. Nach und nach weicht der Schatten. Ich taste meinen Kopf ab: kein Blut. Jetzt sehe ich die schmutzigen grünen Faserchen des Teppichs. Der da schluchzt, das bin ich selbst. Ich weiß nicht, was, aber etwas Schreckliches ist geschehen. Etwas, das nicht hätte geschehen dürfen. Etwas, das nie wieder gut wird.

Ich stehe auf. Es bin nicht nur ich, der schwankt, es ist auch die Kabine: siebter Stock, achter, neunter. So etwas ist mir noch nie zugestoßen. Ich wische mir die Tränen weg und sehe auf die Uhr, vierzehn Minuten nach vier. Merk dir den Tag, merk dir die Zeit: 8. August 2008, vierzehn Minuten nach vier. Was es ist, wirst du früh genug erfahren. Die Kabine hält, die Türen öffnen sich. Im letzten Moment, bevor sie sich wieder schließen, springe ich hinaus.

Eine Weile muss ich mich noch an die Wand lehnen, dann gehe ich benommen durchs Büro. Alles scheint anders als vorhin, jeder Tisch, jedes Gesicht, jedes Ding. Ich betrete das Konferenzzimmer und murmle eine Entschuldigung, denn sie haben natürlich ohne mich angefangen. Ich ziehe mein Jackett aus, werfe es über einen leeren Stuhl, setze mich und schaffe es wohl, so auszusehen, als wäre alles in Ordnung. Darin bin ich ja Spezialist.

Der Anblick meiner Mitarbeiter bedrückt mich noch mehr als sonst: all die Trägheit, all das Mittelmaß. Vermutlich liegt das auch daran, dass ich nur mittelmäßige Leute anstelle. Das Letzte, was ich brauche, ist jemand, der mich durchschaut. Lehmann und Schröter sind da, Kelling, dessen Tochter mein Patenkind ist, Pöhlke, den ich sofort entlassen würde, wenn er mir nur einen Grund gäbe, denn ich mag ihn einfach nicht. Maria Gudschmid ist da und auch der Kerl, dessen Name mir nie einfällt. Und Felsner. Ihn mag ich, aber ohne zu wissen, warum. Als ich hereingekommen bin, hat gerade Lehmann gesprochen. Jetzt sind sie alle still, sehen mich an und warten.

Ich hole Luft. Heiser bin ich, und mir ist, als müsste ich wieder in Tränen ausbrechen, aber irgendetwas muss ich doch sagen. Also stammle ich ein paar Sätze über angenehmes Arbeitsklima und die guten Dinge, die wir machen, und zitiere die Bhagavad Gita: Du stehst hier, Arjuna, also frage nicht, steh auf und kämpfe, denn Gott verabscheut die Lauen. Keine schlechte Ansprache, denke ich. Sie wissen nicht, dass sie bald arbeitslos sein werden, einige wird man als Mittäter verdächtigen, aber die Wahrheit wird ans Licht kommen: Sie sind nicht kriminell, nur unfähig.

Das mit Gott und den Lauen, sagt Maria Gudschmid, stehe aber nicht in der Bhagavad Gita, das sei aus der Bibel.

Die Gefahr, sagt Kelling, dass die mit Triple-A bewerteten Anleihen je signifikant verlieren könnten, sei praktisch zu vernachlässigen. Triple-A sei und bleibe klassisches Value Investing und damit risikofrei.

Ein Problem entstehe dadurch, sagt Pöhlke, dass die Investmentbanken bekanntlich in jene Positionen investierten, die sie kleineren Firmen aktiv zum Kauf

anbieten. Sie bestimmten somit selbst den Wert dessen, was sie verkauften, mit anderen Worten, sie entschieden autonom, wie viel Geld man ihnen schulde.

Irgendwann, sagt Felsner, werde es in den USA eine Sammelklage gegen dieses System geben. Aber im Augenblick könne man nur abwarten. Es gebe die Ankündigung, dass sich Krishnas nächster Avatar noch in diesem Weltalter zeigen werde.

Womit nicht ausgemacht sei, dass der Avatar ein Mensch sein müsse, sagt Maria Gudschmid.

Wenn man zum Beispiel signifikante Versicherungspositionen halte, sagt Lehmann, könne man gar nicht abschätzen, wie exponiert man im Fall eines Wertverlustes der großen Derivativkonglomerate sei. Es gebe einfach keinen Schlüssel für vernünftige Risikoeinschätzung.

«Klüssen will sein Geld abziehen», sage ich.

Auf einen Schlag ist es still.

Aber das sei doch hoffentlich noch nicht definitiv, sagt Felsner dann. Da könne man bestimmt noch etwas tun.

Es sei kein guter Moment, um den wichtigsten Account zu verlieren, sagt Maria Gudschmid.

Im Notfall gebe es Tricks, sagt Lehmann. Wenn zum Beispiel einer rechtlich angreifbaren Marktasymmetrie halber ein Vermögenswert nicht zuverlässig festgestellt werden könne, sei der Treuhänder berechtigt, die Mittel vorübergehend einzufrieren. Auch gegen den Willen des Eigentümers.

Reine Theorie, sagt Schröter. Kein Gericht werde dieses Argument akzeptieren.

Noch einmal zu dem Problem mit den Investmentbanken, sagt Pöhlke. Er schlage vor, ein paar von ihnen zu shorten, ohne großen Kapitaleinsatz.

Nur wer wage, sagt Lehmann, dem werde Krishna geben.

Mancher wage, sagt Pöhlke gereizt, und Krishna gebe nicht. Der Gott handle in Freiheit, denn er sei die Freiheit selbst.

Weshalb die Üblen manchmal alles bekämen, sagt Kelling, und die Besten nichts. Man könne das Risikopotenzial der niedrigeren Level im Hypotheken-Pool nicht gut abschätzen, und –

«Danke!» Ich stehe auf. Bis jetzt habe ich keine Miene verzogen, ich bin aufrecht sitzen geblieben und habe mir nichts anmerken lassen. Nun reicht es.

«Eine Frage noch», ruft Schröter.

Die Tür fällt hinter mir zu.

Auf dem Weg zum Lift denke ich darüber nach, wie sich feststellen lässt, ob man richtig verstanden hat, was man gehört zu haben meint. Aber wenn ich jemanden befrage, könnte er lügen, und selbst eine Tonaufnahme lässt sich manipulieren.

«Jetzt ist es passiert», sagt der Mann neben mir im Lift. «Jetzt geht es zu Ende.»

Er hat einen Hut und hässliche Zähne. Ich habe ihn heute schon gesehen, aber ich

weiß nicht mehr, wo. Er sieht mich nicht direkt an, sondern spricht zu meinem Spiegelbild an der Rückwand der Liftkabine, sodass wiederum nicht er, sondern sein Spiegelbild mich unverwandt ansieht. Außer uns stehen noch zwei Männer mit Aktentaschen da, doch sie blicken vor sich hin und kümmern sich nicht um uns.

«Was haben Sie gesagt?», frage ich.

«Nichts», sagt er.

Ich wende mich ab.

«Manchmal ist jeder Weg falsch», sagt er.

Ich starre ihn an.

«Die Wahrheit macht dich frei», sagt er. «Schön wär's. Aber manchmal macht einen gar nichts mehr frei. Das Lügen nicht und auch nicht die Wahrheit.» Er rückt mit einer gezierten Bewegung seinen Hut zurecht. «Im Grunde gibt es dann auch keinen Unterschied mehr zwischen den beiden, Iwan.»

«Bitte?»

Er runzelt die Stirn.

«Was haben Sie gerade gesagt?», frage ich. «Über Lüge und Wahrheit? Haben Sie mich Iwan genannt?»

Jetzt sehen mich die beiden Männer mit den Aktentaschen besorgt an. Ja, so geht es, so bringen sie einen dazu, die Nerven zu verlieren. Und ehe man sich versieht, packt man jemanden und schreit und schlägt zu, und schon können sie Maßnahmen ergreifen. Aber so leicht mache ich es ihnen nicht.

«Entschuldigung», sage ich. «Ich habe mich verhört.»

«Glaubst du wirklich?», fragt der Mann mit Hut.

Der Aufzug hält, einer der Aktentaschenleute steigt aus, eine Frau in schwarzer Jacke kommt herein. Sie haben das gut vorbereitet, alles wirkt natürlich. Stundenlang könnte man zusehen, ohne Verdacht zu schöpfen.

«Du hältst das nicht mehr lang durch», sagt er.

Ich reagiere nicht.

«Lauf nur. Siehst fein aus in deinem Anzug. Lauf, so weit du kannst. Siehst mitgenommen aus.»

Ich reagiere nicht.

«Du musst wissen, heute ist kein Tag wie alle. Manchmal wird es leichter für uns. Der Tod bringt uns näher heran.»

Die Kabine hält, die Türen öffnen sich, ich gehe hinaus, ohne mich umzudrehen. Ich trete auf die Straße, die Hitze ist nicht mehr ganz so schlimm, bald wird es Abend sein. Knut sitzt im Auto, der Motor läuft. Wieso eigentlich? Habe ich ihm gesagt, er soll auf mich warten? Ich steige ein.

«Eine Frage», sagt er.

«Nicht jetzt.»

«Kommunalobligationen. Soll man, soll man nicht, wie sieht das aus?»

Wie kühl und still es im Wagen ist. Ein gutes Auto, sauber und vollgetankt, mit

einem Chauffeur am Steuer, so etwas schenkt mehr Ruhe als die beste Religion.

«Weil nämlich», sagt Knut. «Meine Tante. Gestorben. Üble Sache. Ich habe es Ihnen ja erzählt. Die Baustelle, der Kran.»

«Ja, ich weiß.» Wie immer habe ich keine Ahnung.

«Aber es war auch ihre Schuld. Sie hätte sich dort nicht verstecken müssen. Hat sie ja keiner gezwungen, oder?»

«Nein.»

«Jedenfalls, keiner von uns hätte gedacht, dass sie hunderttausend Euro hat. Haben wir nicht gewusst. Vor allem nicht nach der Sache mit dem Wirt und den Einbrechern. Und auch weil sie so geizig war immer. Nie etwas zu Weihnachten. Oder den Kindern. Also jetzt, was tun? Wir haben diesen alten Kerl nebenan, sein Sohn ist bei der Bank. Ich mag ihn ja nicht. Er mag mich auch nicht. Erst recht nicht seit der Geschichte mit seinem Hund. Er hat behauptet, das Vieh wäre nicht bei uns im Garten gewesen, aber ich habe zwei Zeugen. Also: Kommunalobligationen. Hat sein Sohn empfohlen. Mitznik.»

«Was?»

«So heißt der alte Kerl. Und er stottert! Kommunalobligationen. Mitznik heißt er. Also was jetzt, Chef, ist das gut? Kommunalobligationen?»

«Ja, schon.»

«Aber bringen die auch was?» Ohne erkennbaren Grund bremst er scharf, zum Glück bin ich angegurtet. Er hupt und fährt wieder an. «Ich will nämlich auch daran verdienen! Wenn nichts zu holen ist, will ich nicht!»

«Je sicherer eine Investition, desto weniger Gewinn. Am meisten gewinnen kann man im Casino, weil dort die Chancen so schlecht sind. Investieren ist Wetten mit günstigen Chancen.»

«Kann ich es Ihnen geben, Chef?»

«Mir?»

«Legen Sie es für mich an?»

«So kleine Einlagen nehmen wir nicht.»

«Aber mir zuliebe? Als Gefallen. Für einen Freund.»

Hat er mich wirklich einen Freund genannt? Das Manöver ist durchsichtig, aber es rührt mich. «Hunderttausend?»

«Etwas mehr sogar.»

Immerhin würde das reichen, um noch eine Weile die Miete für die Büroräume zu bezahlen. Später wird er dann ein Nebenkläger unter vielen sein, darauf kommt es nicht mehr an.

Ich schüttle den Kopf.

«Chef!»

«Es wäre nicht richtig. Glauben Sie mir.»

«Warum?» Er keucht. Dann gibt er hohe, spitze Laute von sich. Es könnten

Geräusche der Wut, aber auch Schluchzer sein.

«Das müssen Sie mir einfach glauben. Es ist besser so.»

Er bremst, lässt das Fenster herunter und schreit irgendjemanden an. Ich kann nicht alles verstehen, aber die Wörter Dummvieh, Fratzenschwein und Kinderschreck kommen vor, auch vom Erwürgen ist die Rede. Schon fährt er weiter.

«Also gut», sage ich.

«Wirklich?»

«Für Sie mache ich eine Ausnahme.»

«Chef!»

«Ist gut.»

«Chef!»

«Bitte, es ist gut.»

Aber er bremst wieder, dreht sich um und versucht, nach meiner Hand zu greifen. Zunächst entkomme ich ihm, aber dann kriegt er meinen Ärmelaufschlag zu fassen.

«Ich würde für Sie sterben.»

«Das ist wirklich nicht nötig.»

«Ich würde auch jemanden umbringen.»

«Bitte!»

«Im Ernst. Nennen Sie mir einen Namen.»

«Ich bitte Sie!»

«Ich töte ihn.»

«Fahren Sie weiter!»

«Das ist kein Witz.»

Wie soll ich vermeiden, an Klüssen zu denken? Ein Autounfall, ein rätselhafter Herzstillstand, geschickt eingefädelt ... Zum Glück lässt Knut los und fährt weiter. Ich schließe die Augen und schaffe es, seinem Gerede nicht mehr zuzuhören. Mir fällt ein, dass mein Telefon noch immer abgeschaltet ist. Das erklärt auch, warum mich noch niemand aus dem Büro angerufen hat, um zu fragen, wohin ich verschwunden bin.

Schon sind wir zu Hause. Wenn man früh fährt, kommt man nicht in den Berufsverkehr. Ich wehre Knuts letzte Dankesbezeugung ab, steige aus und gehe mit kraftvollen Schritten, ganz wie ein Mann, der Widerstände überwindet, den Kiesweg entlang durch den Garten. Ich schließe die Haustür auf, trete ein und rufe: «Bin zu Hause!»

Niemand antwortet.

Es ist nicht vorgesehen, dass ich um diese Zeit schon zurückkomme. Das Haus schweigt, als hätte ich es bei etwas ertappt. So also ist es, wenn ich nicht da bin. Ich rufe noch einmal. Meine Stimme klingt verloren in der großen Halle.

Da höre ich etwas.

Kein Klopfen, eher ein Schaben. Es klingt, als würden Gegenstände aus schwerem Metall geschoben. Ich lausche, doch es hat schon aufgehört. Gerade als ich

beschlossen habe, dass ich mich geirrt haben muss, fängt es wieder an.

Es kommt von unten, aus dem Keller. Soll ich jemanden rufen, einen Klempner oder die Feuerwehr? Aber wenn dann jemand käme, und da wäre nichts mehr zu hören, wie würde das aussehen, wie stünde ich da? Ich gehe in die Küche und wasche mir die Hände. Da ist es wieder. Das Fenster vibriert, die Gläser im Schrank klirren leise. Ich trockne mir die Hände ab. Jetzt ist es still.

Und jetzt höre ich es wieder.

Unter keinen Umständen werde ich allein in den Keller gehen.

Ich horche. Es hat aufgehört.

Es fängt wieder an.

Ich durchquere die Halle und öffne den schweren Riegel der Kellertür. Ich war noch nie dort unten, wozu auch? Im Keller lagern unsere Weinflaschen, aber das geht mich nichts an, darum kümmert sich Laura.

Eine Treppe führt hinunter, zwei nackte Glühbirnen werfen fleckiges Licht auf die Stufen. An der Ziegelwand kleben drei alte Poster: Yoda, Darth Vader und eine nackte Frau, die ich noch nie gesehen habe. Unten ist eine Metalltür. Ich öffne sie, taste nach dem Lichtschalter und finde ihn. Es riecht nach abgestandener Luft. Knackend schaltet sich eine Glühbirne ein.

Ein länglicher Raum, eine niedrige Decke, an der Wand ein Flaschenregal, halb leer. Das soll meine Weinsammlung sein, dafür habe ich so viel ausgegeben? In einem Winkel liegt ein Blecheimer, auf der Seite gegenüber sehe ich eine zweite Tür. Das Geräusch ist nicht mehr zu hören. Langsam gehe ich durch den Raum, lege die Hand auf die Klinke, horche in die Stille und drücke die Klinke nach unten. Ich spüre einen kalten Luftzug: wieder eine Treppe. Ich taste nach dem Schalter, das Licht geht an.

Die Glühbirne hier ist schmutzig und flackert stark, sie muss schon alt sein. Die Stufen sind schmal. Ich trete mit dem rechten Fuß vorsichtig auf die oberste, halte einen Moment inne und gehe dann langsam hinunter.

Da ist es wieder. Ein dumpfer Schlag, ein Zerren und ein Quietschen wie von den Kolben einer großen Maschine. Aber ich kann nicht umkehren. Zu oft der Angst nachgeben, und man wird klein und kümmerlich. Das ist mein Haus. Vielleicht ist das die Prüfung, auf die es ankommt, vielleicht wird sich jetzt alles ändern.

Es verstummt.

In völliger Stille komme ich unten an. Ich höre meinen Atem, und ich höre mein Herz schlagen. Kalt ist es. Wie tief mag ich schon sein? Ich öffne noch eine Tür, auch hier ein Lichtschalter.

Ich höre es wieder. Der Raum ist überraschend groß, wohl fünfzehn mal dreißig Meter. Die Wände aus Stein, der Untergrund harter Lehm, an der Decke zwei Glühbirnen, von denen nur eine funktioniert. Ich sehe ein zerknülltes Tuch, daneben eine gebogene Metallstange, das eine Ende rund wie der Knauf eines Spazierstocks,

das andere spitz zugefeilt. Zwei Türen: Ich probiere die eine, sie ist verschlossen. Ich rüttle, sie bewegt sich nicht. Aber die andere lässt sich öffnen, und hinter ihr ist wieder eine Treppe. Kein Lichtschalter zu finden.

Ich starre ins Dunkel hinunter. Ich versuche, die Stufen zu zählen. Mehr als neun kann ich nicht ausmachen.

Genug, weiter gehe ich nicht!

Ich gehe weiter, einen Schritt nach dem anderen, die linke Handfläche an der Wand, in der Rechten das schwach glimmende Telefon. Wann hat das Geräusch aufgehört? Ich habe es gar nicht gemerkt. Ich steige noch zwei Stufen hinunter. Noch eine Stufe. Und noch eine. Jetzt ist die Treppe zu Ende.

Vor mir ist eine Tür. Ich will sie öffnen, aber sie ist fest verschlossen. Ich verspüre Erleichterung. Es geht nicht weiter, ich darf zurück. Als ich es noch einmal versuche, öffnet sie sich ohne Widerstand.

Ich taste mich voran. Unter mir eine Treppenstufe aus Stahl, die Wand neben mir ist gewölbt. Ein Moment vergeht, bis ich begreife: eine Wendeltreppe. Der Schacht führt senkrecht in die Tiefe. In meiner Tasche finde ich einen Kugelschreiber aus Plastik. Ich halte ihn mit ausgestrecktem Arm und lasse ihn fallen.

Ich warte. Kein Aufprall zu hören. Wahrscheinlich war der Kugelschreiber zu klein und zu leicht. Ich durchsuche meine Taschen und finde eine Brieftasche, ein Feuerzeug aus Metall, einen Schlüsselbund, Münzen. Das Feuerzeug habe ich nur, um Rauchern Feuer anzubieten, ich lasse den Verschluss aufschnappen. Im Licht der Flamme, viel heller als das Telefon, sehe ich die Stufen besser. Ich halte sie über den Schacht, sie flackert. Von unten strömt also Luft herauf. Ich zögere, dann lasse ich es fallen. Die Flamme schrumpft und wird vom Dunkel geschluckt. Kein Aufprall zu hören.

Aber ich höre etwas anderes. Ich horche, warte, horche, die Erschütterungen werden stärker: Etwas stößt gegen die Stufen. Erst nach ein paar Sekunden wird mir klar, dass jemand die Treppe heraufkommt. Auf mich zu.

Dann wird es dunkel.

Und langsam wieder hell. Wir sitzen beim Abendessen: Laura, Marie, Lauras Vater, Lauras Mutter, Lauras Schwester, deren Mann und zwei Töchter, alle um den gedeckten Tisch.

«Die ganze Woche soll es so heiß bleiben», sagt Laura.

«Jeder Sommer schlimmer als der davor», sagt ihre Schwester. «Man weiß ja gar nicht, wohin man gehen soll mit den Kindern.»

«Ein Haus in Skandinavien», sagt mein Schwiegervater. «Oder an der Nordsee.» Er sieht mich an. «So wie dein Bruder eines hat. Das bräuchte man.»

«Wir könnten ihn besuchen», sage ich gepresst. Ich würde gern essen, denn ich habe Hunger, aber meine Hände zittern zu stark.

Jetzt spricht mein Schwiegervater über Politik. Ich nicke in regelmäßigen Abständen, die anderen tun das Gleiche. Er ist Architekt, hat in den Siebzigern

einige der hässlichsten Zementbauten des Landes errichtet und dafür das Bundesverdienstkreuz bekommen. Er gestikuliert mit Bedacht, und er setzt lange Pausen, bevor er etwas sagt, das er für wichtig hält. So muss man es wohl machen, so muss man sein, so dreinschauen, dann wird man respektiert. Ich bewundere ihn, ich wollte immer sein wie er; und wer weiß, vielleicht ist er in Wirklichkeit ja auch ein wenig wie ich.

Das Zittern hat nachgelassen. Vorsichtig schiebe ich mir Essen in den Mund. Zum Glück beachtet mich keiner.

Oder? Jetzt sehen mich alle an. Was ist denn, was habe ich versäumt, was falsch gemacht? Offenbar hat Laura etwas über eine Reise nach Sizilien gesagt. Alle lächeln und freuen sich und gratulieren.

«Entschuldigt mich bitte», sage ich. «Dringender Anruf. Bin gleich wieder da.»

«Du arbeitest zu viel», sagt Laura.

«Man muss sich auch etwas gönnen», sagt mein Schwiegervater. Er überlegt einen Moment und fügt dann in einem Ton, als hätte er eine verborgene Weisheit mit uns zu teilen, hinzu: «Ein Mann muss zu leben wissen.»

Ich frage mich, ob er in seinem ganzen Leben auch nur einmal etwas geäußert hat, das nicht eine tausendfach vorgeprägte Phrase ist. Ich beneide ihn sehr.

Auf dem Weg zum Arbeitszimmer komme ich an der offenen Tür zum Salon vorbei. Ligurna, unsere litauische Hausangestellte, grüßt mich mit trauriger Miene. Ich nicke ihr zu und gehe schnell weiter. Vor einem Jahr habe ich in einem schwachen Augenblick mit ihr geschlafen. Leider passierte es nicht in der Küche oder auf dem Schreibtisch, sondern im großen Schlafzimmer, im Ehebett. Ligurna hat danach mit detektivischer Hingabe Teppich und Nachttisch nach Haaren, Wimpern und anderen Spuren abgesucht; dennoch hatte ich wochenlang Angst, sie könnte etwas übersehen haben. Seither spreche ich nur mit ihr, wenn es sich nicht vermeiden lässt. Hinauswerfen kann ich sie nicht, sie könnte mich erpressen.

Ich setze mich hinter den Schreibtisch, schlucke zwei Beruhigungstabletten ohne Wasser, betrachte den Paul Klee, betrachte den Eulenböck an der Wand gegenüber: eine mit Zeitungsausschnitten bedeckte Leinwand, in deren Mitte eine zerdrückte Coca-Cola-Dose und ein Teddybär befestigt sind. Man muss nahe herangehen, um zu erkennen, dass alles Illusion ist, Bär und Dose sind nicht echt, auch nicht das Zeitungspapier, alles ist in Öl gemalt. Wenn man die Zeitungsausschnitte mit der Lupe untersucht, sieht man, dass es Kunstkritiken über Collagen sind.

Das Bild stammt aus Eulenböcks später Periode, seiner teuersten. Ich habe den alten Angeber ja noch kennengelernt, er war sehr herablassend, sehr weißhaarig und hat nicht aufgehört, über Iwan und mich und unsere Ähnlichkeit dumme Witze zu machen; ganz offensichtlich glaubte er, mich gut zu kennen, weil er Iwan gut kannte. Hundertsiebzigtausend hat es gekostet, angeblich ein Freundschaftspreis. Aber immerhin gibt es darauf den Teddybären. Er macht mir Freude. Ich weiß, dass alles

eine Parodie auf irgendetwas ist und nichts das bedeutet, was es zu bedeuten scheint, aber das ist mir egal. Auf der kurzen Liste der Dinge, die nicht entsetzlich sind in meinem Leben, steht dieser Bär weit vorn.

Was für ein Glück, dass man heute alle Medikamente im Internet bestellen kann. Wie hätte einer wie ich es vor fünfzehn Jahren geschafft? Ich verschränke die Arme und lehne mich zurück. Ich würde gern arbeiten, um mich abzulenken, aber ich habe nichts zu tun. Ohne Hoffnung hat man wieder Muße.

Es klopft, Laura sieht herein. «Hast du Zeit?»

«Leider nicht.»

Sie setzt sich, schlägt die Beine übereinander und blickt zuerst den Paul Klee an und dann mich.

«Geht es um Marie?»

«Es geht um mich.»

«Dich?»

«Stell dir vor, Eric. Es geht um mich.»

Das hat mir noch gefehlt. Will sie mir wieder einen Traum erzählen? Oder hat ihr gar jemand eine Rolle angeboten? Das wäre wirklich eine schlechte Nachricht.

«Ich habe ein Angebot. Eine Rolle.»

«Das ist ja wunderbar!»

«Keine große, aber wenigstens ein Anfang. Es ist nicht leicht, nach fünfzehn Jahren zurückzukehren.»

«Du bist schöner als damals!»

Nicht übel. Keine halbe Sekunde habe ich gebraucht, um das zu sagen, der Satz ist gut vorbereitet und jederzeit zur Hand. Selbstverständlich ist sie nicht schöner als damals, wie sollte sie auch, aber sie ist schlanker und durchtrainiert, und die feinen Linien der Reife um ihre Augen stehen ihr gut. Ohne weiteres könnte sie in Filmen spielen. Ich muss es verhindern.

«Ich habe nachgedacht.»

«Ja?»

«Ich will mich nicht aufgeben. Ich muss mich auf mich selbst konzentrieren.»

Sie schweigt, offenbar um mir Gelegenheit zu einer Antwort zu geben. Aber welcher?

«Es ist nur für einige Zeit, Eric. Zunächst. Wir trennen uns noch nicht. Alles wird sich zeigen.»

Sie sieht mich an. Ich sehe sie an.

«Eric, was soll das?»

Sie streicht sich die Haare aus dem Gesicht und wartet. Wahrscheinlich ist es an mir, etwas zu sagen, aber was will sie hören, wovon redet sie?

«Ich würde ausziehen, aber das wäre unpraktisch. Ich muss mich um Marie kümmern, ich brauche auch Ligurna. Es ist besser, du suchst dir etwas anderes. Dann musst du nicht immer so weit zur Arbeit fahren.»

«Zur Arbeit?»

«Außerdem ist das Haus in der Nähe der Schule. Ich werde nicht viel daheim sein können während der Dreharbeiten. Natürlich kannst du Marie sehen, wann immer du willst.»

Ich nicke, denn ich verstehe jetzt, was sie sagt, auch wenn es keinen Sinn ergibt. Die Wörter ergeben Sinn, die Sätze scheinbar auch, aber stellt man sie zusammen, sind sie so leer, als spräche sie im Wahnsinn.

«Eric, ich kann mich jetzt nicht auf deine Spiele einlassen.»

Ich nicke, als verstünde ich. Glücklicherweise muss ich fürs Erste nichts sagen, denn sie steht auf und redet weiter. Ich höre gedämpft ihre Stimme von langen und einsamen Stunden sprechen, davon, dass ich immer beschäftigt sei und dass Geld und kalte Vernunft nicht über allem stünden. Nach einer Weile verstummt sie, setzt sich, wartet. Ich sehe sie hilflos an.

«Mach das nicht mit mir», sagt sie. «Deine Tricks. Deine Verhandlungstricks. All deine Tricks. Ich kenne dich. Bei mir funktioniert das nicht.»

Ich öffne den Mund, hole Luft, schließe ihn wieder.

Sie spricht weiter. Ihre Arme sind so schmal, ihre Hände zart und elegant, wieder und wieder lässt die Tischlampe den Diamantring an ihrem Mittelfinger aufblitzen. Gerade sagt sie, dass ich auf keinen Fall glauben solle, dass es mit einem anderen Mann zu tun habe, es gebe keinen, wenn ich so etwas dächte, sei ich im Unrecht, denn einen anderen Mann gebe es gewiss nicht, und etwas anderes solle ich nicht denken.

Ich konzentriere mich darauf, weiterhin aufmerksam zu blicken und mich nicht davon ablenken zu lassen, dass die Farbe aus allen Dingen gewichen ist und mein Gesicht sich anfühlt, als wäre es aus Watte.

«Antworte mir, Eric! Hör damit auf! Sag etwas!»

Aber als ich nach einer Antwort suchen will, weicht alles noch weiter zurück. Ich bin wieder im Keller, weit unten, tiefer noch als vorhin, und etwas kommt die Treppe herauf, jemand spricht. Wörter setzen sich zusammen, dunkel ist es, und auf mir liegt Zentnergewicht. Die Stimme kommt mir bekannt vor, und irgendwo öffnet sich ein Spalt Helligkeit. Das Fenster am Schreibtisch. Mir ist, als wäre viel Zeit vergangen, aber Laura sitzt noch da und redet.

«Fürs Erste kann alles weitergehen wie bisher», sagt sie. «Man kann tun, als wäre nichts. Wir fliegen nach Sizilien. Nächste Woche gehen wir gemeinsam auf den Empfang bei Lohnenkovens. Inzwischen kannst du dir eine Wohnung suchen. Wir müssen uns das nicht schwermachen.»

Ich räuspere mich. Bin ich wirklich ohnmächtig geworden, hier an meinem Schreibtisch, vor ihren Augen, ohne es mir anmerken zu lassen? Wer zur Hölle sind die Lohnenkovens?

«Von Scheidung rede ich noch nicht. So weit muss es nicht kommen. Aber wenn

doch, müssen wir vernünftig sein. Du hast natürlich gute Anwälte. Das gilt für mich allerdings auch. Ich habe mit Papa gesprochen. Er steht hinter mir.»

Ich nicke. Aber wer sind sie nur, wer sind die Lohnenkovens?

«Na gut.» Sie steht auf, streicht sich die Haare aus dem Gesicht und geht.

Ich öffne die Schublade und pflücke drei, vier, fünf Tabletten aus den Plastikbriefchen. Als ich das Zimmer verlasse, ist mir, als gehörten meine Beine einem anderen, als wäre ich eine Marionette, gesteuert von einem nicht sehr geschickten Puppenspieler.

Im Esszimmer sitzen alle noch am Tisch.

«Erledigt, dein Anruf?» Mein Schwiegervater lächelt mir zu.

Laura neben ihm lächelt auch. Die Schwiegermutter lächelt, die Schwester lächelt, die Töchter lächeln, nur Marie gähnt. Ich habe keine Ahnung, von was für einem Anruf er redet.

«Laura», sage ich langsam. «Haben wir gerade ... Hast du ...» Es könnte auch an den Tabletten liegen. Sie sind stark, und ich habe viele genommen. Ich könnte es mir eingebildet haben.

Oder? Ich habe die Tabletten doch Lauras wegen genommen. Wäre sie nicht zu mir gekommen, ich hätte nicht so viele Tabletten geschluckt. Also können die Tabletten nicht die Ursache dafür sein, dass ich mir einbilde, Laura habe Dinge gesagt, die mich dazu gebracht haben, die Tabletten zu nehmen. Oder?

«Schlechte Nachrichten?» Mein Schwiegervater lächelt noch immer.

«Du solltest dich hinlegen», sagt Laura.

«Ja», sagt meine Schwiegermutter. «Du bist blass. Geh lieber ins Bett.»

Ich warte, aber keiner sagt mehr etwas. Alle lächeln. Mit unsicheren Schritten verlasse ich das Zimmer.

Den rechten Fuß auf die erste Stufe und hinunter. Ich vermeide es, in Richtung der Kellertür zu blicken, denn ich weiß: Ist der Riegel nicht fest geschlossen, ja steht die Tür gar offen, bleibt mein Herz stehen. Ich gehe durch die Halle und öffne die Haustür.

Dunkel ist es, aber immer noch sehr heiß. Rechts neben mir, an die Mauer geschmiegt, kauert ein struppiges Fellwesen und sieht mich an. Sein Geruch ist beißend streng. Als ich stehen bleibe, springt es mit Bocksfüßen davon und verschwindet im Schwarz der Hecke.

Ich wuchte das Garagentor hoch. Knut hat schon Feierabend, ich muss selbst fahren. Das sollte ich vielleicht nicht in diesem Zustand, aber irgendwie wird es schon gehen. Mit tiefem Brummen springt der Motor an, und der Wagen rollt auf die Straße. Im Rückspiegel sehe ich mein Haus. Aus dem Fenster der Dachkammer dringt blasser Lichtschein. Wer ist da oben?

Aber schon bin ich um die Ecke.

Jetzt bloß kein Unfall, nicht nach all den Tabletten. Diesmal rufe ich Sibylle nicht an, ich will sie überraschen.

Und wenn sie nicht allein ist?

Der Gedanke durchschneidet meine Benommenheit. Der Wagen gerät in die Mitte der Straße, Hupen brüllen auf, aber ich bekomme ihn wieder unter Kontrolle. Wenn ein Mann bei ihr ist, muss ich ihn töten! Ich kurble am Lenkrad, und ein Müllcontainer aus gelbem Plastik gleitet mir in den Weg. Ich weiche aus, aber er prallt so fest gegen die rechte Flanke des Wagens, dass sein Deckel auffliegt und Pappkartons über die Straße segeln. Ich bremse, der Wagen steht. Fußgänger starren mich an. Auf der anderen Straßenseite hält ein Auto, zwei Männer steigen aus und kommen auf mich zu.

Schon will ich Gas geben und sie überfahren, aber genau auf so etwas haben sie es abgesehen, ich soll die Fassung verlieren. Die Fäuste geballt, steige ich aus.

«Brauchen Sie Hilfe?», fragt der eine.

«Sind Sie verletzt?», fragt der andere.

Ich laufe los. Ich renne durch eine schmale Straße, springe über den Absperrzaun einer Baustelle, klettere über eine Baggerschaufel und über noch einen Zaun und renne immer weiter, bis ich mich atemlos und mit stechendem Herzen umsehe. Niemand scheint mir zu folgen. Aber wie kann ich sicher sein? Sie sind so schlau.

Eine Fußgängerzone. Ich weiche zwei Frauen, einem Polizisten, zwei Jugendlichen, Adolf Klüssen und zwei weiteren Frauen aus. Klüssen? Ja, ich habe ihn deutlich gesehen, entweder war er es selbst, oder sie haben jemanden geschickt, der aussieht wie er. Unter einer Laterne taucht für einen Augenblick das Gesicht von Maria Gudschmid auf, aber das wenigstens hat nichts zu bedeuten, unzählige Frauen ähneln ihr. Ich lasse die Fußgängerzone hinter mir, überquere eine Straße, laufe eine schmale Auffahrt empor und erreiche Sibylles Haustür. Sie ist verschlossen. Ich drücke auf den Klingelknopf.

«Ja?» Ihre Stimme im Lautsprecher, und zwar so schnell, als hätte sie an der Tür gewartet – aber nicht auf mich, sie wusste ja nicht, dass ich komme, also auf wen sonst?

«Ich bin es», sage ich ins Mikrofon.

«Wer?»

Wenn sie mich jetzt nicht hereinlässt, wenn sie nicht sofort öffnet, wenn sie mich zwingt, auf der Straße stehen zu bleiben, ist es aus.

«Eric?»

Ich antworte nicht. Summend öffnet sich die Tür.

Jemand berührt meinen Arm. Hinter mir steht ein schmaler Mann mit langer Nase und dünnem Kinn. In der einen Hand hält er den Lenker eines Fahrrads, in der anderen eine schlaaffe Einkaufstasche aus Plastik.

«Du hättest dich nicht einmischen sollen», sagt er. «Hättest du bloß die drei in Ruhe gelassen. Es war nicht deine Sache.»

Ich schlage die Tür hinter mir zu und laufe die Treppe hinauf. Wenn sie einen

Mann bei sich hat, wenn sie einen Mann, wenn sie, wenn – ihr Stockwerk. Sie steht im Flur.

«Was ist denn los?», fragt sie.

«Das mit dem Auto hätte nicht passieren dürfen. Einfach so stehen gelassen. Wie sieht das denn aus!»

«Wovon redest du?»

«Ich muss es als gestohlen melden.»

Ich gehe an ihr vorbei in die Wohnung. Hier ist niemand. Sie ist allein. Ich sinke auf den nächstbesten Stuhl und schalte mein Telefon an. Neun Anrufe, drei von meinem Büro, sechs von daheim, drei Nachrichten. Ich schalte es wieder aus.

«Was ist passiert, Eric?»

Ich will antworten, dass gar nichts passiert ist, dass mir bloß alles zu viel wird. Ich will antworten, dass ich nicht mehr herausfinde. Aber ich sage nur: «War ein schwerer Tag.» Und während ich sie ansehe, wird mir klar, dass ich gar nicht bei ihr sein möchte. Ich will nach Hause.

«Ich wollte bei dir sein», sage ich.

Sie kommt näher, ich stehe auf und bringe es fertig, alles zu tun, was nötig ist. Meine Hände finden dorthin, wo sie sein sollen, meine Bewegungen sind die richtigen, und es gelingt mir sogar, ein wenig Freude darüber zu empfinden, dass sie das hier so sehr will und weich ist und gut riecht und mich vielleicht sogar ein wenig liebt.

«Ich dich auch», flüstert sie, und ich frage mich, was ich jetzt schon wieder gesagt habe.

Danach liege ich wach, höre ihrem Atem zu und blicke zur dunklen Fläche der Zimmerdecke auf. Ich darf nicht einschlafen, ich muss zu Hause sein, bevor der Morgen anbricht und Laura mir ihren Traum erzählt.

Lautlos stehe ich auf und ziehe mich an. Sibylle erwacht nicht. Auf Zehenspitzen schleiche ich aus dem Zimmer.

Von der Schönheit

Haben Sie Carrières neue Ausstellung gesehen?»

«Ja, und ich bin etwas ratlos.»

«Ach.»

«Man sagt, er befragt unsere Sehgewohnheiten. Er sagt das ja auch selbst. In jedem Kunstmagazin sagt er das zurzeit. Aber im Grunde läuft es bei ihm auf die Erkenntnis hinaus, dass Bilder nur Bilder sind und nicht die Wirklichkeit. Auf die ist er stolz wie ein Kind, das entdeckt hat, dass es keine Osterhasen gibt.»

«Das ist böse.»

«Aber ich schätze ihn sehr.»

«Und das erst recht.»

Wir lächeln beide. Die Situation ist kompliziert. Es geht in meinem Beruf nicht bloß darum, Bilder zu verkaufen, es müssen auch die richtigen Käufer sein. Natürlich muss ich Eliza davon überzeugen, dass ihre Sammlung einen weiteren Eulenböck braucht, aber zugleich muss Eliza mich davon überzeugen, dass ihre Sammlung der richtige Ort für Eulenböck ist. Es werden nicht mehr viele Eulenböcks auf den Markt kommen, inzwischen interessieren sich die öffentlichen Museen für ihn, die zwar weniger bezahlen, aber das Renommee eines Künstlers enorm steigern können, was wiederum dazu führt, dass die Auktionspreise auf dem Sekundärmarkt in die Höhe schnellen. Man muss vorsichtig sein: Steigen die Preise zu schnell, fallen sie auch bald wieder, worauf es in den Magazinen heißt, der Markt habe sein Urteil gesprochen, und davon erholt sich der Ruf eines Künstlers nie. Eliza muss mich also davon überzeugen, dass sie das Bild, das ich ihr verkaufe, nicht sofort wieder abstößt, sobald dadurch Gewinn zu machen ist; sie muss mich von ihrem Ernst als Sammlerin überzeugen, so wie ich sie davon überzeugen muss, dass Eulenböcks Wert auf lange Sicht nicht fallen wird.

Über all das reden wir aber nicht. Wir sitzen jeder vor einem Teller Salat, nippen an unserem Mineralwasser, lächeln viel und sprechen über allerlei, nur nicht über das, worum es geht. Ich bin ein guter Nachlassverwalter, sie ist eine gute Sammlerin, wir kennen das Spiel.

Also sprechen wir über venezianische Terrassen. Eliza hat eine Wohnung in Venedig, von der aus man den Canal Grande sehen kann. Einmal war ich zu Besuch, doch es hat die ganze Zeit geregnet, Nebel kroch übers Wasser, und die Stadt schien

träge, dunkel und faulig. Wir lachen über die Partys auf der Biennale, wir sind uns einig, dass sie anstrengend sind, laut, mühsam, eine wahre Zumutung, und doch müsse man hingehen, was bleibe einem übrig. Wir finden, dass große Schönheit überfordern kann: Hilflös stehe man ihr gegenüber, es scheine, als müsste man handeln, etwas tun, auf sie reagieren, aber sie bleibe stumm und weise einen in souveräner Langmut zurück. Selbstverständlich fällt jetzt der Name Rilke. Wir sprechen über seine Zeit bei Rodin, wir sprechen kurz über Rodin selbst, dann, es ist unvermeidlich, über Nietzsche. Wir bestellen Kaffee, keiner von uns hat den Salat aufgegessen, an einem so heißen Tag hat niemand Appetit. Und jetzt, da die Stunde sich ihrem Ende zuneigt, sprechen wir doch noch kurz über Eulenhöck.

Schwierig, sage ich. Es gebe mehrere Interessenten.

Das könne sie sich vorstellen, sagt Eliza, aber wenn man einem Bild eine Heimat gebe, komme es auf die Umgebung an, die Nachbarschaft. Sie habe schon manches von Eulenhöck. Daheim in Gent habe sie Werke von Richter, Demand und Dean, sie habe einiges von Kentridge und Wallinger, sie habe einen Borremans, dessen Stil ja dem Stil Eulenhöcks nicht unähnlich sei, und sie habe etwas von John Currin. Außerdem habe sie ja das Glück gehabt, den Meister persönlich zu kennen – nicht so gut wie ich zwar, aber doch gut genug, um zu wissen, dass er kein Freund des Musealen gewesen sei. Sein Werk gehöre in die Mitte der Gegenwart, nicht in die Abstellkammern der Galerien.

Ich nicke unbestimmt.

Diese Hitze, sagt sie.

Sie fächelt sich mit der Hand Luft zu, und obwohl das Restaurant lautlose Ventilatoren hat, sieht die Geste nicht lächerlich bei ihr aus. Sie ist elegant, auf mühelose Weise. Würden mir Frauen gefallen, ich wäre verliebt in sie.

So ein Wetter, sagt sie, flöße einem von neuem Respekt ein vor der maurischen Kultur. Wie bringe man es fertig, eine Alhambra zu errichten, während man tödlicher Hitze ausgesetzt sei?

Andere Zeiten, antworte ich, hätten unsere Gattung robuster gesehen. Der Mensch sei nichts fest Definiertes, er entwerfe sich selbst. Die Marschrouten der römischen Legionen hätten Leistungen vorausgesetzt, die man in unserer Welt nur Olympiasiegern zutrauen würde.

Ein Gedanke, sagt sie, der Nietzsche gefallen hätte.

Aber einer, sage ich, den man nur als Gesunder denken wolle. Sobald ein Zahnschmerz, sei man heilfroh über Moderne und Entfremdung.

Wir erheben uns und umarmen einander schnell mit angedeuteten Küssen auf beide Wangen. Sie geht, ich bleibe und bezahle. Wir werden uns erneut treffen, demnächst zu einem gemeinsamen Abendessen, dann vielleicht zu einem Frühstück, dann wird sie mich in Heinrichs altem Atelier besuchen, und vielleicht ist dann der Moment gekommen, da wir tatsächlich über Geld sprechen.

Ich habe es nicht weit bis nach Hause, ich wohne neben dem Restaurant. Im

Wohnungsflur bleibe ich, wie immer, vor der kleinen Tiepolo-Zeichnung stehen, froh darüber, dass ich etwas so Perfektes mein Eigen nennen darf. Dann höre ich den Anrufbeantworter ab.

Nur eine einzige Nachricht. Das Auktionshaus Weselbach teilt mit, ein Kunsthändler aus Paris habe für übernächste Woche einen Eulenböck in Auktion gegeben, *Der alte Tod in Flandern*, zum Glück ein eher unwichtiges Werk. Bisher keine Käufer-Anfragen, aber der Händler wolle das Bild nicht zurückziehen.

Nicht gut! Keine Anfragen im Voraus, das bedeutet, das Interesse bei der Versteigerung wird sich in Grenzen halten, und ich muss das Bild wahrscheinlich selbst kaufen, um Eulenböcks Wert zu stützen. Der Rufpreis liegt bei vierhunderttausend – viel Geld, für das ich nichts bekomme außer einem Bild, das ich vor sechs Jahren für zweihundertfünzigtausend selbst verkauft habe. In diesem Jahr habe ich schon drei Eulenböcks kaufen müssen, und es ist erst August. Ich muss etwas unternehmen.

Ich rufe Wexler an, den neuen Chefkurator des Clayland-Museums in Montreal. Eigentlich will ich nur eine Nachricht hinterlassen, aber trotz der Zeitverschiebung ist er sofort am Apparat. Er habe den Büroanschluss aufs Mobiltelefon geschaltet, und nein, er schlafe nicht, das habe er sich abgewöhnt.

Wir plaudern eine Weile – übers Wetter, übers Fliegen von einem Kontinent zum anderen, über Lokale in Manhattan, Lima und Moskau. Ich warte darauf, dass er die Eulenböck-Ausstellung erwähnt, die er übernächstes Jahr machen will und die sehr wichtig für mich wäre, aber natürlich hätte er gern, dass ich als Erster danach frage, und so reden wir noch eine Viertelstunde übers Skifahren, über den neuen Film von Haneke und über Lokale in Paris, Berlin und Buenos Aires. Schließlich merkt er, dass das Stichwort nicht von mir kommen wird, und bringt die Sprache selbst darauf.

«Reden wir ein andermal darüber», antworte ich.

Er komme in zwei Monaten nach Europa, sagt er enttäuscht. Vielleicht könne man sich treffen. Zum Frühstück oder Lunch.

Wunderbar, sage ich.

Sehr schön, sagt er.

Großartig, sage ich.

Gut, sagt er.

Ich lege auf. Und plötzlich, ohne Anlass, ist mir, als sollte ich Eric anrufen. Ich sehe in meinem Adressbuch nach, ich kann mir keine Zahlen merken, nicht einmal die Nummer meines Bruders.

«Ja?» Seine Stimme klingt noch angespannter als sonst. «Was?»

«Ich dachte mir, ich sollte mal anrufen.»

«Warum?»

«Nur so ein Gefühl. Alles in Ordnung?»

Er zögert einen Moment. «Natürlich.» Es klingt nicht, als wäre alles in Ordnung,

es klingt sogar, als wollte er mich wissen lassen, dass er lügt.

«Warum habe ich dann so ein Gefühl?»

«Vielleicht, weil ich heute mit dir ... Ach so!»

Ich höre Gehupe und Motoren, und dann ist da ein Zischen: Ich glaube, er lacht.

«Ich hatte meiner Sekretärin gesagt, sie soll dich anrufen, aber sie hat ... Stell dir vor, sie hat Martin angerufen!»

«Martin!»

«Wir waren mittagessen. Die ganze Zeit habe ich mich gefragt, warum.»

Ich erkundige mich nach seinen Geschäften, wie immer antwortet er ausweichend. Etwas ist nicht in Ordnung, er würde mir gern eine Frage stellen, aber er bringt es nicht über sich. Stattdessen erkundigt er sich nach meiner Arbeit, und obwohl sie ihn nicht interessiert, sage ich, dass man die Auktionshäuser im Auge behalten und die Preise kontrollieren muss. Er unterbricht mich auch sofort und fragt nach unserer Mutter, das leidige Thema, aber ich habe weiter nach.

«Irgendwas ist mit dir. Ich merke das. Du kannst es leugnen, aber –»

«Muss jetzt aufhören!»

«Eric, du kannst mir alles –»

«Alles in Ordnung, wirklich, muss jetzt aufhören.»

Schon hat er aufgelegt. Es ist seltsam, mit Eric zu reden, beinahe ein Selbstgespräch, und plötzlich wird mir wieder klar, warum ich ihn seit einiger Zeit meide. Es fällt schwer, vor ihm ein Geheimnis zu bewahren, er durchschaut mich, wie ich ihn durchschaue, und ich könnte nicht sicher sein, dass er es für sich behalten würde. Die alte Regel: Ein Geheimnis bleibt nur dann eines, wenn wirklich niemand davon weiß. Hält man sich daran, ist es nicht so schwer zu bewahren, wie die Leute meinen. Man kann jemanden fast so gut kennen wie sich selbst, und man liest doch nicht seine Gedanken.

Das Gespräch mit Eric hat mich daran erinnert, dass ich unsere Mutter anrufen muss. Drei Nachrichten hat sie mir hinterlassen, da hilft nichts. Zögernd wähle ich ihre Nummer.

«Na endlich!», ruft sie.

«Ich hatte zu tun. Entschuldige.»

«Du hattest zu tun?»

«Ja, es fällt viel Arbeit an.»

«Mit deinen Bildern.»

«Ja, mit den Bildern!»

«Essen gehen.»

«Das gehört dazu. Besprechungen.»

«Besprechungen?»

«Was soll der Unterton?»

«Ich freue mich, dass du einen interessanten Beruf hast. Offenbar ernährt er dich ja. In jeder Hinsicht.»

«Was wolltest du eigentlich von mir?»

«Das Grundstück vor meinem Haus. Du weißt ja, das große, das von meinem Zaun bis zum Ende des Abhangs reicht, mit den vielen Birken. Es steht zum Verkauf.»

«So.»

«Stell dir vor, da könnte jemand bauen. Denn warum sonst sollte es jemand kaufen! Wer immer es kauft, wird doch bauen wollen.»

«Vermutlich.»

«Und meine Aussicht? Ich meine, unsere? Ihr werdet das Haus erben, dann ist die Aussicht auch für euch wichtig. Selbst wenn ihr es verkaufen solltet. Ihr werdet es ja verkaufen, keiner von euch wird hier wohnen wollen, nehme ich an.»

«Aber das dauert noch.»

«Hör auf damit.»

«Womit soll ich aufhören?»

«Ich wollte vorschlagen, dass du das Grundstück kaufst, bevor jemand anders zuschlägt und es bebaut. Damit erhältst du den Wert unseres Hauses. Es ist auch eine gute Investition.»

«Wieso ist es eine gute Investition, wenn ich nichts bauen soll?»

«Tu nicht so, als ob du etwas von Geschäften verstehst, du bist ... Na, was auch immer du bist.»

«Ich bin jemand, der weiß, dass ein Grundstück, auf dem man nichts bauen soll, keine gute Investition ist.»

«Du könntest Getreide darauf anbauen.»

«Was soll ich mit Getreide?»

«Raps oder so etwas.»

«Ich weiß nicht einmal, was das ist!»

«Damit können Autos fahren.»

«Sprich mit Eric darüber. Er hat Geld, und vom Investieren versteht er viel mehr.»

«Aber ich habe dich gefragt.»

«Sprich mit Eric, Mutter. Ich habe jetzt zu tun.»

«Mittagessen?»

«Sprich mit Eric.»

Sie legt auf, und ich mache mich auf den Weg. Die Treppe hinunter, quer über den von der Sonne aufgeheizten Platz, zum Eingang der U-Bahn. Die Rolltreppe trägt mich ins kühle Zwielicht des Schachts.

Der Zug fährt sofort ein, der Waggon ist halb leer. Ich setze mich.

«Friedland!»

Ich sehe auf. Neben mir steht, die Hand am Haltegriff, der Kunstkritiker der *Abendnachrichten*.

«Sie hier?», ruft er. «Sie?»

Ich zucke mit den Achseln.

«Das gibt es ja nicht!»

Ich lächle. Hauptsache, er setzt sich nicht zu mir.

Er schlägt mir auf die Schulter. «Ist hier noch frei?»

Er hieß Willem und war ein flämischer Kunststudent, genialisch, laut, liebenswürdig, aufbrausend und leider nicht sehr begabt. Als Verehrer von Nicolas de Staël malte er abstrakt, was ich ihm vorwarf, ich nannte es feige und epigonal, weil ich Realist war, Verehrer von Freud und Hockney, was er mir vorwarf, er nannte es feige und epigonal. Wir stritten viel, wir tranken viel, wir nahmen Drogen in moderater Dosis, wir trugen Seidenhemden und ließen unsere Haare wachsen bis auf die Schultern. Kurz teilten wir ein Atelier in Oxford, das eigentlich nur ein Raum über einer Wäscherei war, er malte am Nord-, ich malte am Westfenster, es gab ein Klappbett, wir benützten es ausgiebig und kamen uns dabei vor, als sähe die Zukunft zurück auf uns, als hätten uns spätere Kunsthistoriker fest im Blick. Als er sein Studium abbrach, nannte ich ihn faul und brach meines nicht ab, weshalb er mich einen Spießer nannte.

In den Ferien wanderten wir durch das feuchte Grün von Wales, wir stiegen auf Hügel in der Dämmerung, wir suchten hohe Klippen und schroffe Schluchten auf, und einmal liebten wir uns auf einer runenbedeckten Steinplatte, was noch viel unbequemer war, als wir es uns vorgestellt hatten. Wir diskutierten, wir drohten einander, wir schrien, wir tranken zur Versöhnung und gerieten betrunken von neuem in Streit. Wir füllten Skizzenblöcke, wir wanderten bei Nacht, wir erwarteten in klammen Morgenstunden den Sonnenaufgang über der bleigrünen Fahlheit des Wassers.

Am Ende der Ferien kehrte ich zurück nach Oxford, und er fuhr nach Brüssel, um seinen Vater zu überzeugen, dass er ihm weiterhin Geld gab. Es war das Jahr 1990, das östliche Europa hatte sich befreit, und da man gerade noch keine E-Mails schrieb, schickten wir einander Karten, fast jeden Tag. Bis heute bin ich in Sorge, dass all meine Ausbrüche – all das Philosophieren, all die Romantik, Hoffnung und Wut – vielleicht noch in irgendeiner Schublade aufbewahrt sind. Seine Post habe ich, da es mir zu theatralisch vorgekommen wäre, sie zurückzuschicken, später vernichtet.

Denn als ich in den Ferien darauf nach Brüssel kam, merkte ich, dass etwas sich geändert hatte. Wir sahen aus wie zuvor, wir taten, was wir immer getan hatten, wir führten die gleichen Gespräche, aber etwas war anders geworden. Vielleicht lag es nur daran, dass wir so jung waren und befürchteten, etwas zu versäumen, doch wir hatten angefangen, einander zu langweilen. Um es auszugleichen, sprachen wir noch lauter und stritten noch mehr. Drei Nächte hintereinander blieben wir wach, im rhythmisch dröhnenden Flackern wechselnder Clubs, trunken von Müdigkeit und Aufregung, bis alle Orte zu einem Ort wurden und alle Gesichter in eins flossen. Irgendwann standen wir im Museum und stritten über Magritte, dann lagen wir

wieder im Gras, dann waren wir in seiner Wohnung, und auf einmal hatten wir uns getrennt, wir wussten beide nicht, wie, und eigentlich auch nicht, weshalb es geschehen war. Willem warf eine Flasche nach mir, ich duckte mich, sie zerbrach über mir an der Wand, zum Glück war sie leer. Ich lief die Treppe hinunter, meinen Koffer hatte ich stehen gelassen, er schrie mir nach, seine Stimme hallte durchs Treppenhaus, dann schrie er aus dem Fenster, dass ich zurückkommen, dass ich mich ja nicht mehr blicken lassen, dass ich zurückkommen solle, und erst als ich seine Stimme nicht mehr hörte, fragte ich nach dem Weg zum Bahnhof. Eine Frau zeigte mir besorgt die Richtung, ich war wohl sehr blass, und plötzlich sah ich das Plakat. Es war noch dasselbe Foto, es war auch derselbe Wortlaut: *Lindemann lehrt Sie, Ihre Träume zu fürchten*.

Gegen Ende der Vorstellung, die ich mir nicht ansehen konnte – ich hatte mich kurz auf einer Parkbank ausruhen wollen, und dort hatte ich geschlafen bis in den frühen Abend –, stand ich vor dem Theater. Die Leute kamen gerade heraus. Ich suchte nach der Kantine. Lindemann saß vorgebeugt an einem Tisch, löffelte Suppe und sah irritiert auf, als ich mich zu ihm setzte.

«Mein Name ist Iwan Friedland. Geben Sie ein Interview? Für *Oxford Quarterly*?» Ich wusste nicht, ob es ein *Oxford Quarterly* gab, aber es war die Zeit vor dem Internet, man konnte Dinge schwer überprüfen.

Er hatte sich äußerlich nicht verändert, seine Brillengläser spiegelten, in seiner Brusttasche steckte das grüne Tuch. Als ich begann, ihm Fragen zu stellen, bemerkte ich, wie schüchtern er war. Ohne Scheinwerfer und Publikum schien er verloren in seiner Unsicherheit. Er rückte seine Brille zurecht, lächelte verkrampft und fasste sich immer wieder tastend an den Schädel, als wollte er sich vergewissern, dass die wenigen verbliebenen Haare noch an ihrem Platz waren.

Bei der Hypnose, sagte er, handle es sich nicht um ein einzelnes Phänomen, sondern um eine Vielzahl davon: die Bereitschaft, sich einer Autorität zu fügen, eine allgemeine Schwäche, eine generelle Offenheit für Suggestionen. Nur selten wirkten noch rätselhaftere Mechanismen des Bewusstseins hinein, noch nicht erforscht, weil keiner sie erforschen wolle. All das führe dazu, dass man die oberflächliche Kontrolle über den eigenen Willen für kurze Zeit verliere.

Er bekam einen Hustenanfall, Suppe rann ihm übers Kinn.

Er sage «oberflächlich», erklärte er dann, weil sich normalerweise nichts, was ein Mensch nicht zu erleben oder zu tun wünsche, durch Trance in ihn hineinzwingen lasse. Nur selten lasse sich in einer Seele etwas Profundes in Bewegung setzen.

Ich fragte, was er damit meine, aber er war in Gedanken schon anderswo und begann, sich zu beschweren. Er klagte über die geringen Gagen, er klagte über die Arroganz der Fernsehredakteure. Er klagte über eine Sendung, aus der sein Auftritt herausgeschnitten worden war. Er klagte über die Gewerkschaft der Bühnenkünstler, er klagte besonders über deren Pensionskasse. Er klagte über die vielen

Eisenbahnreisen, die Verspätungen, die dilettantisch organisierten Fahrpläne. Er klagte über schlechte Hotels. Er klagte über gute Hotels, weil sie zu teuer seien. Er klagte über dumme Leute im Publikum, über betrunkene Leute im Publikum, über aggressive Leute im Publikum, über Kinder im Publikum, über Schwerhörige im Publikum, über Psychopathen. Es sei erstaunlich, wie viele Psychopathen in eine Hypnosevorstellung kämen. Dann klagte er von neuem über die Gagen. Ich fragte, ob er noch etwas essen wolle, das *Oxford Quarterly* bezahle, und er bestellte Schnitzel mit Pommes frites.

«Noch einmal zurück», sagte ich. «Die Mechanismen des Bewusstseins.»

Richtig, sagte er. Rätselhafte Mechanismen, ja, das habe er gesagt. Rätselhaft auch für ihn, obwohl er so viel gesehen habe. Aber er sei ja kein Intellektueller und nicht imstande, Erklärungen zu geben. Er sei wider Willen in dieses Metier geraten, gelernt habe er ganz andere Dinge.

«Und zwar? Was haben Sie gelernt? Welche anderen Dinge?»

Die Kellnerin brachte das Schnitzel. Er fragte, wie mir die Vorstellung gefallen habe.

«Sehr beeindruckend.»

«Sie brauchen nicht zu schwindeln.»

«Sehr beeindruckend!»

Nicht groß genug, sagte er, und ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass er das Schnitzel meinte. Für die Größe zu teuer. Aber teuer sei ja alles heutzutage, der kleine Mann werde ständig ausgenommen.

Ich fragte, ob es wenigstens gut schmecke, das Schnitzel.

Zu dick, sagte er. Ein Schnitzel gehöre flach geklopft, warum wisse das keiner mehr? Er zögerte, bevor er fragte, wo mein Tonbandgerät sei.

«Ich habe ein gutes Gedächtnis.»

Gedächtnis sei ein überschätztes Phänomen, sagte er kauend. Ganz und gar erstaunlich, wie leicht es sei, ihm falsche Erinnerungen einzugeben, und wie leicht auch, Erinnerungen spurlos zu löschen. Wirklich kein Tonbandgerät?

Um das Thema zu wechseln, bot ich ihm Nachtisch an, er bestellte Sachertorte. Dann legte er den Kopf schief und erkundigte sich, ob das *Oxford Quarterly* eine Studentenzeitung sei.

«Es wird weithin gelesen.»

«Was studieren Sie, junger Mann?»

«Kunstgeschichte. Aber ich bin Maler.»

Er blickte auf den Tisch. «Wir haben uns schon einmal gesehen?»

«Ich glaube nicht.»

«Nein?»

«Ich wüsste nicht, wo.»

«Maler», wiederholte er.

Ich nickte.

«Maler.» Er lächelte.

Ich fragte ihn, wie groß der Einfluss sei, den ein Hypnotiseur auf Menschen nehmen könne. Könne man jemanden dazu bringen, sein Leben zu ändern? Dinge zu tun, die er nie getan hätte, wäre er nicht hypnotisiert worden?

«Jeder kann jeden dazu bringen, sein Leben zu ändern.»

«Aber man kann Menschen nicht dazu bringen, etwas zu tun, das sie nicht tun wollen?»

Er zuckte mit den Schultern. Unter uns gesagt, was heiße das eigentlich, etwas wollen oder nicht. Wer wisse schon, was er wolle, wer sei im Reinen mit sich. Man wolle so viel und jeden Moment etwas anderes. Natürlich sage man den Zuschauern zu Beginn, dass niemand zu etwas gebracht werden könne, das er nicht ohnehin zu tun bereit sei, aber die Wahrheit sei: Jeder sei fähig zu allem. Der Mensch sei offen, sei ein Chaos ohne Grenze und feste Form. Er blickte sich um. Wieso in aller Welt brauche die Torte so lange, die müsse doch nicht erst gebacken werden!

Ich sei kein Chaos ohne Grenzen, sagte ich.

Er lachte.

Die Kellnerin brachte die Torte, und ich bat ihn, Anekdoten zu erzählen. Während seines erfolgreichen Berufslebens habe er sicher manches erlebt.

Erfolgreich? Nun ja. Früher, in der großen Zeit der Varietés, in der Epoche von Houdini und Hanussen, habe ein Hypnotiseur noch erfolgreich sein können. Aber in Tagen wie diesen! Ein Leben für die Kunst lasse sich schlecht auf Anekdoten reduzieren.

«Hypnose ist eine Kunst?»

Vielleicht sei sie sogar mehr. Vielleicht leiste sie immer schon, was die Kunst erst erreichen wolle. Alle große Literatur, alle Musik, alle ... Er lächelte. Alle Malerei bemühe sich, hypnotisch zu wirken, nicht wahr? Er schob den Teller weg. Er müsse jetzt schlafen gehen, ein Auftritt sei anstrengend, danach sei man zum Umfallen müde. Er stand auf und legte mir die Hand auf die Schulter. «Maler?»

«Bitte?»

Sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert, es war nichts Verbindliches mehr darin. «Maler – wirklich?»

«Ich verstehe nicht.»

«Ist auch egal. Ist nicht wichtig. Aber meinen Sie das ernst? *Maler?*»

Ich fragte, was er damit sagen wolle.

Nichts. Er sei müde. Er müsse sich hinlegen. Er blickte um sich, als wäre ihm ein Gedanke gekommen, dann murmelte er etwas, das ich nicht verstehen konnte. Klein und schwächlich sah er aus, blass sein Gesicht, die Augen waren nicht zu erkennen hinter den dicken Gläsern. Er hob grüßend die Hand und ging mit kleinen Schritten zur Tür.

Erst auf der Fähre über den Kanal wurde mir klar, dass ich seine Stimme nicht

mehr aus dem Kopf bekam. *Maler, wirklich?* Noch nie war ich so tiefem Zweifel begegnet, nie einer solchen Intensität von Skepsis und Spott.

Kurz darauf, zurück in Oxford, erschien er mir so deutlich im Schlaf, dass es mir bis heute vorkommt, als wäre ich ihm insgesamt dreimal begegnet. Wieder war es in einer Theaterkantine, aber in meinem Traum hatte sie die Ausmaße einer Kathedrale. Lindemann stand auf dem Tisch, und sein Lächeln war zu einer derartigen Grimasse verzerrt, dass ich ihn kaum ansehen konnte.

«Ich vergesse nichts.» Er kicherte. «Kein Gesicht und keinen Menschen, der bei mir auf der Bühne war. Dachtest du wirklich, ich weiß es nicht mehr? Armes Kind. Und du glaubst, du hast es in dir? Die Kunst. Das Malen. Die Schöpferkraft. Glaubst du das wirklich?»

Ich trat zurück, wütend halb und halb voll Angst, aber ich konnte nicht antworten. Sein Lächeln wuchs und wuchs, bis es mein Blickfeld füllte.

«Du kannst, was man können muss, aber du bist leer. Hohl bist du.» Er kicherte hoch und spitz. «Geh jetzt. Geh in Unfrieden. Geh und schaffe nicht. Geh!»

Als ich zu mir kam, lag ich im Halbdunkel des Schlafzimmers und konnte nicht verstehen, worüber ich so tief erschrocken war. Ich schlug die Decke zurück. Darunter kauerte, gerollt zu einem Menschenball, mit spiegelnder Brille Lindemann. Und während er kicherte, erwachte ich ein zweites Mal, im selben Zimmer, und schlug mit klopfendem Herzen die Decke zurück, aber diesmal war ich allein und wirklich wach.

Er hatte recht, das wusste ich. Aus mir würde nie ein Maler werden.

Jetzt fällt mir sein Name ein, er heißt Sebastian Zöllner. Ich frage ihn, wohin er fährt. Nicht, dass es mich interessieren würde, aber wenn man sich flüchtig kennt und in der U-Bahn nebeneinandersitzt, muss man auch miteinander plaudern.

«Zu Malinowski. Ins Atelier.»

«Wer ist Malinowski?»

«Ja genau. Eben! Wer ist das eigentlich! Aber das *Circle*-Magazin bringt eine Geschichte über ihn, und wenn die erscheint, zieht *art monthly* sofort nach, und dann ruft mich noch am selben Tag der Chef zu sich und fragt, warum wir das schon wieder verpasst haben. Also mache ich den ersten Schritt.»

«Und wenn *Circle* nichts bringt?»

«Die bringen dann sicher was, weil ich ja etwas gebracht haben werde. Und ich werde schreiben, dass es eine Schande ist, wenn einer wie Malinowski nicht die Aufmerksamkeit bekommt, die er verdient. Dass bei uns Lautstärke immer über Qualität triumphiert, das werde ich schreiben, gut? Lautstärke über Qualität. Gut? Spätestens dann macht sich Humpner bei *art monthly* gewaltig in die Hose, dann ziehen die auch nach, und schon bin ich Malinowskis Entdecker. Das ist der Vorteil, wenn man für eine Tageszeitung schreibt und nicht für ein Magazin, das mit zwei Monaten Vorlauf produziert. Man kriegt raus, was die vorhaben, und ist schneller.»

«Welche Art von Kunst macht er?»

«Wer?»

«Malinowski.»

«Das weiß ich doch nicht. Deshalb fahre ich ja hin. Um das herauszufinden.»

Aufgedunsen sitzt er neben mir, unrasiert, kaum noch Haare auf dem Kopf und das Jackett so zerknittert, als hätte er darin geschlafen. In der mittelalterlichen Kunst entspricht das Aussehen der Menschen ihren Seelen: die Bösen hässlich, die Guten schön. Das neunzehnte Jahrhundert hat uns beigebracht, das sei Unsinn. Aber mit ein bisschen Lebenserfahrung merkt man, es ist gar nicht so falsch.

«Waren Sie bei der Khevenhüller-Eröffnung?», fragt er.

Ich schüttele den Kopf. Und weil auch ich Zeitungen lese, weiß ich mit absoluter Sicherheit, dass er jetzt sagen wird, Khevenhüller habe sich seit langem nur noch wiederholt.

«Er macht nichts Neues mehr. Immer das Gleiche, Aufguss um Aufguss. Zwischen '90 und '98 war er originell. Da hatte er etwas zu sagen. Jetzt: Schnee von vorgestern.»

Die Bahn hält, die Türen öffnen sich, eine japanische Reisegruppe strömt herein, etwa dreißig Menschen, die Hälfte davon trägt Mundschutzmasken.

Aneinandergedrückt und schweigend füllen sie den Waggon.

Zöllner beugt sich zu mir. «Ich wünschte, ich hätte Ihren Beruf.»

«Sie können ihn haben», sage ich gedehnt, «Sie wären gut darin.»

Er wehrt ab, derart mit sich selbst beschäftigt, dass ihm meine Unehrlichkeit nicht auffällt. «In fünfzehn Jahren bin ich arbeitslos. Keine Zeitungen mehr. Nur noch im Netz. Und ich bin noch nicht mal fünfzig. Zu jung für die Rente. Zu alt, um noch umzusatteln.»

Mir kommt die Idee zu einem Eulenböck-Bild. Ein Porträt von Zöllner, aus nächster Nähe, wie er hier neben mir sitzt, im grünlichen Kunstlicht des Waggons, vor dem Hintergrund des Japanergedrängels, mit dem Titel *Kunstrichter*. Aber natürlich geht das nicht, du bist zu lange tot, armer Heinrich, keiner würde es für echt halten.

«All die jungen Leute! Frisch von der Uni, Jahr für Jahr, immer mehr. Sie machen Volontariate, bringen Kaffee, fragen mich, ob ich Zucker möchte, schauen mir über die Schulter und grübeln darüber nach, was ich eigentlich kann, was sie nicht können. Die verstehen alle etwas von Kunst, Friedland! Die sind alle nicht blöd. Die wollen alle meinen Job. Und wohin soll ich dann? Zu *kunstkritik online*? Da hänge ich mich lieber auf.»

«Na, na», sage ich betreten. Er wird sich an dieses Gespräch erinnern, und er wird mir nicht verzeihen.

«Aber sie haben nicht das Gespür. Sie wissen nicht, wann es Zeit ist, Malinowski zu loben, und wann die Zeit dafür vorbei ist. Sie lassen sich beeindrucken, ihnen

gefällt etwas, oder es missfällt ihnen, das ist der Fehler. Sie wissen nicht, was verlangt wird.»

«Verlangt?»

«Mir macht man nichts vor. Mich beeindruckt nichts. Ob jemand steigt oder fällt, um das zu wissen, braucht man Erfahrung, man braucht Instinkt!» Er reibt sich über das Gesicht. «Aber der Druck, Sie haben ja keine Ahnung! Molkner zum Beispiel. Zuerst hat er Spengrich gelobt, den man jetzt gar nicht mehr mögen kann, dann hat er ausdrücklich Hähnel empfohlen, zwei Tage bevor sie in der *Kulturkamera* aufgedeckt haben, dass Hähnel Antidemokrat ist, und dann hat er den Fotorealismus die Kunstform der Zukunft genannt. Ein ganz armseliger Versuch, sich gegen Lümping und Karzel als konservative Kraft zu positionieren, aber der Trottel hat sich dafür genau den Moment ausgesucht, als Karzel bei uns in den *Abendnachrichten* seine Attacke gegen die neuen Realisten geritten hat, Sie erinnern sich, auch Eulenböck hat ja sein Fett weggekriegt. Übelstes Timing! Und jetzt? Was glauben Sie?»

«Ja?» Dunkel erinnere ich mich an Molkner: ein stark schwitzender kleiner Herr, sehr nervös, mit Glatze und Spitzbart.

«Jetzt ist er nur noch Pauschalist», flüstert Zöllner, als dürften die Japaner es auf keinen Fall hören. «Und sein ehemaliger Assistent, Lanzberg, dieses Stück Dreck, streicht in den Reportagen herum, die Molkner von irgendwelchen Provinzvernissagen schickt. Gnadenlos! Das können Sie mir glauben. Ein gnadenloses Geschäft.» Er nickt, horcht seinen eigenen Worten nach, springt unvermittelt auf und schlägt mir noch einmal auf die Schulter. «Tut mir leid, bin in ganz übler Stimmung. Meine Mutter ist gestorben.»

«Das ist ja furchtbar!»

Er schiebt sich zwischen den Japanern hindurch zur Tür. «Sie glauben wohl alles!»

«Dann ist sie nicht gestorben?»

«Jedenfalls nicht heute.» Er drängt einen Mann mit Mundschutz zur Seite und springt hinaus. Die Türen schließen sich, der Zug fährt an, einen Moment noch sehe ich ihn winken, dann fahren wir wieder durchs Dunkel.

Ein Japaner setzt sich neben mich und drückt kleine Knöpfe an seiner Kamera. Diese U-Bahn-Linie führt zu keinen Sehenswürdigkeiten, jetzt kommen nur noch die Industriegebiete am Stadtrand. Die Reisegruppe ist im falschen Zug. Jemand sollte es ihnen sagen. Ich schließe die Augen und schweige.

Aus mir würde also kein Maler, das wusste ich jetzt. Ich arbeitete wie zuvor, aber es hatte keinen Sinn mehr. Ich malte Häuser, ich malte Wiesen, ich malte Berge, ich malte Porträts, sie sahen nicht schlecht aus, sie waren gekonnt, aber wozu? Ich malte abstrakte Gebilde, sie waren harmonisch komponiert und farblich durchdacht, aber wozu?

Was bedeutet es, mittelmäßig zu sein – plötzlich ließ die Frage mich nicht mehr los. Wie lebt man damit, warum macht man weiter? Was für Menschen sind es, die alles auf eine Karte setzen, ihr Leben dem Schaffen verschreiben, das Risiko der großen Wette eingehen und dann, Jahr für Jahr, nichts von Bedeutung zustande bringen?

Selbstverständlich liegt es in der Natur einer Wette, dass man sie verlieren kann. Aber wenn es einem wirklich passiert – belügt man sich dann, oder kann man sich ehrlich damit abfinden? Wie macht man es, stolz seine kleinen Ausstellungen vorzubereiten, seine beschränkten Anerkennungen zu sammeln und es für naturgegeben zu halten, dass es weit über einem eine Welt des Gelingens gibt, an der man keinen Anteil hat? Wie richtet man sich ein?

«Schreib über die Mittelmäßigkeit.» Es war Martins Idee gewesen, damals im Kloostergarten von Eisenbrunn. Und er hatte recht: Ich konnte immerhin ein Kunsthistoriker mit ungewöhnlichem Forschungsgebiet werden. So schrieb ich einen Brief an Heinrich Eulenböck. Ich log nicht, aber ich erwähnte auch nicht den Titel meiner Dissertation: *Mediokrität als ästhetisches Phänomen*. Ich schilderte nur, wie ich durch Zufall seine Bilder in einem alten Katalog entdeckt hatte: flämische Bauernhäuser, sanfte Hügel, freundliche Flussgestade und Heuballen, wirklich gut gemalt, kraftvoll und nicht ohne Seele. Das ist es, hatte ich gedacht, was aus mir geworden wäre. Dieses verstockte Könnertum, diese in sich selbst eingeschlossene Perfektion. Das wäre meine Zukunft gewesen. Das wäre ich.

Er antwortete erfreut, und ich machte mich auf den Weg. Ich war erschöpft, denn ich hatte eine kurze Affäre mit einem französischen Choreographen hinter mir, eine Affäre voller Leidenschaft, Streit, Gebrüll, Alkohol, Trennung, Versöhnung und neuer Trennung, und eine Reise kam gerade recht. Eine lange Fahrt mit dem Zug, eine lange Fahrt mit einem anderen Zug, dann eine Überfahrt mit der Fähre, dann eine lange Fahrt mit einem Bus, bis ich ihm endlich in seinem hellen Studio gegenüberstand. In den Fenstern schimmerte der nördlich-kühle Glanz des Meeres.

Er war damals Anfang sechzig und stattlicher, als ich es erwartet hatte, ein eleganter Herr mit weißem Schnurrbart, gepflegter Kleidung und Elfenbeinstock, witzig, gelassen und kultiviert. Ich hatte geplant, am nächsten Tag wieder abzureisen, aber ich blieb. Ich blieb auch den Tag darauf und noch einen Tag und die ganze Woche und das ganze Jahr und das Jahr darauf. Ich blieb bis zu seinem Tod.

Die Lichter der U-Bahn schrumpfen, werden zu einem einzigen Fleck und verlöschen. Die Schönheit braucht keine Kunst, sie braucht auch uns nicht, sie braucht keine Betrachter, im Gegenteil. Gaffende Leute nehmen ihr etwas weg, am hellsten flammt sie, wo keiner sie sieht: weite Landschaften ohne Häuser, die Wolkenspiele des frühen Abends, das verwaschene Rotgrau alter Ziegelmauern, kahle Bäume im Winternebel, Kathedralen, das Abbild der Sonne in einer Ölpfütze,

die Spiegeltürme der Insel Manhattan, der Blick aus einem Flugzeugfenster, kurz nachdem man durch die Wolkendecke gestoßen ist, die Hände alter Menschen, das Meer zu jeder Tageszeit und menschenleere U-Bahn-Stationen wie diese – das gelbe Licht, das Zufallsmuster der Zigarettenstummel auf dem Boden, die abblättrenden Plakate, noch immer flatternd im Fahrtwind, obwohl der Zug schon lange verschwunden ist.

Die Rolltreppe trägt mich hinauf, die Straße ordnet sich um mich, hoch oben errichtet sich das Gewölbe des Sommerhimmels. Ich blicke in alle Richtungen – nicht nur aus Vorsicht, denn es ist eine gefährliche Gegend, sondern weil wir nun einmal auf der Welt sind, um zu sehen. Die Mülltonnen werfen ihre kurzen Mittagsschatten, ein Kind zieht auf einem Skateboard vorbei, die Arme ausgebreitet, zugleich schwebend und in ständig aufgehaltenem Fall. Derselbe Lichtstrahl blitzt weit oben in einem Fenster und hier unten im Rückspiegel eines geparkten Autos. Das dunkle Viereck eines Kanaldeckels, ganz Klarheit und Muster, hoch darüber, wie mit Absicht dagegengesetzt, die zerfließende Vagheit einer Wolke. Schnell schließe ich eine Tür auf, gehe hinein und schließe hinter mir ab. Eine alte Liftkabine trägt mich rumpelnd von Stockwerk zu Stockwerk ins Dachgeschoss. Nur im zweiten Stock gibt es ein selten benutztes Warenlager, der Rest des Hauses steht leer. Der Lift hält quietschend, ich steige aus und öffne eine Stahltür. Sofort umfängt mich der Duft von Acryl, Holz und Leim, das reiche Aroma der Pigmente. Wie gut, wenn man arbeiten darf. Manchmal kommt mir der Verdacht, ich könnte ein zufriedener Mensch sein.

Niemand weiß von diesem Studio, niemand kann mich damit in Verbindung bringen. Nicht ich habe es gekauft, sondern eine Firma, die einer anderen Firma gehört, die ihren Sitz auf den Cayman Islands hat und wiederum mir gehört. Wenn einer im Grundbuch nachsähe, er fände meinen Namen nicht. Man müsste sehr viel Zeit und Mühe aufwenden, um bis zu mir vorzudringen. Grundsteuer sowie Heiz-, Wasser- und Stromkosten werden automatisch von einem Nummernkonto in Liechtenstein eingezogen. Vor mich hin pfeifend, hänge ich meine Jacke auf, kremple die Ärmel hoch und ziehe den Kittel an. An der Wand stehen ein Dutzend Gemälde, abgedeckt mit Tuch, davor ein fast fertiges Bild auf der Staffelei.

Zum Glück brauche ich keine Brille, meine Augen sind scharf wie eh und je. Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt. Also stehe ich vor dem Bild und betrachte es. Ein Dorfplatz in einer französischen Kleinstadt. Im Zentrum eine grellbunte Plastik, offensichtlich von Niki de Saint Phalle: eine übergroße bunte Frauenfigur streckt ihre Arme empor. Der Himmel ist wolkenlos, am Rand des Platzes stehen Kinder mit Fahrrädern um einen kleinen Jungen, der den Kopf in die Hände stützt und weint. Eine Frau blickt aus einem Fenster, ihr Mund steht weit offen, sie ruft jemanden. Aus einem abgestellten Auto sieht ein Mann drohend zu ihr hinauf. Am Rand des Platzes gibt es eine dunkle Pfütze, die womöglich, aber vielleicht auch nicht, ein Blutfleck ist, daraus trinkt ein Dackel. Irgendetwas Schreckliches ist

passiert, und die Leute scheinen es verheimlichen zu wollen. Würde man ein wenig länger hinsehen, ein wenig besser nach Spuren suchen, man könnte darauf kommen; das glaubt man wenigstens. Aber tritt man zurück, verschwinden die Details, und es bleibt nur eine bunte Straßenszene: hell, lebendig, heiter. Großflächige Plakate werben für Bier, für einen Streichkäse, für Zigarettenmarken im Stil der frühen siebziger Jahre.

Ich arbeite schweigend, manchmal höre ich mich pfeifen. Nur ein paar Kleinigkeiten fehlen noch. Die Stille des Ateliers umgibt mich wie eine feste Substanz. Der Lärm der Stadt dringt nicht herauf, auch die Hitze scheint ausgesperrt. So kann es sehr lange gehen. Wenn ich danach an die Stunden der Arbeit zurückdenke, habe ich kaum Erinnerungen daran – als hätte die Konzentration alles ausgelöscht.

Hier oben noch ein paar Lichtspitzen, da unten ein Schatten und die Gesichtszüge dieses Kindes eine Spur verwischen. Das Nummernschild braucht einen Rostfleck. Man soll die Pinselstriche sehen können, dick und altmeisterlich! Und dann der letzte helle Punkt, ein Akzent aus Weiß, Ocker und Orange. Ich trete zurück, hebe die Palette, nehme ein wenig Schwarz und setze mit schnellem Zug Jahreszahl und Signatur in die Ecke: *Heinrich Eulenböck, 1974*.

Als ich jung war, eitel und ohne Erfahrung, hielt ich die Kunstwelt für korrupt. Heute weiß ich, dass das nicht stimmt. Die Kunstwelt ist voller liebenswürdiger Menschen, voller Enthusiasten, voll von Sehnsucht und Wahrhaftigkeit. Es ist die Kunst selbst, als heiliges Prinzip, die es leider nicht gibt.

Es gibt sie ebenso wenig wie Gott, wie das Ende der Zeiten, die Ewigkeit und die himmlischen Heerscharen. Es gibt nur Werke, unterschiedlich in Machart, Form und Wesen, und es gibt das Sturmgeflüster der Meinungen über sie. Wechselnde Namen gibt es, die man je nach Zeitstimmung an ein und denselben Gegenstand heftet. Von so manchem Bild Rembrandts, das lange als Höhepunkt der Malerei galt, wissen wir jetzt, dass nicht Rembrandt es gemalt hat. Ist es darum schlechter?

«Natürlich nicht!», rufen Laien eilfertig aus, aber so einfach ist das auch wieder nicht. Ein und dasselbe Bild ist nicht dasselbe, wenn es von einem anderen stammt. Ein Werk ist eng verknüpft mit unserer Vorstellung davon, wer es wann, warum und aus welcher Not in die Welt gebracht hat. Ein Schüler, der alle Fertigkeiten seines Lehrers erworben hat und nun malt wie er, bleibt dennoch ein Schüler, und wären die Bilder van Goghs von einem wohlhabenden Herrn eine Generation später gemalt worden, man schriebe ihnen nicht den gleichen Rang zu. Oder etwa doch?

Denn tatsächlich liegen die Dinge noch schwieriger. Wer kennt schon Émile Schuffenecker? Und doch stammen von ihm mehrere Bilder, für die wir van Gogh verehren. Das wissen wir seit einer Weile, aber hat van Goghs Ruf dadurch gelitten? Etliche van Goghs sind nicht von van Gogh, Rembrandts Bilder sind nicht alle von

Rembrandt, und ich wäre sehr überrascht, wenn jeder Picasso ein Picasso wäre. Ich weiß nicht, ob ich ein Fälscher bin, das hängt von der Definition ab wie alles im Leben. Immerhin stammen die bekanntesten Bilder Eulenböcks, alle Werke, auf denen sein Ruhm beruht, von ein und demselben Urheber: nämlich mir. Aber stolz bin ich nicht darauf. Ich habe meine Meinung nicht geändert: Ich bin kein Maler. Dass meine Gemälde in Museen hängen, beweist nichts gegen die Museen und nichts zugunsten meiner Bilder.

Alle Museen sind voll von Fälschungen, na und? Die Herkunft von allem und jedem in dieser Welt ist unsicher, bei der Kunst ist kein Zauber im Spiel, und keines Engels Flügel hat die großen Werke gestreift. Dinge der Kunst sind Dinge wie alle anderen: Manche sind äußerst gelungen, aber keines stammt aus einer höheren Welt. Dass einige mit dem Namen dieses oder jenes Menschen verknüpft sind, dass einige teuer verkauft werden und andere billig, dass einige weltbekannt sind und die meisten nicht, das unterliegt vielen Kräften, aber keine davon ist überirdisch. Und auch Fälschungen müssen nicht gelungen sein, um ihren Zweck zu erfüllen: Perfekte Nachahmungen können entlarvt, unvollkommene aufgehängt und bewundert werden. Fälscher, die stolz auf ihre Arbeit sind, überschätzen genau wie alle Laien die Bedeutung des soliden Könnens: Handwerk kann jeder lernen, der nicht ganz ungeschickt ist und sich bemüht. Es hat schon seine Richtigkeit, dass es in der Kunst an Bedeutung verlor, es hat Sinn, dass die Idee hinter dem Werk wichtiger wurde als dieses selbst; Museen sind sakrale Institutionen, die sich überholt haben, das sagt die Avantgarde seit langer Zeit und seit langer Zeit zu Recht.

Aber Städtebesucher wollen ja irgendwohin gehen, wenn die Nachmittage lang sind, und ohne Museen blieben viele Seiten in den Reiseführern leer. Da es Museen geben muss, müssen sie auch etwas ausstellen, und das muss ein Ding sein, kein Gedanke, ebenso wie Sammler nun mal etwas aufhängen wollen, und aufhängen kann man Bilder besser als Ideen. Zwar hat einmal ein ironisch kluger Geist ein Urinal ins Museum gestellt, um die Institution zu verspotten und das heilige Getue und die Kunstfrömmigkeit, doch er wollte auch Geld und Ehre, und vor allem wollte er bewundert werden auf die alte Art, und so steht eine Replik des Originals noch immer auf ihrem Sockel, umgeben von heiligem Getue und Kunstfrömmigkeit. Obwohl die Theorie vom überholten Museum richtig ist, hat das Museum gewonnen, das Urinal wird bestaunt, und nach der Theorie fragen nur mehr Studenten im zweiten Semester.

Oft denke ich an die Künstler des Mittelalters. Sie signierten nicht, sie waren Handwerker, die Gilden angehörten, sie waren verschont von der Krankheit, die man Ehrgeiz nennt. Kann man es noch machen wie sie, kann man arbeiten, ohne sich wichtig zu nehmen – malen, ohne Maler zu sein? Anonymität hilft nicht, das ist nur ein schlaues Versteck, nur eine andere Form der Eitelkeit. Doch malen in eines anderen Namen, das ist eine Möglichkeit, das funktioniert. Und was mich jeden Tag von neuem wundert: Ich bin glücklich dabei.

Die Idee kam mir schon am dritten Tag. Heinrich schlief neben mir, das Meer warf seine Lichtreflexe an die Decke, und mir fiel ein, wie ich aus ihm einen berühmten Maler machen könnte. Was ihn auszeichnete, was ihm fehlte, was ich zu tun vermochte, das stand mir klar vor Augen. Er würde sich gut im Fernsehen und auf Magazinfotos machen, er würde blendende Interviews geben. Das einzige Hindernis waren die Bauernhäuser. Diplomatie würde vonnöten sein.

Ein paar Wochen später sprach ich zum ersten Mal davon. Wir hatten gerade die jüngsten Werke betrachtet: ein Bauernhaus mit Heuschober, ein Bauernhaus mit mähendem Bauern, ein Bauernhaus mit knorrig aufgereihter Familie sowie Hahn, Misthaufen und Wolken.

«Nehmen wir an, dass es möglich ist, berühmt zu werden, indem man ausnahmsweise die Vorgaben erfüllt und tut, was opportun ist. Was dann? Man hätte eine Welt verspottet, die es verdient, und zugleich hätte man sich geholt, was einem gebührt. Was wäre schlecht daran?»

«Dass es einem in diesem Fall nicht gebührt.» Selbstgerecht, wie nur Verlierer es sein können, stand er vor mir. Sein schmales Gesicht, die fein gezeichnete Nase, die funkelnden Augen, die grauen Haare und die Lodenjacke mit den Silberknöpfen – alles wie geschaffen für die Magazine.

«Es wäre ein Verbrechen ohne Opfer», sagte ich. «Niemand verliert etwas.»

«Man selbst verliert etwas.»

«Aber was denn? Seine Seele?» Ich zeigte auf die Bauernhäuser. «Oder die Kunst?»

«Man verliert beides.»

Und beides gibt es nicht, wollte ich antworten, aber ich schwieg. So also geht es, dachte ich: mit Stolz. Indem man stolz ist, lässt es sich aushalten, mittelmäßig zu sein. «Und wenn man es ... als Experiment sozusagen, als Versuch ... Wenn man beides nicht so wichtig nimmt? Sich selbst und die Kunst?»

Wir lachten, aber wir wussten, er genau wie ich, dass ich es ernst meinte.

«Und was», fragte ich eine Woche darauf, «wenn man etwas wagen würde? Man malt ein paar Bilder, von denen man sich ausrechnen kann, dass sie den Leuten, auf die es ankommt, gefallen. Die schreibt man dann dir zu. Und später macht man öffentlich, dass es ein Scherz war.»

«Witzig wäre es schon», sagte er nachdenklich.

Ich hatte die ersten drei schon fertig. Einen Boulevard bei Malaga, verunstaltet von einer Dalí-Plastik, gemalt im fahl-naturalistischen Stil Zurbaráns, eine verregnete deutsche Fußgängerzone in der verschatteten Technik des späten Rembrandt und *Tristia 3*, bis heute eines seiner bekanntesten Werke – ein unwirklich hoher Museumsraum, an dessen Wänden bedrohliche Fett- und Filzplastiken in Vitrinen ausgestellt sind, und in der Mitte, verstört und traurig, ein kleiner Junge

neben einer ekstatisch strengen Kunsterzieherin: pastose Pinselstriche, dazwischen Lücken und Spalten, durch die das Weiß der Leinwand dringt.

«Heinrich Eulenböck», erklärte ich, als ich ihm die Bilder zeigte. «Ein zurückgezogener Aristokrat, ein stolzer Außenseiter, der die Kunst seiner Zeit mit Verachtung verfolgt und keine Entwicklung versäumt hat. Auf vielen Bildern, ausgeführt mit feinem Spott, findet sich irgendwo die Arbeit eines Künstlers jener Gegenwart abgebildet, die er für nichtswürdig hält. Alles hat er gesehen, alles hat er gezählt, alles hat er gewogen und am Ende für zu leicht befunden.»

«Aber ich bin kein Aristokrat. Mein Vater hatte eine kleine Fabrik in Ulm. Die habe ich verkauft, als ich zwanzig war.»

«Willst du sie selbst signieren?»

Er schwieg lange. «Wahrscheinlich kannst du auch das besser.»

Seine Unterschrift war tatsächlich nicht schwer zu imitieren. Ich setzte sie auf alle drei Bilder, dann machte ich Fotos und schickte sie zusammen mit einem Aufsatz über den eigenwilligen Außenseiter, den ich entdeckt hatte, an meinen Studienkollegen Barney Wesler, der gerade eine Gruppenausstellung in der Schirn vorbereitete: *Realismus der Jahrtausendwende*. Sofort wollte er sie präsentieren. Zwei Tage nach der Eröffnung erschienen zwei lange Artikel in Tageszeitungen, die die Bilder Eulenböcks ekstatisch priesen: Der eine stammte von einem namhaften Max-Ernst-Spezialisten, der andere von mir, beide sprachen wir von der größten Entdeckung des Jahres. Bald darauf tauchte in Heinrichs Atelier ein junger Mann auf, der für *TEXTE ZUR KUNST* schrieb. Sein Interview wurde einen Monat später unter dem Titel *Art, For Me, Is A Cathedral* publiziert, ergänzt um ein Foto, auf dem Heinrich unerhört adelig und herablassend aussah. Ein anderes Interview erschien im *Stern*. Sieben Seiten mit Fotos: Heinrich auf den Zinnen eines alten Festungsturms, an Bord einer Yacht, am Steuer eines Sportwagens, obwohl er gar nicht Auto fahren konnte, in einer Bibliothek, das Mundstück einer chinesischen Pfeife zwischen den Lippen. Seine Gemälde sah man nicht.

Nie habe ich jemanden besser eine Rolle spielen sehen. «Warhol? Ein Werbegraphiker!» – «Lichtenstein? Das Land oder der Scharlatan?» – «Kitschiger als Balthus ist nur der Katzenkalender.» – «Klimt, die Apotheose des Kunsthandwerks!» Solche Sätze gefielen jedem. Er wiederholte sie in Dutzenden Zeitungsinterviews, er wiederholte sie im Fernsehen, er wiederholte sie, als er seine Ausstellungen eröffnete, er wiederholte sie bei der Präsentation von Leroy Hallowans' Buch *Eulenböck oder Die große Verneinung*, und er wiederholte sie wörtlich, zuverlässig und ohne Abänderung, in Godards kurzem Dokumentarfilm *Moi, Eulenböck, maître*.

«Und wann lassen wir es auffliegen?», fragte ich.

«Vielleicht noch nicht.»

«Jetzt wäre ein guter Moment.»

«Schon möglich, aber ...»

Ich wartete, doch er sagte nichts weiter. Wir saßen in einem Pariser Restaurant, und wie schon oft in letzter Zeit sah ich seine Hand zittern; der Suppenlöffel kam immer wieder leer bei seinen Lippen an. Offenbar hatte er vergessen, worüber wir gerade noch gesprochen hatten.

Dann erschien meine Dissertation. Ich hatte das Thema gewechselt, nun lautete der Titel *Heinrich Eulenböck: Von der Ironie der Tradition zum Realismus der Ironie*. Auf 740 Seiten erörtere ich die Geschichte eines einsamen Spötters und spät geborenen Meisters aller Techniken der abendländischen Malerei, der erst im Alter künstlerisch zu sich selbst gefunden hatte.

Ich musste natürlich auch die Bauernhäuser loben. Inzwischen hatten ja auch sie ihre Anhänger gefunden: Einigen Sammlern galten sie als Beweis, dass schlichte Schönheit noch nicht passé war, anderen als hintergründige Satire. Ich diskutierte ausführlich beide Möglichkeiten und vermied es, mich festzulegen: Der Reichtum liege in der Ambivalenz, also darin, dass der Künstler die Ironie ironisiere und den Spott verspote, unterwegs zu einem im Hegel'schen Sinn aufgehobenen Pathos.

«Wann lassen wir es auffliegen?», fragte ich wieder.

Wir waren in einem Hotelzimmer in London, Regen trommelte ans Fenster, das Frühstück stand unberührt auf dem Schiebetisch des Zimmerservice, und im Fernsehen nahm Saddam Hussein eine Parade ab. Heinrichs Elfenbeinstock lehnte an der Wand, daneben die silberne Krücke, die ich ihm kurz zuvor geschenkt hatte – zum Gehen brauchte er inzwischen nicht mehr einen Stock, sondern zwei.

«Du bist so jung. Du verstehst nichts.»

«Was verstehe ich nicht?»

«Du kannst das nicht verstehen.»

«Aber was denn?»

Ich starrte ihn an. Ich hatte noch nie einen Erwachsenen weinen sehen, ich war verblüfft, das hatte ich nicht erwartet. Sicher, ich hatte gewusst, dass er nie mehr den Schritt zurück würde machen können, aber was war so schlimm daran? Beim besten Willen, ich verstand nicht.

Er hatte recht gehabt. Ich war wirklich noch sehr jung.

Ein halbes Jahr nachdem Heinrich entschieden hatte, der Maler zu bleiben, für den man ihn hielt, weiterhin auszustellen, Interviews zu geben, Bilder zu verkaufen und berühmt zu sein, kam mein Vater zu Besuch.

Wir gingen im Studio unserer Arbeit nach. Ich saß vor meinem neuen PC und schrieb an dem Aufsatz *Realismus als Ideologiekritik bei Heinrich Eulenböck*, während Heinrich mit zitternder Hand auf seinem Skizzenblock strichelte. Das konnte er stundenlang tun, und manchmal kamen dabei noch Zeichnungen heraus. Da läutete das Telefon, und Arthur, ohne mir zu erklären, wie er an diese Nummer gekommen war, sagte, dass er in der Nähe sei und jetzt vorbeikommen könne.

«Jetzt?»

«Ja.» Wie immer klang er überrascht darüber, dass mich das überraschte. «Kein guter Moment?»

Als er eine halbe Stunde später auf der Türschwelle stand, schien er mir müde und abgekämpft zu sein, er schwitzte und war schlecht rasiert. Heinrich begrüßte ihn mit den Gesten des Grandseigneurs, sagte: «Willkommen!», und: «Viel gehört habe ich von Ihnen», und: «Welche Ehre, welche Freude», worauf mein Vater mit verhalten-ironischer Höflichkeit reagierte. Wir setzten uns zu Tisch, die Haushälterin stellte eilig in der Mikrowelle gewärmtes Essen vor uns hin. Arthurs Augen blitzten, während Heinrich über Warhol – «ein Werbegraphiker!» –, Lichtenstein, Beuys und Kaminski sprach. Leider hatte er sich angewöhnt, die gut eingeübten Interviewsätze auch dann von sich zu geben, wenn kein Mikrophon in der Nähe war. Er beschrieb ausführlich seine Begegnung mit Picasso, und ich, der ich wusste, dass er Picasso nie getroffen hatte, musste aufstehen und hinausgehen, um ihn nicht zu unterbrechen.

Als ich zurückkam, beschrieb er gerade die Vernissage, die sein New Yorker Galerist Warsinsky zuletzt für ihn veranstaltet hatte: wer da gewesen sei, was die Kritiker geschrieben hätten, welche Bilder für wie viel verkauft worden seien. Sein Schnurrbart wippte, seine Unterlippe zitterte, und wann immer er seinen Worten Nachdruck verleihen wollte, klopfte er auf den Tisch.

Um das Thema zu wechseln, fragte ich Arthur, woran er zurzeit arbeite. Ich wusste, dass er die Frage nicht mochte, aber es war doch immer noch besser, als Heinrich zuzuhören.

«Wird wahrscheinlich wieder ein Krimi. Ein klassisches *Locked Room Mystery*. Für Leute, die Rätsel mögen.»

«Gibt es denn eine Auflösung?»

«Aber ja! Es wird sie nur keiner bemerken. Sie ist gut versteckt.»

«Ist das eigentlich auch in *Familie* so?»

«Nein. In dieser Geschichte ist die Auflösung wirklich die, dass es keine versteckte Auflösung gibt. Keine Erklärung und keinen Sinn. Genau darum geht es.»

«Aber genau das stimmt doch nicht! Oder vielmehr stimmt es nur, wenn man es so erzählt, dass es stimmt. Jedes Dasein, vom Ende her gesehen, besteht aus Schrecken. Jedes Leben wird zur Katastrophe, wenn man es auf so eine Art zusammenfasst, wie du es machst.»

«Weil das die Wahrheit ist.»

«Nicht die ganze. Nicht ausschließlich. Nachmittage wie heute, Orte wie dieser ...» Mit unbestimmter Geste zeigte ich auf das Fenster, das Meer, unseren Tisch, auf ihn, auf mich, auf Heinrich. «Alles vergeht, aber das heißt noch lange nicht, dass es Glück nicht gibt. Glück ist sogar die Hauptsache. Es kommt auf die Momente an, die *guten* Momente. Für sie lohnt es sich.»

Arthur setzte zu einer Entgegnung an, aber Heinrich kam ihm zuvor. Er habe eine Frage. Wie dieser Unsinn denn bitte gemeint sei, dass es ihn nicht gebe? So habe es

in diesem Buch gestanden. Da habe gestanden, ihn gebe es nicht! Aber es gebe ihn ja. Er sitze hier!

«Nicht zu leugnen», sagte Arthur.

Aber im Ernst, das sei doch absurd!

Heinrichs Ausbruch überraschte mich. Ich hatte nicht gewusst, dass er *Mein Name sei Niemand* gelesen hatte, wir hatten nie darüber gesprochen.

«Wenn es absurd ist, muss man sich ja nicht ärgern», sagte Arthur. «Ist doch nur ein Buch.»

«Ohne Ausflüchte: Wollen Sie etwa sagen, dass es mich nicht gibt?»

«Und wenn ich das sagen würde?»

«Das können Sie nicht sagen!»

Arthur sah mich an. «Muss das wirklich sein?»

«Wovon redest du?»

Mit einer kreisenden Handbewegung zeigte er, genau wie zuvor ich es getan hatte, auf das Fenster, das Meer und unseren Tisch, auf sich, auf mich, auf Heinrich.

Ein paar Sekunden schwiegen wir. Ich hörte Heinrichs pfeifenden Atem und hoffte, dass er nicht verstanden hatte.

«Ein Leben ist schnell vorbei, Iwan. Wenn man sich nicht in Acht nimmt, verliert man es an Albernheiten.»

«Du musst es ja wissen.»

«Richtig, das muss ich.»

«Verlassen Sie mein Haus!», sagte Heinrich.

«Malst du eigentlich auch seine Bilder?», fragte Arthur.

Eine lange Zeit war es still.

«Verlassen Sie mein Haus», flüsterte Heinrich dann.

Arthur lachte auf. «Das ist ja unglaublich! Du malst seine Bilder, und keiner merkt es?»

«Hinaus!» Heinrich stand auf. «Hinaus!» Seine Stimme bebte, aber wenn er es darauf anlegte, hatte sie noch Kraft und Volumen. Er zeigte auf die Tür. «Hinaus!»

Während ich meinen Vater in den Flur begleitete, suchte ich nach einem passenden Satz, nach irgendetwas, das ich sagen konnte. «Wann sehe ich dich wieder?», fragte ich schließlich.

«Bald.» Es klang nicht besonders glaubhaft. Er legte mir die Hand auf die Schulter, und im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Ich ziehe mir den Kittel aus und wasche meine Hände. Klar und hell der Wasserstrahl, im Abfluss wirbeln Farbschleier. Ich verspüre ein wenig Traurigkeit, ein wenig Stolz, ein wenig Besorgnis auch, wie jedes Mal, wenn ein Bild fertig ist. Aber was soll schon passieren? Wo immer es um die Echtheit eines Eulenböck geht, gibt es eine Person, die das letzte Wort hat, und das ist der Vorstand des Eulenböck-

Trusts, der Alleinerbe des Künstlers, also ich.

Der Name dieses Gemäldes steht schon seit Jahren in den Verzeichnissen: *Urlaubsfoto Nr. 9*. Bereits Ende der neunziger Jahre habe ich es in einem Aufsatz erwähnt, und seit fünf Jahren gibt es im Archiv der Nationalgalerie ein Dossier über die Provenienz eines Gemäldes, das einen französischen Marktplatz und eine Niki-de-Saint-Phalle-Plastik zeigt. Archive treffen Sicherheitsvorkehrungen gegen Leute, die etwas stehlen wollen, aber niemand hindert einen daran, etwas hineinzuschmuggeln. In einem halben Jahr wird John Warsinskys Galerie *Urlaubsfoto Nr. 9* zum Verkauf anbieten, aber nicht, bevor der Vorstand des Eulenböck-Trusts die wichtigsten Sammler darauf hingewiesen hat. Sie alle werden das Dossier studieren, um die Provenienz zu prüfen, dann wird der Eulenböck-Trust um eine Stellungnahme zur Echtheit gebeten werden. Jeder weiß, dass der Vorsitzende des Trusts auch der Verkäufer ist, aber das stört keinen, das gehört zum Spiel, und wen sollte es auch stören, denn keiner verliert dabei. Nach eingehender Prüfung wird der Trust dem Bild – einerseits seiner makellosen Provenienz wegen, das Gemälde ging aus Eulenböcks Besitz direkt in den seines Erben über, andererseits wegen seines unverwechselbaren Stils – das Siegel der Echtheit verleihen, was umso überzeugender ist, als der führende Eulenböck-Experte, also ich, das Bild schon vor Jahren als ein zu wenig bekanntes Hauptwerk bezeichnet hat.

Dennoch bin ich vorsichtig. Zweimal habe ich Bildern, die ich selbst gemalt habe, die Bestätigung der Echtheit verweigert, ein andermal habe ich eine offensichtliche Fälschung von irgendeinem Stümper für echt erklärt. Ich gelte als eine schwierige und erratische Autorität. Die Sammler fürchten mich ebenso wie die Galeristen, oft empört man sich über die Unvorhersehbarkeit meiner Entscheidungen, und nicht selten werde ich als inkompetent verhöhnt. Niemand wird Verdacht schöpfen.

Unten auf der Straße schiebt ein Mann einen Schubkarren voll Sand. Ihm entgegen kommen drei junge Männer mit Schirmmützen. Sie bleiben stehen und blicken dem Schubkarren nach, als wäre Sand etwas Interessantes, dann lehnen sie sich mit jener angespannten Lässigkeit, wie man sie jenseits der zwanzig schon nicht mehr hat, an die Mauer und zünden sich gegenseitig Zigaretten an. Zwei Autos fahren vorbei, ein einzelnes folgt, dann wieder zwei – gleichmäßige Intervalle, es könnten Morsezeichen sein. Was, wenn das Universum lesbar wäre? Vielleicht steckt ja das hinter der erschreckenden Schönheit der Dinge: Wir bemerken, dass etwas mit uns spricht. Wir kennen die Sprache. Und doch verstehen wir kein Wort.

Wie schade, dass du mich nicht hörst, armer Heinrich. Menschen, die mit den Toten sprechen, behaupten gern, sie spürten, dass da jemand sei. Ich hatte dieses Gefühl nie. Sogar in dem unwahrscheinlichen Fall, dass du noch fortlebst, unsichtbar, frei von Gestalt und Last, sind dir unsere Angelegenheiten gleichgültig. Du stehst nicht neben mir an diesem Fenster, du blickst nicht über meine Schulter, und wenn ich mit dir rede, antwortest du nicht.

Also warum spreche ich mit dir?

Er verstand mich schon nicht mehr, als er noch am Leben war. Die letzten sechs Monate lag er fast nur noch im Bett, manchmal hatte er Wutanfälle ohne Grund, hin und wieder musste er leise lachen. Unterdessen malte ich *Ein französischer Film wird gedreht*, *Großer Gerichtstag* und *Marktszene bei Barcelona*. Zuweilen tauchte er hinter mir auf und sah zu. Die *Marktszene* interessierte ihn nicht: ein dramatischer Moment in einem Auktionshaus, das Publikum starrt gebannt zum Auktionator, der im Begriff ist, den Zuschlag für eine monochrom blaue Leinwand von Yves Klein zu erteilen. Über den *Gerichtstag* grinste er in sich hinein: eine zerknitterte Zeitungsseite, scheinbar herausgerissen aus dem Kunstteil der *New York Times*, realistisch abgebildet in allen Details, darauf rechts die hymnische Besprechung einer Billy-Joel-Biographie und links der Verriss eines Gedichtbandes von Joseph Brodsky. Nur *Ein französischer Film wird gedreht* machte ihn vor Freude glucksen: ein Altarbild, ganz unten die Beleuchter, Kabelträger und Statisten, eine Stufe höher ein Halbkreis von Kameralenten, darüber die in Verehrung erstarrten Schauspieler und ganz oben, flankiert von zwei erzengelhaft wuchtigen Produzenten, der Regisseur mit seiner Sonnenbrille. Ich mochte es nie, schon bei der Arbeit daran fand ich es platt, und auch technisch war es ohne Reiz, viel zu nahe an der simplen Karikatur, aber es wurde sein beim breiten Publikum bekanntestes Bild – nicht zuletzt, weil der Regisseur wie Godard aussah. Warsinsky verkaufte es für eine Million, vier Jahre später kaufte ich es für eineinhalb Millionen zurück, um es unter der Hand für drei Millionen an einen turkmenischen Sammler zu verkaufen. Ich hoffe, ich sehe es nie wieder.

Irgendwann stand er nicht mehr auf. Der Fernseher lief, er blieb im Bett und sprach leise vor sich hin. Meist erzählte er eine Anekdote aus seiner Jugend, immer wieder die gleiche: Ein Trinkgelage kam darin vor, eine Mutprobe unter Soldaten, eine Partie russisches Roulette. Ich hörte sie jeden Tag, während ich ihm Hühnersuppe einflößte, während ich ihm auf die Toilette half, während ich sein Kissen zurechtklopfte und ihn zudeckte wie ein Kind. Er wurde schmal, seine Augen wurden trübe, und mit einem Mal hatte er auch seine Anekdote vergessen. Oft saß ich an seinem Bett und dachte nach, ob der, den ich gekannt hatte, sich wirklich noch in diesem geschrumpften Wesen versteckte.

Denn es gab weiterhin klare Momente. Einmal fand ich ihn aufgerichtet, sein Kopf wandte sich mir zu, er schien mich wiederzuerkennen, und er fragte, wann wir nach Paris fliegen würden. Er gab mir den Rat, mich auch wieder meiner eigenen Malerei zu widmen. Das sagte er wirklich: *auch* wieder meiner eigenen. Danach versank er mit trügerisch weisem Schildkrötenlächeln in sich selbst, ein wenig Speichel lief ihm übers Kinn, und als ich die Laken wechselte, war sein Gesichtsausdruck so leer, als hätte er seit einer Ewigkeit nicht gesprochen.

Ein andermal fragte er unvermittelt nach seiner Kontonummer. Ich musste sie auf einen Zettel schreiben, denn er wollte bei der Bank anrufen, und als ich sagte, dass

das um zwei Uhr morgens unmöglich sei, begann er zu schreien, zu bitten und zu drohen. Als ich dann doch das Telefon brachte, wusste er schon nichts mehr damit anzufangen.

Oft vernahm ich seine Stimme im Traum. Wenn ich ihn nach dem Aufwachen neben mir schnarchen hörte, schien es mir für ein paar Minuten gewiss, dass er wirklich mit mir gesprochen hatte, aber wann immer ich mich daran zu erinnern versuchte, wusste ich nur noch, dass er mich um etwas gebeten und dass ich es ihm zugesagt hatte. Doch was es gewesen war, wusste ich nicht mehr.

Als er im Sterben lag, saß ich unsicher und peinlich berührt daneben und fragte mich, was der Moment von mir verlangte. Ich wischte seine Stirn ab, nicht weil es nötig gewesen wäre, sondern weil mir Stirnabwischen in dieser Situation passend erschien, und wieder wollte er mir etwas mitteilen: Seine Lippen formten Worte, aber seine Stimme gehorchte nicht, und als sich Papier und Stift gefunden hatten, war er zum Aufschreiben schon zu schwach. Für eine Weile starrten mich seine Augen an, als versuchte er, mit schierer Willenskraft Gedanken zu übertragen, aber es misslang, seine Augen brachen, sein Brustkorb senkte sich, und ich dachte: So sieht das aus, so ist es also, so geht es vor sich. So.

Seither kommen regelmäßig unbekannte Eulenböck-Bilder auf den Markt. In der Hand eines anderen Erben hätte alles eine unglückliche Wendung nehmen können, aber er hatte keine Familie. Keine Tante aus Übersee und kein entfernter Cousin tauchten auf, da war zum Glück nur ich.

Ich muss mich auf den Weg machen, die Betreuung eines Nachlasses ist ein vollwertiger Beruf. Heute habe ich noch ein Treffen zum Kaffee, ein Abendessen und ein zweites Abendessen vor mir: Besprechungen, Projekte, mehr Besprechungen. Zweifelnd sehe ich noch einmal auf die Straße hinunter, auf der sich die drei jungen Männer gerade in Bewegung setzen. Ein vierter, blond und in einem roten Hemd, kommt ihnen entgegen, und die drei umringen ihn.

Ich wende mich vom Fenster ab und betrachte *Urlaubsfoto Nr. 9*, als sähe ich es zum ersten Mal. Die Farben, die ich verwendet habe, sind über dreißig Jahre alt, die Leinwand ebenfalls: eine von mehreren, die ich noch zu Heinrichs Lebzeiten gekauft und in seinem Atelier abgestellt habe. Er hat sie damals berührt: Sollte je ein forensischer Experte sie untersuchen, wird er des Meisters Fingerabdrücke finden.

Ich schließe die Tür auf, gehe hinaus und schließe hinter mir ab. Der bessere Teil des Tages ist vorbei, der Rest wird Verwaltung und Gerede sein. Rumpelnd macht der Lift sich auf den Weg nach unten.

Ich trete auf die Straße. Herrje, ist das heiß. Die vier jungen Männer da vorne scheinen nur Schemen, die Helligkeit erschwert es, auf einen von ihnen den Blick zu heften. Ich muss es nur bis zur U-Bahn schaffen, dort unten wird es kühler sein. Ich wünschte, ich könnte ein Taxi rufen, aber leider gibt es keine Telefonzellen mehr. Manchmal wäre es von Vorteil, wenn ich ein Mobiltelefon hätte.

Etwas stimmt da nicht. Sie streiten sich. Die drei haben den Vierten in die Mitte

genommen, jetzt packt ihn einer an der Schulter und versetzt ihm einen Stoß, und ein anderer fängt ihn auf und stößt ihn zurück. Er ist eingeschlossen. Und ich muss an ihnen vorbei.

Inzwischen kann ich hören, was sie sagen, aber ich verstehe es nicht, die Worte ergeben keinen Sinn. Mein Herz klopft, doch seltsam: Plötzlich ist mir nicht mehr heiß, und mein Kopf ist klar. Das müssen sie sein, die uralten Mechanismen, aktiviert von naher Gewalt. Soll ich in die andere Richtung gehen oder meinen Weg fortsetzen, als wäre nichts? Es sieht aus, als ob sie mich nicht beachten würden, also gehe ich weiter auf sie zu. «Ich bring dich um!», ruft einer offenbar und stößt den in der Mitte wieder, und ein anderer ruft beim Zurückstoßen etwas, das wie «*Ich bring dich um!*» klingt, aber auch etwas anderes heißen könnte, und ich möchte dem in der Mitte zurufen, dass er es lassen soll, es sind drei, du bist einer, gib auf, aber er ist groß und kräftig und hat ein breites Kinn und – im Vorbeigehen werfe ich einen Seitenblick auf ihn – dümmlich leere Augen. Und weil es ja so nicht bleiben kann, dass man immer stößt und wieder stößt und nichts eskaliert, schlägt einer der drei mit der Faust zu und trifft den in der Mitte am Kopf.

Aber er fällt nicht hin. So läuft es wohl in Wirklichkeit nicht ab, dass einer gleich hinfällt. Er beugt sich nur vor und bedeckt das Gesicht mit den Händen, während der, der zugeschlagen hat, wimmernd seine Faust hält. Es könnte komisch aussehen, doch das tut es nicht.

Schon bin ich vorbei. Sie haben mich nicht beachtet. Ich höre einen Schrei hinter mir. Ich gehe weiter. Dreh dich nicht um. Noch einen Schrei. Einfach weiter. Und dann drehe ich mich doch um.

Meine elende Neugier. Sehen, alles sehen, also auch das. Jetzt stehen nur noch drei da, der in der Mitte ist verschwunden, wie durch ein Zauberkunststück, denke ich. Sie scheinen zu tanzen, einer vor, der andere zurück, und es vergehen ein paar Sekunden, bis mir klarwird, dass der in der Mitte nicht fort ist, sondern auf dem Boden liegt, und sie treten und treten und treten auf ihn ein.

Ich bleibe stehen.

Warum bleibst du stehen, frage ich mich. Verschwinde, damit sie in dir keinen Zeugen erkennen. Genau das schießt mir durch den Kopf: Sei kein Zeuge! Als hätte ich es mit der Mafia zu tun und nicht mit ein paar Halbwüchsigen. Ich blicke auf die Uhr, es ist kurz vor vier, und ich rede mir zu, dass ich schnell weitergehen muss, so etwas passiert sicher ständig, so etwas sieht man nun mal, wenn man ein Geheimatelier in der übelsten Gegend der Stadt hat.

Sie treten immer noch auf den am Boden ein. Von hier aus ist er nur ein gekrümmter Schatten, ein Bündel mit Beinen. Geh weiter, befehle ich mir, sei nicht neugierig, verschwinde! Also gehe ich. Schritt für Schritt – schnell, aber ohne zu rennen.

Nur ist es die falsche Richtung. Ich gehe wieder auf sie zu. Nie habe ich so stark

gespürt, dass ich nicht einer bin, sondern mehrere. Einer, der geht, und einer der dem, der geht, vergeblich befiehlt, umzukehren. Und ich begreife, dass ich nicht bloß neugierig bin. Ich werde mich einmischen.

Gleich bin ich bei ihnen. Es dauert länger, als ich erwartet habe, weil mit jedem meiner Schritte die Zeit langsamer wird: Ich durchmesse die Hälfte der Strecke, die mich von ihnen trennt, dann die Hälfte der verbliebenen Strecke und wiederum die Hälfte, wie die Schildkröte in der alten Geschichte – und mit einem Mal bin ich mir fast sicher, ich werde nie ankommen. Ich sehe ihre Beine mit den schweren Schuhen vor- und zurückschnellen, ich sehe ihre Arme sich heben und senken, ich sehe die vor Anstrengung verzerrten Gesichter, ich sehe, dass hoch oben eine Fernsehantenne leuchtet, ich sehe darüber ein Flugzeug, ich sehe einen farblosen Käfer, der winzig eine Asphalttritte entlangläuft, aber ich sehe weder Autos noch Passanten, wir fünf sind allein, und wenn nicht ich mich einmische, macht es keiner.

Jetzt wäre es wirklich gut, ein Telefon zu haben. Ich gehe immer noch. Die Hälfte der verbliebenen Strecke wird wieder eine Hälfte haben und diese wieder eine, und da verstehe ich, dass Zeit nicht nur unendlich lang ist, sondern auch unendlich dicht, zwischen einem Moment und dem nächsten liegen immer unendlich viele andere Momente; wie kann sie überhaupt vergehen?

Sie beachten mich nicht, ich könnte noch umkehren. Der Junge auf dem Boden hält die Arme über den Kopf, seine Beine sind angewinkelt, sein Oberkörper ist gekrümmt. Mir wird klar, dass das vielleicht der letzte Augenblick ist, in dem ich aus der Sache herauskönnte. Ich bleibe stehen und sage krächzend: «Lasst ihn doch!»

Sie beachten mich nicht. Noch immer könnte ich umkehren. Statt einer Antwort höre ich, wie der in mir, der nicht auf den hört, der ihn anfleht zu schweigen, laut wiederholt: «Lasst ihn doch! Hört auf!»

Sie beachten mich nicht. Was tun? Dazwischengehen kommt nicht in Frage, das kann wirklich keiner von mir erwarten. Erleichtert will ich mich schon umdrehen, aber genau jetzt halten sie inne. Alle drei, im selben Moment, als hätten sie es geprobt. Sie starren mich an.

«Was?», sagt der Größte von ihnen. Sein Gesicht ist verschattet von Bartstoppeln, er hat einen dünnen Ring in der Nase, auf seinem T-Shirt steht *bubbletea is not a drink I like*. Er keucht wie nach harter Arbeit.

Der neben ihm – auf seinem T-Shirt steht *MorningTower* – sagt ebenfalls, gedehnt und zittrig: «Was?»

Der Dritte starrt nur. Auf seinem T-Shirt ist ein grellrotes Y.

Der auf dem Boden liegt reglos und atmet schwer.

Jetzt kommt es darauf an. Jetzt muss ich das Richtige sagen, das rechte Wort finden, einen Satz, der alles entspannt, verbessert, auflöst, klärt. Es heißt ja, dass Angst einen schneller denken lässt, aber ich merke nichts davon. Mein Herz klopft, in meinen Ohren rauscht es, die Straße dreht sich langsam um sich selbst. Ich wusste nicht, dass man sich so fürchten kann, mir ist, als hätte ich mich noch nie im Leben

gefürchtet, als lernte ich das Fürchten erst jetzt. Gerade war doch alles noch in Ordnung, dort oben war ich, hinter einer Stahltür, umgeben von Sicherheit. Kann der Übergang sich wirklich so schnell vollziehen, kann das Schlimmste so nahe liegen? Und ich denke: Frag dich jetzt nicht so etwas, du hast die Zeit nicht, du musst das Richtige sagen! Und ich denke: Vielleicht gibt es Momente, in denen es keine richtigen Worte mehr gibt, Momente, in denen Worte nichts mehr bedeuten, in denen Worte zerfallen, in denen Worte nirgendwo hinführen, weil es einfach egal ist, was man sagt. Und ich denke: Hör endlich zu denken auf! Und ich denke ...

Da tritt *bubbletea is not a drink I like* auf mich zu und sagt noch einmal, aber nun anders betont, nicht mehr fragend, auch nicht überrascht, sondern als reine Drohung: «Was!»

«Er ist am Ende», sage ich. «Er kann sich nicht mehr rühren. Er ist fertig.» Gar nicht schlecht, denke ich, da ist mir ja doch etwas eingefallen. «Ihr seid viel stärker. Er hat keine Chance, das bringt doch nichts.»

«Wer bist denn du?»

Das kam nicht von *bubbletea is not a drink I like*, es kam von Y. Von ihm hatte ich es nicht erwartet. Er war mir harmlos vorgekommen, wie ein Mitläufer, ein Beistehender, fast ein Freund.

«Ich bin ...» Aber meine Stimme ist nicht zu hören. Ich räuspere mich, jetzt geht es besser. «... niemand.» Die alte Antwort des Odysseus, erprobt und bewährt in Situationen wie dieser. «Ich bin niemand!»

Sie starren.

«Wenn er stirbt, bekommt ihr lebenslänglich.»

Sofort wird mir klar, dass das ein Fehler war. Erstens wird er nicht sterben, und zweitens bekommt niemand unter zwanzig lebenslänglich. Ein Heer von Jugendanwälten, Jugendrichtern und Jugendberatern verhindert es, keinem wird mehr so früh das Leben ruiniert, das weiß ich von meinem Priesterbruder. Aber wenn ich Glück habe, wissen sie es nicht.

«Ihr macht euch unglücklich. Die Polizei ist bestimmt schon unter –»

Es setzt sich wieder zusammen: Straße, Himmel, Stimmen, schattenhafte Gestalten über mir, und ich auf dem Boden, an die Hausmauer gelehnt. Mein Kopf schmerzt. Ich muss ohnmächtig gewesen sein.

Bleib sitzen! Du hast genug getan. Bei allen Heiligen und allen Teufeln und aller Schönheit der Welt, bleib sitzen!

Ich stehe auf.

Wie eigentümlich: Normalerweise entpuppen Menschen sich in Gefahr als kleiner, mutloser, erbärmlicher, als sie es vermutet haben. So ist es normal, so gehört es sich, so erwartet man es von sich selbst. Man ist überzeugt davon, dass man sich bei erster Gelegenheit als Feigling erweisen wird. Und jetzt das. Iwan Friedland, Ästhet, Kurator, Träger teurer Anzüge, ist ein Held. Darauf hätte ich

verzichten können.

Ich komme auf die Beine. Mit der einen Hand stütze ich mich an der Mauer ab, mit der anderen rudere ich um Gleichgewicht. Diesmal muss ich gar nichts sagen – die pure Unverfrorenheit, die darin liegt, dass ich aufgestanden bin, genügt: Sie wenden sich nicht ab.

«Wer bist du denn?», fragt Y von neuem.

«Wenn ich das wüsste.» Aus so mancher schlimmen Lage hat man sich mit Witzen befreit.

«Bist du irre?», fragt Y.

Und *bubbletea is not a drink I like*, wie überrascht von dieser Erkenntnis, sagt: «Steck es ein, Ron. Der ist irre.»

Da fällt mir auf, dass sich etwas in *MorningTowers* Hand entfaltet hat, etwas Kleines und silbrig Böses. Jetzt ist die Lage ernst. Auch wenn ich dachte, sie wäre es zuvor schon gewesen – ich hatte unrecht, sie war es nicht. Jetzt ist sie es. «Wollt ihr ihn umbringen?», frage ich. Aber um ihn geht es gar nicht mehr.

«Ron!», sagt *MorningTower* zu *bubbletea is not a drink I like*. «Halt die Schnauze.»

«Nein, Ron!», sagt Y. «Du hältst die Schnauze.»

Es muss an meinem Verstand liegen, es kann nicht sein, dass sie alle den gleichen Namen haben. Übertrieben laut, um mein Herzklopfen zu übertönen, frage ich: «Wollt ihr Geld?»

Aber sie starren nur und sagen nichts, und ich habe das Gefühl, dass ich schon wieder einen Fehler gemacht habe. Der pochende Schmerz hinter meiner Stirn. Vielleicht sollte ich ihnen Geldscheine zeigen. Mein Jackett, aus dünnem Stoff geschneidert bei Kilgour in London, ist so nass, als wäre ich aus dem Wasser gestiegen. Ich führe die Hand zum Portemonnaie in meiner Innentasche, nehme wahr, dass ihre Blicke sich verändern, will die Bewegung schnell zu Ende führen, damit es keine Missverständnisse gibt, und merke, während meine Fingerspitzen schon das Leder der Brieftasche spüren, dass auch das falsch war: Y duckt sich, *bubbletea is not a drink I like* macht einen Satz rückwärts, *MorningTowers* Hand schnell vor, berührt mich und zieht sich wieder zurück, und während ich die Brieftasche hervorhole, schießt Schmerz durch meine Brust, meinen Kopf, meine Arme, strahlt flammend aus, durchdringt Asphalt, parkende Autos, Häuser, Himmel und Sonnenball, erfüllt die Welt, wird zur Welt, kehrt zurück, ist wieder in mir. Meine Brieftasche fällt zu Boden, aber ich flattere mit den Armen, kann das Gleichgewicht halten, falle nicht.

Ich sehe die drei an. Sie sehen mich an: ruhig, beinahe neugierig, als wäre ihre Wut mit einem Mal gestillt. Nicht dumm, nicht böse, bloß verwirrt. Mir scheint es, als ob *bubbletea* mich sogar anlächeln möchte. Ich versuche zurückzulächeln, aber es gelingt nicht, ich fühle mich sehr schwach. Y hebt meine Brieftasche auf, blickt sie fragend an und lässt sie wieder fallen. Dann laufen sie los. Ich blicke ihnen nach,

bis sie um die Ecke verschwunden sind.

Der Junge zu meinen Füßen bewegt sich. Er räkelt sich, stöhnt leise, streckt die Arme, dreht sich und versucht, auf die Füße zu kommen. Sein Gesicht ist geschwollen und blutig, aber dennoch sieht er gar nicht so schwer verletzt aus. Nein, er wird nicht sterben. Wahrscheinlich muss er nicht einmal ins Krankenhaus. Er rollt vornüber, stemmt sich mit den Ellenbogen gegen den Boden und steht schwankend auf.

«Alles in Ordnung», sage ich. «Nicht aufregen. Alles gut.»

Er sieht mich blinzelnd an.

«Alles gut», sage ich. «Alles gut.»

Er geht mit unsicheren Schritten zu meiner Brieftasche, hebt sie auf und blickt hinein. Sein rechtes Auge ist geschlossen, das Augenlid zuckt, Blut läuft ihm aus einem Ohr. Auf seinem roten T-Shirt steht gar nichts. «Scheiße», sagt er.

«Ja», sage ich.

«Dem Ron habe ich es letzte Woche gegeben. Jetzt haben sie mich erwischt, und ich war allein.»

«Ja», sage ich.

«Die kommen zurück», sagt er. «Die kommen, die kommen zurück, die kommen schon. Die kommen zurück.» Tief in Gedanken steckt er meine Brieftasche ein, dann wendet er sich ab und wankt davon.

Hat er gesagt, dass sie zurückkommen werden, hat er das wirklich gesagt? Vorsichtig, Schritt für Schritt, gehe ich über die Straße. Ich darf nicht hinfallen. Liege ich erst einmal, kann ich nicht mehr aufstehen. Jedes Einatmen sticht, und immer wenn ich auftrete, zucken Blitze aus Schmerz. Da vorne ist die Tür, da muss ich hin, dahinter wartet der Lift, da oben ist mein Studio, sicher hinter der sicheren Stahltür, da können sie nicht hinein, da ist es sicher, da bin ich in Sicherheit, wenn sie zurückkommen.

Die Straße ist so breit. Ich darf nicht ohnmächtig werden, es sind doch nur ein paar Schritte.

Und weiter. Er hat meine Brieftasche genommen!

Und weiter. Wenn sie wirklich alle Ron heißen, wird es nicht schwer sein, sie zu finden. Aber vielleicht haben sie das nur gesagt, um mich zu täuschen.

Und weiter. Kann es sein, dass die Hitze den Asphalt aufweicht, ist das möglich? Meine Schuhe sinken ein, und kleine Wellen laufen über die klebrige Masse.

Und weiter. Da, die Tür, der Schlüssel in meiner Hosentasche, der Schlüssel muss in die Tür, die Tür zum Schlüssel, aber ich bin noch immer nicht angelangt. Warum ist hier niemand? Kein Auto, kein Mensch an den Fenstern, aber vielleicht ist das gut so, denn wenn jemand hier wäre, könnten es auch die drei sein, er hat gesagt, sie kommen zurück. Die Tür. Der Schlüssel. Es muss der richtige sein, der für die Haustür, nicht der fürs Atelier, auch nicht der für meine Wohnung, denn dort bin ich

nicht, ich bin ja hier.

Und weiter. Nur ein paar Schritte noch. Ein paar noch. Und noch ein paar. Los. Noch ein paar. Ein paar Schritte. Der Schlüssel. Die Tür. Hier.

Er gleitet ab, schrammt übers Metall, das Schlüsselloch weicht aus, nach rechts, nach links, meine Hand zittert, aber ich kann es tasten, den Schlüssel hinein, umdrehen, die Tür geht auf, ins Haus, die Liftkabine, ich drücke den Knopf für den fünften Stock, die Kabine macht einen Ruck.

Ein Mann steht neben mir, eben war er noch nicht da. Er hat eine hässliche Zahnücke und einen zerbeulten Hut. Er sagt: «Jägerstraße 15b.»

«Ja», sage ich. «Das ist hier. Das ist die Adresse dieses Hauses. Jägerstraße 15b.»

«Jägerstraße 15b», wiederholt er. «Fünfter Stock.»

«Ja», sage ich. «Wir fahren in den fünften Stock.»

Schon sind wir angekommen, die Kabine hält, die Tür öffnet sich, der Mann ist nicht mehr da, ich steige aus; jetzt hängt alles davon ab, den zweiten Schlüssel ins Schloss zu stecken. Ich habe Glück, die Tür geht auf, ich trete ein und schließe hinter mir ab. Dann fasse ich den Riegel – kurz scheint es, als wolle er sich nicht bewegen, doch dann ruckt er quietschend seitwärts, und die Tür ist blockiert. Geschafft, ich bin in Sicherheit.

Ich will mich setzen. Der Stuhl steht an der anderen Wand, aber die Erleichterung gibt mir Kraft, ich gehe und gehe, und schließlich habe ich ihn erreicht. Am liebsten würde ich schlafen, lange und tief, bis alles besser ist.

Ich betaste meinen Bauch. Nass ist mein Hemd, mein Jackett, auch meine Hose, ich kann mich nicht erinnern, wann ich je so stark geschwitzt habe. Ich halte mir die Hand vor die Augen, sie ist rot.

Und da ist er wieder, mit seinem Hut und seiner Zahnücke, und noch während ich ihn sehe, ahne ich, dass er gleich wieder verschwinden wird.

«Geh zu deinem Bruder», sagt er, «hilf ihm. Jägerstraße 15b, fünfter Stock. Geh dorthin!»

Anstatt ihm zu antworten, dass nicht mein Bruder hier ist, sondern ich, blinzle ich in die Richtung von *Urlaubsfoto Nr. 9*, und dort ist er schon wieder und blickt von außen herein, kein schlechtes Kunststück, im fünften Stock auf dem Sims das Gleichgewicht zu halten! Ich kann es an seinen Lippen ablesen: *Jägerstraße 15b, fünfter Stock*, und ich möchte rufen: «Sie da, ich weiß, wo ich bin!», aber es ist mir zu anstrengend, und jetzt ist er auch schon wieder weg.

Mir ist kalt.

Tatsächlich, ich schlottere. Meine Zähne klappern, und wenn ich mir die Hand vor die Augen halte, sehe ich sie zittern. Heinrich kommt herein, mit Schnurrbart, Stock und Krücke, er tritt ans Fenster. Hinter seinem Kopf bewegt sich ein Flugzeug durch die Schlieren der Scheibe, wie ein Fischchen, das durch Wasser schwimmt, und schon sind wir beide auf einer Wiese, und ich bin kleiner, als ich eben noch war, und Papa und Mama sagen, dass ich Wasser trinken soll, und ich frage Papa, ob er nicht

gerade noch Heinrich gewesen ist, und er will wissen, ob ich wirklich keinen Durst habe, und ich sage: Doch, großen Durst, und etwas entfernt von mir sitzt Eric im Gras und sieht so dermaßen aus wie ich, dass mir ist, als wäre ich er. Ich grabe zwischen den Halmen, finde einen Regenwurm und hebe ihn auf, er windet sich über meine Handfläche, Papa beugt sich über meine Schulter, und das Gefühl von Sicherheit hält auch dann noch an, als ich mich umsehe, im Studio. Statt des Wurmes ist Blut auf meiner Hand, und Heinrich sagt: Du musst jetzt raus hier, sonst ist es zu spät.

Erinnerst du dich noch an Erics Anruf, frage ich. Er sagte, seine Sekretärin hat uns verwechselt, Martin und mich, sie hat den falschen angerufen. Erinnerst du dich?

Du musst hier wirklich raus, Iwan.

Wenn sie uns nicht verwechselt hätte, dann hätte ich ihn heute Mittag getroffen, und ich wäre nicht hergekommen, und das alles wäre gar nicht geschehen, ist das nicht kurios?

Sehr kurios, aber du musst hier raus. Sonst ist es zu spät.

Zu spät ... Wieso habe ich ihnen eigentlich nicht meine Uhr gegeben? Eine TagHeuer, viertausend Euro, vor zwei Jahren in Genf gekauft. Wenn ich sie ihnen gegeben hätte, hätte ich nicht in die Innentasche greifen müssen. Ich sehe auf die Zeiger. Zehn nach vier. Zehn nach vier. Zehn nach vier. Elf nach vier.

Schön und gut, sagt Heinrich, aber ich schlage vor, dass du aufbrichst.

Wohin?

Na hinaus.

Wohin?

Hauptsache hinaus.

Dort hinaus?

Irgendwo hinaus.

Er hat leicht reden, aber es stimmt, es war ein Fehler zurückzukommen. Dieses Haus steht leer, bis auf ein einziges Stockwerk, das Warenlager, aber auch dort habe ich nie einen Menschen gesehen. Auf Händen und Knien muss ich zur Tür, vorbei an *Urlaubsfoto Nr. 9* und den hämischen Kindern, quer über das Lichtviereck, das die Sonne auf den Boden wirft, ein paar Meter weiter ist schon die Tür, dort muss ich mich aufrichten, damit ich Klinke und Riegel erreiche, und draußen bin ich.

Also schiebe ich mich aus dem Stuhl, sinke auf den Boden und krieche los. Ich habe noch Kraft, es geht, ich werde es bis zur Tür schaffen. Erst einmal muss ich an den Schubladen vorbei, in der untersten, die ein wenig offen steht, sind die Pinsel, all meine Pinsel, aber ich weiß nicht, wie ich jetzt, genau jetzt, den richtigen finden soll. Es ist nicht leicht, es sind sehr viele, außerdem *suche* ich keinen Pinsel!

Aber was *suche* ich denn sonst?

Es wird mir einfallen. Bei den Schubladen. Kalt der Boden an meinen kalten Händen, rissig der Boden an meinen rissigen Händen, rau der Boden an meinen

rauen Händen, weiter. Ich darf nicht zu dem Bild sehen, damit ich den Kindern nicht auffalle, und ich muss dem hellen Viereck ausweichen.

Aber was war denn damit? Mit dem hellen Viereck, was war damit?

Ich weiß es nicht mehr. Hilf mir, mach die Tür auf, ich schaffe das mit dem Riegel nicht. Unten auf der Straße wird mich jemand finden, man wird einen Arzt rufen. Und wenn der Arzt fragt, was ich in dieser Gegend verloren habe? Aber warum soll er das fragen, was kümmert ihn mein Studio, was eine Handvoll falscher Bilder, die man nicht einmal falsch nennen kann, sie sind echt, die Fälschung bist du, armer Heinrich, hilf mir mit der Tür! Ich muss hinaus, bevor ich ohnmächtig werde.

Wenn du das weißt, weißt du doch auch, dass du hier allein bist.

Ja, das weiß ich. Und?

Iwan.

Ja?

Wenn du allein hier bist.

Ja?

Dann kann ich dir nicht mit dem Riegel helfen.

Nein?

Iwan.

Ja, ich verstehe. Ja. Dann muss ich. Weiter. Aber wenn ich unten bin und die drei kommen zurück, was mache ich? Können sie etwa herein, haben sie einen Schlüssel? Vielleicht haben sie mit der Briefftasche auch meine Schlüssel genommen.

Wenn sie ihn genommen hätten, dann wären doch sie jetzt hier und nicht du.

Wieso?

Weil du keinen Schlüssel hättest.

Aber was wollen sie denn hier?

Gute Frage. Vielleicht kriechst du lieber weiter.

Aber –

Es ist eilig.

Aber –

Es ist wirklich eilig, Iwan.

Nie ist mir aufgefallen, dass dieses Studio groß ist. Blickt man von hier unten zum Fenster, dann ist da viel mehr Himmel, viel mehr Blau als sonst. Ich vermute, dass es draußen noch immer heiß ist, aber ich spüre es nicht, mir ist kalt. Jetzt tut es wieder sehr weh. Müsste man nicht einatmen, wäre alles leichter, man kann es einschränken, aber ein klein wenig atmen muss man doch, das brennt wie Feuer. Es ist wohl der Schmerz, der mich wach hält. Denn ich bin so müde, und immer wieder wird es kurz dunkel, aber dann atme ich wieder ein, und im selben Moment tut es so weh, dass ich wach bin, verstehst du?

Iwan, ich bin nicht hier.

Das warst du nie. Seit dem Nachmittag beim Hypnotiseur. Immer anderswo. Aber

bist du gar nicht beeindruckt? Dein Sohn, der Held?

Ich werde nie davon erfahren, Iwan. Niemand wird das, wenn du es nicht bis zur Tür und nach draußen schaffst. Kriech weiter, verfang dich nicht im Gras.

Weißt du noch, wir beide im Sandkasten? Du hast Türme gebaut, und ich habe sie umgeworfen, und dann hast nicht du geweint, sondern ich, bis Papa gekommen ist und «Eric, hör auf!» gesagt hat, dabei bist du es gar nicht gewesen.

Das Gras ist so hoch. Aber wenn sie doch zurückkommen? Dort steht wieder der dürre Mann und rückt an seinem Hut und sagt: «Jägerstraße 15b, fünfter Stock!» Er hebt die Hände, um sich Gehör zu verschaffen, wippt nervös auf seinen Füßen. «Dort findest du ihn, dort ist dein Bruder!»

Nein, sage ich, ich bin dort, und das ist hier.

Aber er hört mir nicht zu, so eilig hat er es, die Information erneut loszuwerden: «Jägerstraße 15b, fünfter Stock!» Er hüpf und winkt, von seiner Ruhe ist nichts mehr übrig, tatsächlich verblasst er schon, und ich weiß, ich werde ihn nicht mehr sehen.

Eiskalt ist es, aber ich bin in Sicherheit. Die drei werden mich nicht finden. Die Tür ist versperrt, und selbst wenn sie den Schlüssel haben, ist das Gras zu dicht. Auf und ab steigt alles, vor und zurück, in Wellen alles, auf und ab. Dieses Haus steht nicht immerdar, und selbst das Blau dort draußen bleibt nicht immer blau. Nur ich bleibe, ich muss da sein, mich muss es geben, denn ohne mich wäre all das nicht, weil keiner es sähe. Der kalte Boden hart unter meiner Schläfe. Und ein Wiegen, als wäre ich wieder auf dem Boot.

Weißt du noch, als wir nach Tanger fuhren, du und ich und Mama und Papa, und die Fähre uns abends über die Meerenge trug? Sechs Jahre alt waren wir, und bei der Abfahrt in Algeciras war die Luft voll Blütengeruch und süßem Benzin, die Sterne ein Flimmern um den Kupfermond, und Papa trägt uns beide auf dem Arm, und Mama folgt uns, und auf dem Boden schläft ein dicker Kerl mit Bartstoppeln, den Mund weit offen, seine Brust hebt und senkt sich, und ich ahne, dass ich mich auch an ihn für immer erinnern werde, aber dann stach die Fähre in See, und die Küste wurde ein Lichtflimmern, und neben uns die bleichen Felsen und die Geräusche der Wellen, und alle vier gehören wir zusammen, das wird nie anders sein, und ich weiß, während ich den Kopf auf seine Schulter lege, dass ich gleich einschlafen werde, obwohl ich nicht einschlafen will, Nacht auf allen Seiten, nur die Sterne sehr nah über uns, mehr davon als je, bald wird Afrika auftauchen, nur hat mich jetzt der Schmerz beim Einatmen wieder daran erinnert, dass der Boden so hart ist, und kalt ist es auch wieder, immer geht es auf und ab, und ich denke daran, wie aufgeregt wir beide am ersten Tag gewesen sind, natürlich hat man uns nebeneinandergesetzt, es sollten ja alle merken, dass wir gleich aussehen, und die Eltern stehen hinten an der Wand, und die Lehrerin sagt, seid ihr eigentlich einer oder zwei, und die Frage kommt mir so schwierig vor, dass ich mich zu Papa und Mama umdrehe, aber die

lächeln und schweigen, als wollten sie uns bedeuten, dass wir von jetzt an selbst antworten müssen, und schau, dort flattert ein Vogel am Fenster vorbei, ich sehe nicht ihn, nur seinen Schatten im hellen Viereck, ich habe noch nie einen Vogel so langsam fliegen sehen, bald werden wir in Afrika sein, und dann ist es wieder Morgen, ich könnte ihm ja auch hinterher, ich möchte so gerne wissen

Jahreszeiten

1

Der blühende Apfelbaum stand nahe an der Mauer, man konnte durch die Fenster ins Haus blicken. Im unteren Stockwerk waren der Salon, das Wohnzimmer, das ehemalige Medienzimmer, das jetzt leerstand, und die Bibliothek. Wenn man höher kletterte, sah man durch das Oberlicht in die Eingangshalle und von noch weiter oben direkt ins Arbeitszimmer mit dem Schreibtisch und dem hellen Fleck, wo vor kurzem noch das Strichmännchen gehangen hatte. Wer dann noch Kraft hatte, konnte weiterklettern bis aufs Dach.

Allein hätte Marie sich nicht dort hinaufgewagt, aber mit Georg und Lena war es möglich, denn wenn man zu dritt war, wollte keiner feige sein, und manchmal kam auch Jo mit. Man musste einen Fuß in die Astgabel setzen und den anderen auf die Oberkante des Fensterladens, und dann war es ganz wichtig, nicht nach unten zu sehen. Bloß nicht nachdenken, sondern sich innerlich verschließen, sonst spürte man die Tiefe im Magen, der Schweiß brach einem aus, Angst schoss durch die Glieder, und man hing wie ein Sack. Richtig war es, das Blech der Regenrinne zu fassen, Schwung zu nehmen, ein Knie gegen die Mauer zu drücken und sich nach vorne abzurollen, so konnte man die Finger zwischen die Dachziegel schieben und sich hinaufziehen. Dort saß man dann, den Rücken gegen die Schräge gepresst, die Fersen in der Regenrinne, und konnte über die Baumwipfel und das Dach des Hauses, in dem Georg wohnte, bis zur übernächsten Straße sehen. Am Himmel trieben zerfranste Wolken, an denen der Wind zog und zerrte und riss. Sobald die Wolken sich aufgelöst hatten, stand die Sonne feuergrößer da – selbst wenn man die Lider zukniff, brannte sie noch in den Augen.

Georg erzählte oft davon, dass sein Vater Polizist war und er daheim mit der Pistole spielen durfte, aber so oft er es auch ankündigte, er zeigte sie ihnen nie. Er erzählte auch Geschichten über Räuber, Mörder, Betrüger und Krokodile. Ein Krokodil konnte stundenlang reglos liegen, es sah dann aus wie ein Baumstamm, aber plötzlich schnappte es zu. Er war in Afrika gewesen, auch in China, in Barcelona und in Ägypten.

Sie sprachen darüber, was wohl mit Iwan geschehen war. Vielleicht war er nach Amerika gefahren. Leute reisten oft heimlich nach Amerika, ein Schiff brachte sie hinüber, manchmal auch ein Flugzeug, dort trugen sie Hüte und Stiefel.

«Oder vielleicht China», sagte Lena.

«China ist zu weit weg», sagte Marie. «Außerdem sprechen sie dort Chinesisch.» Sie spürte die Sonne auf ihrer Haut, sie hörte das Rauschen des Apfelbaumes und das leise Brummen einer Hummel an ihrem Ohr.

«Kann er nicht Chinesisch lernen?», fragte Georg.

«Niemand lernt Chinesisch», sagte Marie, denn es war zu schwierig, es hatte keinen Sinn, wie sollte man aus diesen Strichen Worte lesen? Was, wenn auch die Chinesen nur so taten, als könnten sie es? Das war doch möglich. Sie tat ja auch so, als ob sie verstünde, was ihr Vater meinte, wenn er ihr wieder einmal sagte, dass die große Krise ihn gerettet habe.

«Und wenn er tot ist?», fragte Georg.

Marie zuckte die Achseln. Wie warm die Ziegel waren. Man hätte einschlafen können, aber das durfte nicht passieren, schließlich musste man die Fersen immer fest in die Regenrinne stemmen, um nicht die Schräge hinabzurutschen. «Wenn er tot ist, hätte man ihn gefunden.»

«Er könnte im Wald sein», sagte Georg.

«In was für einem Wald?»

«Im Wald eben. Wo Wölfe sind.»

Die Hummel ließ sich irgendwo nieder, wartete kurz und flog wieder auf. Marie blinzelte. Eine Wolke sah aus wie ein Fahrrad, auf dem ein dicker Mann saß, der einen Hut hatte, aber keinen Kopf.

«Geht der Raum da oben immer weiter?», fragte Lena. «Oder hört er irgendwo auf?»

«Vielleicht gibt es eine Wand», sagte Marie.

«Aber selbst wenn», sagte Georg. «Man kann immer weiter fliegen. Man könnte ein Loch in die Wand machen. Es kann nicht zu Ende sein. Es kann *nie* zu Ende sein.»

«Aber wenn die Wand fest ist», sagte Lena. «Ganz, ganz fest?»

«Könnte man immer noch ein Loch machen», sagte Georg.

«Die festeste Wand der Welt?»

«Dann stell dir vor, du hast die spitzeste Spitze.»

Eine Weile sagten sie nichts. Das Gebrumm der Hummel wurde höher, tiefer und wieder höher.

«Der Matthias ist eigentlich blöd», sagte Lena dann.

«Stimmt», sagte Georg.

«Warum denn?», fragte Marie.

«Marie und Matthias», sang Lena. «Matthias und Marie. Marie und Matthias. Matthias und Marie.»

«Wann ist Hochzeit?», fragte Georg.

Ohne die Augen zu öffnen, ballte Marie die Faust und schlug zu. Sie traf so genau die Mitte seines Oberarms, dass Georg aufschrie. Marie mochte Matthias auch nicht

besonders, und natürlich wussten die beiden das. Es war nur das übliche Gerede auf dem Dach.

Einmal hatte Mama sie beim Hinunterklettern erwischt. Sie hatte sich furchtbar aufgeregt, Georg und Lena hatten eine Weile nicht mehr zu Besuch kommen dürfen, auch Jo und Natalie nicht, obwohl Natalie noch nie auf dem Dach gewesen war. Marie hatte fest versprochen, etwas so Gefährliches nie wieder zu tun, aber sie hatte die Finger in der Hosentasche gekreuzt, damit es nicht galt, und zum Glück hatte Mama es bald wieder vergessen. Mama vergaß schnell. In letzter Zeit war sie selten zu Hause, Kostüme mussten probiert und Leute getroffen werden, auch zu telefonieren hatte sie viel, und regelmäßig musste sie sich mit dem Scheidungsanwalt beraten, einem höflichen Herrn mit Bart, großen Ohren und Robbenaugen.

Zweimal in der Woche kam ihr Vater und nahm sie in den Zoo oder ins Kino mit. Sie interessierte sich nicht besonders für Tiere, und die Filme waren immer falsch ausgewählt – er begriff einfach nicht, was man mit elf Jahren sehen wollte. Manchmal besuchte sie ihn auch im Pfarrhaus. Es war ein Geheimnis, dass er dort wohnte, sie durfte es niemandem erzählen, nicht den Großeltern, nicht Ligurna, keinem in der Schule und vor allem nicht Mama.

Im Pfarrhaus roch es nach Mottenkugeln und Essen. Ihr Vater schlief auf einer Couch neben dem Fernseher unter einem Bild, auf dem Jesus aussah, als hätte er Zahnweh. Er trug immer Jeans und ein rot kariertes Hemd, manchmal trug er auch eine Schirmkappe, auf der *I Love Boston* stand. Als sie ihn gefragt hatte, wann er das Hemd denn wasche, hatte er irritiert geantwortet, er habe noch zwei andere, die genauso aussähen. Er besaß keinen Computer mehr, kein Telefon, kein Auto und nur ein einziges Paar Sportschuhe. Sie hatte ihn noch nie so gut gelaunt erlebt.

«Die Krise!», rief er, als sie durch den Zoo gingen. «Niemand hat es geahnt. Es ist wie der Weltuntergang. Noch vor acht Monaten wusste keiner davon!»

Sie blieben stehen. Ein Gnu erwiderte mit leeren Augen Maries Blick.

«Die Immobilienderivate. Wenn man das vorhergesehen hätte! Milliarden hätte man machen können! Hat aber keiner vorhergesehen. Die Kurse sind im freien Fall, die Banken können selbst kein Geld leihen.» Er klatschte in die Hände. «Und jeder weiß es, alle reden ständig davon, keiner wundert sich, verstehst du? Keiner hat Fragen! Verstehst du?»

Marie nickte.

Er ging in die Hocke. «Alle verlieren Geld», sagte er ihr ins Ohr. «Alle verlieren alles, verstehst du?»

Marie nickte.

«Niemand fragt jetzt nach seinem Geld. Man erwartet geradezu, dass es verloren ist, man rechnet damit, weil alle verlieren. Es ist ein Wunder. Kein Klient fragt, wo seine Einlagen geblieben sind.»

Marie wusste, wie man dreinblicken musste, damit es so schien, als ob man verstünde. Sie benutzte diesen Blick in der Schule, oft reichte er schon für gute Noten. Sie setzte ihn auch immer dann ein, wenn es ihrem Vater einfiel, ihr wichtige Dinge zu erzählen. Er war der Meinung, dass sie einander ähnlich waren und dass sie ihn besser verstand als irgendjemand sonst.

«Marie», sagte er. «Du verstehst mich besser als irgendjemand sonst.»

Hilfesuchend blickte sie zum Gnu.

«Wenn man zum Beispiel ... Nur ein Beispiel, Marie! Wenn man Verluste gemacht hat, und man hat darauf gewartet, dass ... Aber plötzlich stellt niemand mehr Fragen!»

«Gehen wir zu den Tigern?»

Er sprang auf und klatschte wieder in die Hände, so laut, dass eine Frau, die einen Kinderwagen vorbeischoob, ihn vorwurfsvoll ansah. «Und Klüssen liegt im Krankenhaus! Das kann dauern, er könnte sterben, wer weiß! Mit dem Sohn werde ich schon fertig. Wer hätte das kommen sehen!»

Er legte ihr die Hand auf die Schulter und schob sie vorwärts. Es wunderte sie nicht, dass sie zum Ausgang gingen. Auch heute würde sie die Tiger nicht sehen. Ihr Vater ging nie zu den Tigern.

«Endlich!», rief Georg, als er sie zurückkommen sah. Er hockte auf dem Gartenzaun, auf dem Kopf trug er seine Robin-Hood-Kappe, er hatte einen Köcher umgeschnallt, und in der Hand hielt er einen Bogen. Ihm war offenbar sehr langweilig gewesen.

«Sind die scharf?», fragte ihr Vater.

«Spitz. Nicht scharf, spitz. Nein, die sind gar nicht spitz.»

«Die sehen spitz aus.»

«Sind sie aber nicht.»

Er schwieg ein paar Sekunden, bevor er sagte: «Mit spitzen Pfeilen dürft ihr nicht schießen. Das ist zu gefährlich.»

«Die sind nicht spitz», wiederholte Georg.

«Wirklich nicht!», sagte Marie.

«Stimmt das auch?»

Beide nickten, Georg legte sich sogar die Hand aufs Herz. Aber ihr Vater sah es nicht, weil er zerstreut zur anderen Straßenseite blickte.

«Das Haus habe ich nie gemocht.»

«Ich auch nicht», sagte Marie.

«Warst du mal im Keller?»

«Es gibt einen Keller?»

«Nein. Gibt es nicht, und du gehst auch nicht hinunter!»

«Ist das wahr, dass Sie alles Geld verloren haben?», fragte Georg.

«Die Krise. Völlig unerwartet. Keiner hat sie kommen sehen. Siehst du dir die Nachrichten an?»

Georg schüttelte den Kopf.

«Weißt du, was Derivate sind?»

Georg nickte.

«Und was *mortgage backed CDOs* sind, weißt du das auch?»

«Ja.»

«Wirklich?»

Georg nickte.

«Passt mit den Pfeilen auf.» Noch einmal sah er besorgt zu dem Haus hinüber, dann strich er Marie über die Wange und ging.

«Die sind wirklich nicht spitz!», rief Georg ihm hinterher.

«Versprochen!», rief Marie.

Während sie ihrem Vater nachsah, fiel ihr wieder Iwan ein. Erst vor kurzem hatte sie verstanden, dass sich das Rätsel vielleicht nie lösen würde. Nie, das hieß: jetzt nicht und auch nicht später und auch nicht viel, viel später, ihr ganzes Leben lang nicht und auch nicht danach. Sie musste oft daran denken, wie er ihr einmal im Museum erklärt hatte, warum Künstler hässliche Sachen wie alte Fische, faule Äpfel oder gekochte Truthähne malten: weil es ihnen nämlich nicht um die Gegenstände gehe, sondern ums Malen der Gegenstände, weil sie also – und hier hatte er sie ernst angesehen und leise gesprochen, als ob er ein Geheimnis verriete – das Malen selbst malten. Dann hatte er sie gefragt, ob sie das verstanden habe, in dem gleichen Ton, in dem ihr Vater ihr immer diese Frage stellte, und sie hatte so genickt, wie sie immer nickte. Ihr Onkel war ihr stets ein wenig unheimlich gewesen, weil er ihrem Vater so ähnlich sah und dessen Stimme hatte und trotzdem ein anderer war. Es gab schon seltsame Dinge. Leute malten Fische, um das Malen zu malen, Fahrräder kippten um, wenn man sie auf ihre zwei Räder stellte, waren aber auf diesen Rädern ganz stabil, wenn man losfuhr, es gab Menschen, die genau wie andere Menschen aussahen, und manchmal verschwand jemand einfach so an einem Sommertag aus der Welt.

«Getroffen!» Georg reichte ihr den Bogen. Drüben, auf der anderen Seite des Gartens, steckte ein Pfeil zitternd in der Zielscheibe. «Aber Vorsicht, sie sind sehr spitz!»

Eine Weile schossen sie abwechselnd. Obwohl es kein großer Bogen war, war er schwer zu spannen; manchmal traf Marie, aber öfter ging es daneben. Georg hatte mehr Übung. Bald schmerzten ihre Finger von der Bogensehne.

Lena kam vorbei, kletterte auf den Zaun und sah ihnen zu. Ihre Mutter hatte sie für eine Stunde fortgeschickt. Ein Mann mit einer teuren Lederjacke, erzählte sie, sei gekommen, er habe ihr Schokolade mitgebracht.

Georg schoss und traf, Marie schoss und traf nicht, Georg schoss und traf nicht, Marie schoss und traf nicht, Marie schoss und traf nicht, Georg schoss und traf nicht, Marie schoss und traf, im Nebenhaus öffnete sich ein Fenster, und eine Frau rief, das

seien doch hoffentlich keine spitzen Pfeile. Alle drei schworen, es seien keine.

Allmählich machte die Dämmerung das Zielen schwierig. Der Baum schien größer als zuvor, aber seine Konturen verschwammen, und es fiel immer schwerer, ihn ins Auge zu fassen. Marie zielte noch einmal, und der gespannte Bogen zitterte, denn ihr Arm war schon erschöpft. Sie hielt die Luft an. Der Moment dauerte und dauerte, als könnte sie mit dem Bogen die Zeit anhalten. Und er dauerte immer noch. Dann ließ sie los. Der Pfeil zeichnete seine Bahn in die Dämmerung, streifte den Stamm und verschwand im Gras.

Sie verabschiedete sich von Lena und Georg und ging über die Straße. Woher kam es, dass der Abend anders roch als der Morgen? Auch der Mittag hatte seinen eigenen Geruch. Aus einem Busch flog der Schatten eines Vogels auf, sie zuckte zurück: ein Flattern, ein Krächzen und Wirbeln, schon war er über ihr, schon in der Höhe verschwunden. Sie legte den Kopf in den Nacken. Wenn Iwan wirklich tot war, dann war er jetzt auch dort oben, und die Wolken behinderten nicht seinen Blick, weil für die Toten alle Dinge durchsichtig waren.

Der Kiesweg knirschte unter ihren Schuhen. Durch das Küchenfenster sah sie Ligurna in einem Kochtopf rühren, das Telefon festgeklemmt zwischen Wange und Schulter. Das Fenster war gekippt, es wäre ein Leichtes gewesen zuzuhören. Aber normalerweise lohnte sich das nicht, bei den Erwachsenen ging es selten um etwas Interessantes. Sollte sie noch einmal auf den Baum klettern? Nicht bis aufs Dach, das traute sie sich allein nicht, aber vielleicht bis ans Fenster des Arbeitszimmers? Dann schien es ihr doch zu gefährlich. Im Dunkeln sah man die Zweige nicht gut, man konnte fallen, und wenn unerwartet eine Hexe im Baum saß, war man ihr hilflos ausgeliefert.

Sie ging durch die Halle, die Treppe hinauf, ins Esszimmer. Hier stand schon ihr Teller: ein Stück braunrotes Fleisch mit Sauce, etwas Reis, ein Häufchen Erbsen, daneben eine Glasschüssel mit Pudding. Sie befühlte das Fleisch. Warm, weich und faserig fühlte es sich an, lebendig und tot zugleich. Sie öffnete das Fenster und warf es hinaus. So machte sie es oft. Draußen würde es wohl ein Tier holen, jedenfalls war es nie vorgekommen, dass Essen, das sie abends hinausgeworfen hatte, am nächsten Morgen noch da war. Stehenlassen durfte sie nämlich nichts. Wenn sie zweimal hintereinander nicht aufaß, erzählte Ligurna es Mama, und die kam dann, nahm ihre Hand und fragte, ob sie Sorgen habe, ob etwas sie bedrücke, ob es etwas gebe, das sie ihr nicht erzählen wolle.

Natürlich gab es das, denn es tat gut, Geheimnisse zu haben. Mama wusste nichts von dem Geld, das Marie im Kinderzimmer versteckt hatte: dreihundertzwanzig Euro, gefaltet und klein gepresst, unter dem Fuß ihres Bettes. Ein Teil war von ihrem Taschengeld, ein Teil stammte aus Großvaters Brieftasche, die er immer achtlos im Flur ablegte. Wichtig war es, nie zu viel zu nehmen, höchstens zwanzig, nie einen Fünfiger. Sobald fünfzig Euro fehlten, fiel das den Erwachsenen auf, weniger bemerkten sie nicht. Mama wusste auch nicht, dass die Brosche, die sie so lange

gesucht hatte, neben dem Apfelbaum eingegraben war; Marie und Lena hatten Schatzsuche gespielt und dann die Stelle nicht mehr gefunden. Und dass Marie schon zweimal ihre Unterschrift auf Entschuldigungsschreiben nachgemacht hatte, um mit Georg angeln zu gehen, wusste sie auch nicht. Leider hatten sie keinen Fisch gefangen, weil keiner von ihnen es über sich gebracht hatte, auf den Haken einen Wurm zu spießen.

Außerdem wusste Mama sehr wenig über dieses Haus. Manche Dinge konnte man ihr nicht erklären.

Vor zwei Monaten war Marie von der Schule gekommen, hatte ihre Tasche abgestellt und sich rücklings auf den Teppich gelegt, um dem Regen zuzuhören. Manchmal hatte sie die Hände gehoben, ein Auge zugekniffen und, vor dem Weiß der Zimmerdecke, die Umrisse ihrer Finger betrachtet. Sie hatte Lena und Georg angerufen, aber beide waren nicht zu Hause gewesen, dann hatte sie es bei Natalie versucht, die schon ein eigenes Telefon hatte, aber auch die hatte nicht abgehoben. Also war sie ins oberste Stockwerk gegangen. Es gab da oben einen Raum voller leerer Koffer; früher hatte Marie sie stundenlang auf- und zumachen können, hatte Freude daran gehabt, sich hineinzusetzen und vom einen in den anderen zu klettern, aber wenn man elf war, war das nicht mehr aufregend. Im Zimmer daneben standen Schränke mit Bettwäsche, Handtüchern und allerlei besticktem Zeug, dort hatte sie sich eingeschlossen und einige Zeit dem Prasseln auf dem Dach gelauscht. Dann war sie wieder in den Flur gegangen und hatte die Tür zur kleinen Kammer nebenan geöffnet. Ein Tisch und ein Stuhl standen darin, an den Wänden waren uralte Tapeten mit verblichenen braunen Rechtecken. Das Fenster war schmutzig, offenbar putzte Ligurna hier nie. Marie hatte eigentlich hineingehen wollen, aber dann hatte sie vorsichtig die Tür geschlossen und war nach unten gegangen. Erst in ihrem Zimmer, als sie sich an den Tisch gesetzt, die Schreibtischlampe angeknipst und ihr Rechenheft aufgeschlagen hatte, war ihr vor Schreck eiskalt geworden. Jemand hatte am Tisch gesessen – vorgebeugt, den Kopf zur Tür gedreht, die Ellenbogen aufgestützt, die Hände tief in den Haaren vergraben. Sie hatte das gesehen, aber nicht gleich begriffen; erst in der Erinnerung war es deutlich geworden. Bloß das Gesicht hatte ihr Gedächtnis nicht aufbewahrt. Wie sollte man seinen Eltern so etwas erklären? Nicht einmal Ligurna hätte es geglaubt.

Sie aß die Erbsen, den Reis und den Nachtisch, ging dann zu Mamas Zimmertür, klopfte und trat ein.

«Warum klopfst du nicht?» Mama lag auf dem Bett und lernte Text. «Na komm, setz dich. Hörst du mich ab?» Sie hielt Marie die Blätter hin.

Es waren nur drei Seiten. Auf der ersten stand:

7/4 INNEN, TAG – ELKES WOHNUNG
Elke und Jens nebeneinander am Tisch.

ELKE Es kann so nicht weitergehen, Jens.

Jens schüttelt sorgenvoll den Kopf.

ELKE (cont'd) Du weißt das, und ich weiß das.

JENS Und Holger weiß es auch.

ELKE Sprich nicht von Holger.

JENS Wie soll ich nicht von ihm sprechen? Er steht zwischen uns.

ELKE Er ist mein Mann. Der Vater meiner Kinder.

JENS Und was bin ich?

Elke sieht ihm in die Augen.

ELKE Du bist alles, Jens.

«Elke ist eine widersprüchliche Frau», sagte Mama. «Manchmal fühle ich mich ihr nahe, dann wieder ist sie mir fremd.»

«Wieso gibt es die Welt?», fragte Marie.

«Elke will frei sein. Das ist das Wichtigste für sie. Aber sie spürt auch ihre Verantwortung. Sie versucht, in diesem Widerspruch zu leben.»

«Gott hat sie geschaffen, aber woher kommt Gott? Hat er sich selbst geschaffen?»

«Habe ich dir schon erzählt, wer den Jens spielt?»

«Wenn man sagt, Gott hat alles geschaffen, ist das überhaupt keine Erklärung.

Wieso *gibt* es etwas?»

«Wieso es etwas gibt?»

«Ja, wieso?»

«Mirso Kapus.»

«Was?»

«Das heißt <wie bitte>. Mirso Kapus spielt die Hauptrolle. Du kennst ihn vom Fernsehen.»

«Ich sehe nicht fern. Ich sehe DVDs. Lenas Cousin hat uns gestern *StarWars* gebrannt.»

«Man kann gar nicht sagen, warum es die Welt gibt, die Welt braucht keinen Grund. Mirso Kapus hat den großen Fernsehpreis bekommen.»

«Es wäre viel einfacher, wenn es nichts gäbe.» Marie kroch unter die Bettdecke.

«All die Leute und Autos und Bäume und Sterne. All die Ameisen und Bären und der viele Sand in der Wüste und der Sand auf anderen Planeten und das Wasser und Georg und die Chinesen und alles andere. Das ist so viel!»

«Elke kann sich entwickeln. Die Geschichte kann in die unterschiedlichsten Richtungen gehen.»

Es war nicht ganz dunkel unter der Decke, ein wenig Licht drang herein. «Kann ich hier schlafen?»

«Nicht heute. Ich muss lernen.»

«Aber es sind nur drei Seiten.» Marie hob die Decke etwas an, damit sie besser

atmen konnte. Durch den Spalt sah sie Mamas Schminktisch mit dem Spiegel, sie sah das Bild mit dem Teddybären, das bis vor kurzem bei ihrem Vater gehangen hatte, und sie sah eine Ecke des Fensters.

«Drei Seiten oder zwanzig oder hundert, darauf kommt es nicht an», sagte Mama gereizt. «Man muss eine Rolle erfassen. Man muss eine Haltung finden!»

Marie schloss die Augen. Ihre Glieder kamen ihr schwer vor. Sie hörte Mama «Er ist mein Mann» murmeln, «der Vater meiner Kinder. Er ist mein Mann. Der Vater meiner Kinder». Dann musste sie für eine Weile eingeschlafen sein, denn Mama rüttelte sie sanft, und schon tappte sie an ihrer Hand durch den Flur. Im Kinderzimmer zog Mama ihr Hemd, Hose und Unterwäsche aus, streifte ihr den Pyjama über, legte sie hin, deckte sie zu, gab ihr einen Kuss, sodass die Haarspitzen auf ihrer Wange kitzelten. Die ganze Zeit über dachte Marie daran, dass sie sich nicht hatte die Zähne putzen müssen, Mama hatte es vergessen, manchmal hatte man Glück. Dann schloss sich die Tür, sie war allein.

An der Decke glommen die blassen Lichtflecken der Straßenlaterne. Sie hörte den Apfelbaum an der Mauer kratzen. Sie hörte den Wind. Sie zog sich die Decke über den Kopf, jetzt hörte sie nur noch das Rascheln des Stoffs, aber wenn man ruhig lag, wirklich ganz ruhig, ohne zu atmen, dann hörte man gar nichts mehr, dann war da keine Welt und fast keine Marie. So ungefähr musste es sich anfühlen, ein Stein zu sein und dazuliegen, während die Zeit verging. Ein Tag, ein Jahr, hundert Jahre. Hunderttausend Jahre. Hundertmal hunderttausend Jahre.

Dabei war ein Tag schon lang. So viele Tage noch bis zu den Sommerferien, so viele mehr bis Weihnachten und so viele Jahre, bis man erwachsen war. Jedes davon voller Tage und jeder Tag voller Stunden und jede Stunde eine Stunde lang. Wie sollten die vergehen, wie hatten es alte Leute nur geschafft, alt zu werden? Was tat man mit so viel Zeit?

2

Die Bäume waren schon bunt, aber das Laub fiel noch nicht. Marie kam von der Schule, den Rucksack über der Schulter, ihr Telefon in der Hand, als sie sah, dass ein Mann am Gartentor wartete.

«Marie?»

Sie nickte.

«Hast du Zeit?»

Arthur war groß und blass und stand ein wenig zur Seite geneigt, als hätte er Rückenschmerzen, seine Haare waren sehr unordentlich. Er hielt ihr die Autotür auf, die Sitze rochen nach frischem Leder, auf dem Boden lag weder Schmutz noch das kleinste Stück Papier.

Zwei Monate waren vergangen, seit Marie seinen Brief bekommen hatte. Es war der erste richtige Brief in ihrem Leben gewesen, Ligurna hatte ihn einfach so neben ihren Teller gelegt, als wäre das nichts Besonderes. Aber Ligurna interessierte sich ohnehin kaum mehr dafür, was bei ihnen vorging: Seit Mama ihr gekündigt hatte, schmeckte das Essen noch schlechter als früher, und auf den Regalen sammelte sich Staub. Sie würden auch das Haus nicht mehr lange halten können, hatte Mama gesagt, sogar mit Hilfe der Großeltern sei es zu teuer. Mama fand das traurig, aber Marie war es recht. Sie hatte das Haus nie gemocht.

In dem Kuvert war nur ein einziges Blatt gewesen, beschrieben in einer erstaunlich lesbaren Handschrift. Bedauerlicherweise, schrieb Arthur, seien sie einander noch unbekannt, aber sie könne ihm jederzeit eine Nachricht schicken. Darunter stand eine E-Mail-Adresse, darunter seine Unterschrift.

Lieber Arthur, hatte sie geantwortet, danke für deinen Brief, das ist Marie, geht es dir gut? Das ist meine Mailadresse. Mit freundlichen Grüßen, Marie.

Eine Woche später war Antwort gekommen. Er wollte wissen, an welchem Tag sie Geburtstag hatte, in welche Klasse sie ging und ob gern oder ungern, neben wem sie saß, wie ihr dümmster Lehrer hieß, welche Fernsehsendung sie sehr und welche sie gar nicht mochte, ob sie gern rechnete, was sie über ihren Vater dachte, was über ihre Mutter, was über Iwan und Martin, welche ihre Lieblingsfarbe war, ob Regen sie niedergeschlagen machte, wie oft sie über Iwans Verschwinden nachdachte, ob sie fand, dass man Tiere essen durfte, ob sie Mittwoch für einen besseren Tag hielt als Montag und, wenn ja, ob immer oder nur manchmal, und ob sie der Meinung war, dass man besser einem König gehorchen sollte, einem Präsidenten oder überhaupt niemandem. Er befragte sie zu Luftballons und Büchern, er befragte sie zu Teddybären und Puppen, er befragte sie zu ihren Freunden. Er fragte, warum sie seine Fragen bis zu dieser Stelle überhaupt beantwortet hatte, oder falls nicht, warum sie sie nicht hatte beantworten wollen, er bat sie, sich nicht zum Antworten gedrängt zu fühlen, bedankte sich für ihre Antworten und schloss mit einem knappen Gruß, ohne etwas von sich preisgegeben zu haben.

Sie hatte vor kurzem erst ein Telefon bekommen. Rot, glatt und kühl lag es in der Hand, hinten flach, vorn über die gesamte Fläche der Bildschirm, aber an das Tippen ohne Tasten hatte sie sich noch nicht gewöhnt. Ständig irrte man sich, immer wieder ersetzte das Korrekturprogramm die Wörter, die man geschrieben hatte, durch andere, die keinen Sinn ergaben, doch sie tippte und tippte. Schließlich war sie schon dreizehn, da brachten einen Fragen nicht so leicht in Verlegenheit. Als nach zwei Tagen noch nichts zurückgekommen war, schrieb sie: *Lieber Arthur, hast du meine Mail bekommen, wie geht es dir? Können wir uns treffen? Mit freundlichen Grüßen, Marie.*

Das Auto fuhr fast lautlos, sie sah sich um. Sie kannte diesen Stadtteil nicht und hatte keine Ahnung, wohin ihr Großvater sie brachte. Verputz blätterte von den Mauern, auf der Straße lagen weggeworfene Dosen.

«Weiß man inzwischen etwas?», fragte Arthur.

Sofort verstand sie, dass er Iwan meinte. «Nein, aber es gab neulich einen Artikel.»

Sie begann, auf ihrem Telefon zu suchen. Lesezeichen, Linkliste, hier war er schon: www.kunstkritikonline.de/sebastianzoellnersmeinung/eulenboeck. Sie räusperte sich. Sie las gern vor und freute sich, wenn sie in der Schule zum Vorlesen drankam, auch wenn sie immer so tat, als wäre es ihr unangenehm, denn wer wollte schon ein Streber sein. Sie betonte richtig, sie verlas sich selten, und bei schwierigen Wörtern musste sie kaum je stottern. Nie würde sie so schön wie Mama werden, aus ihr würde keine Schauspielerin, aber ihre Stimme war tadellos.

Was sagt es aus über diese fragmentierte Gesellschaft, dass ausgerechnet **Heinrich Eulenböck** Nationalkünstler der Stunde ist? Brauchen wir so sehr einen Dandy für die Mittelklasse, ja haben wir wirklich so große Angst vor der Unsicherheit, dass wir es für nötig halten, uns in den Schutzpanzer der Ironie zu hüllen? Offenbar lautet die Antwort: ja. Nur wenige Künstler konnten in der Krise ihren Preis halten, ihn erhöhen konnte kaum einer. Verschreckte Sammler traten lieber leise und investierten in Betongold oder gleich in Nuggets für den Tresor im Keller. Bluechips-Maler wurden rar wie fliegende Elefanten. Wieso erwies sich ausgerechnet dieser handwerklich solide Ironie-Klassizismus plötzlich als sichere Bank? Eulenböcks Bilder werden Händlern und Auktionshäusern für Rekorderlöse aus den Händen gerissen wie geschnitten Brot.

«Machen wir uns nichts vor», erklärt der Chefkurator der **Freien Galerie Bochum**, Hans-Egon Eggert. «Es liegt an der Politik des neuen Nachlassverwalters: eine hundertachtzig-Grad-Kurskorrektur mit dem Ziel, Kohle zu machen.» Der Hintergrund: Seit August vorigen Jahres wird Iwan Friedland, der umtriebige Erbe des Meisters, spurlos vermisst. «Friedlands Hauptaugenmerk galt der Pflege von Eulenböcks Renommee», erläutert Eggert. «Da hat sich, um es vorsichtig

auszudrücken, der Schwerpunkt verschoben.» Kritischer noch sieht es der Direktor des **Hamburger Koptmanmuseums**, Karl Bankel: «Das Werk eines bedeutenden Künstlers zu betreuen ist eine hochkomplexe Aufgabe. Die wenigsten sind ihr gewachsen. Iwan Friedland war es nicht. Sein Nachfolger ist es noch weniger.» In der Kunstszene war es stets ein offenes Geheimnis, dass Friedland seine Position nicht etwa besonderer Kompetenz, sondern einem Naheverhältnis zum greisen Malerfürsten verdankte. Seine umstrittene Tätigkeit verunsicherte Sammler, aber hielt die Preise moderat. Unter Eric Friedland, dem zunächst provisorischen und inzwischen wohl auch permanenten Nachfolger seines Bruders, hat sich diese Politik geändert: Plötzlich sind Eulenböcks Bilder in Allerweltsausstellungen von diversen Privatsammlungen zu finden: **Kunstforum Rottweil**, **Telefonica Kunstcenter in Madrid**, **Kunstverein Bingen**, **Projektraum Städtische Bank Brüssel**, **Sparkassenstiftung Ebersfeld**, you name it. Der einstmals vorgetäuschte Mangel an Werken ist dem Überangebot einer wahren Bilderflut gewichen, und sogar **Merchandising-Artikel** hat man schon in Museumsshops gesichtet: Tassen, Bettwäsche, Handtücher, versehen mit den beliebten ruralen Landschaften aus Eulenböcks Frühwerk. Längst haben sich die namhaften Museen dies- wie jenseits des Atlantiks von dem Künstler zurückgezogen. Ein Schelm, wer das alles in einen Zusammenhang mit Eric Friedlands angeblich prekärer wirtschaftlicher Lage brächte.

Schon kündigt sich an, dass die Preise stagnieren. Man muss kein Prophet sein, um zu vermuten, dass sich auch hier der Höhenflug als Vorspiel des Desasters entpuppen wird – wenig bedauerlich angesichts eines Werks, das nach Meinung der Kenner eher dünne Suppe ist als Substanz. Aber sobald die kurzlebigen Moden nicht mehr unseren Blick vernebeln, werden wir vielleicht reif sein für eine andere Kunst, eine leise, eine subtilere, aber auch mutige Kunst, die nicht in die Vergangenheit blickt, sondern in die Zukunft. Das wird die Stunde der Stillen sein, fernab von Hype und Hektik, die Stunde, um nur ein Beispiel zu nennen, von **Krystian Malinowski**. Sein Werk profitiert nicht von der Krise, sondern überwindet sie. Gefragt, wie er sich eine Zeit vorstelle, in der –

«Aber das widerspricht sich, oder?» Marie sah auf. «Einmal nennt er ihn bedeutend, dann sagt er –»

«Du musst darüber nicht nachdenken.»

«Soll ich weiterlesen?»

«Es genügt.»

«Papa sagt, so viel können die Bilder gar nicht einbringen, dass davon seine Schulden verschwinden. Papa sagt, Kunst ist nicht genügend wert. Aber immerhin tröstet es die Bank, sagt er. Sie pfänden jeden Cent, aber sie lassen ihn leben, solange Geld hereinkommt. Deshalb wohnt er auch im Pfarrhaus, das darf ich aber

nicht weitersagen. Wo wohnst du?»

«Ich bin viel unterwegs.»

«Schreibst du noch?»

«Nein.»

«Warum bist du erst jetzt gekommen?»

«Ich habe zu tun.»

«Und was?»

«Nichts.»

«Du tust nichts?»

«So leicht ist das gar nicht.»

Arthur bog ab und steuerte einen fast leeren Parkplatz an. Über einem Tor grinsten Clownsgesichter aus Kunststoff, dahinter ragten die Umrisse einer Achterbahn auf.

«Ein Jahrmarkt», sagte Marie enttäuscht. «Schön.»

Sie stiegen aus. Ein Mann führte zwei Jungen an den Händen, eine Frau schob einen Kinderwagen, ein paar junge Männer tranken aus Bierflaschen, ein Mann und eine Frau standen untergehakt vor einer Schießbude.

«Warum bist du damals weggegangen?», fragte sie.

«Man wird dir sagen, das Leben besteht aus Verpflichtungen. Vielleicht hat man es dir schon gesagt. Aber das muss nicht stimmen.»

Marie nickte. Sie verstand nicht, was er meinte, aber sie hoffte, dass er ihr das nicht ansah.

«Es geht auch ohne Kompromisse. Man kann leben, ohne ein Leben zu haben. Ohne Verstrickungen. Das macht vielleicht nicht glücklich, aber es macht leicht.»

«Wie wär's damit?» Marie zeigte auf ein Labyrinth. Labyrinth waren nie schwer. Wenn man an der rechten Wand entlangging und den Blick auf den Boden heftete, ohne sich von den Spiegeln ablenken zu lassen, war man sofort wieder draußen.

Sie holte ihr Telefon heraus. *Stellt euch vor*, tippte sie, *bin auf dem Jahrmarkt*. Während Arthur bezahlte, ging sie auf den Eingang zu. Summend öffnete sich die Tür.

What the hell Jahrmarkt?, fragte Georg.

Gibts eine Luftburg??, schrieb Natalie.

Sag mir wo ich komm auch, schrieb Jo.

Sie tastete sich an der Wand entlang. Durch eine Glasscheibe sah sie die Buden und das Halbrund des Riesenrads, sie sah die Achterbahn. Ein kleiner Junge leckte an einer Eistüte und starrte durch sie hindurch, als wäre sie unsichtbar.

Sehr witzig!, schrieb sie.

Gar nicht, antwortete Jo, *ich mag Jahrmarkte waere wirklich gern dabei*.

Wo war Arthur geblieben? Aber Situationen wie diese war sie gewohnt, so war es auch, wenn ihr Vater mit ihr in den Zoo ging: Sie tat es für ihn, er tat es für sie, beide wären sie lieber zu Hause geblieben. Sie tastete sich weiter an der Wand entlang, dann um die Ecke, dann wieder um die Ecke, dann noch einmal um die

Ecke, dann hätte sie beim Ausgang sein müssen. Aber der Ausgang war hier nicht, sie stand vor einem Spiegel, es ging nicht weiter.

Aber wir wollten doch zu Matthias Geburtstagsparty, schrieb Lena.

Später, antwortete sie und steckte das Telefon ein, sie musste sich konzentrieren.

Auf dem Boden war ein blauer Farbfleck. Sie ging am Spiegel vorbei und noch einmal um eine Ecke und noch einmal, und hier war endlich das Drehkreuz des Ausgangs, aber sie sah es nur durch Glas, denn der Weg führte in die andere Richtung, nach links und dann noch einmal nach links, zurück in Richtung des Eingangs. Wieder war da der blaue Fleck. Daneben lag eine gebogene Metallstange, das eine Ende rund wie der Knauf eines Spazierstocks, das andere spitz zugefeilt. Sie bückte sich. Kein Zweifel, es war derselbe Fleck. Aber vor ihr war kein Spiegel, konnte der Fleck den Ort gewechselt haben? Und wo kam die Stange her? Also noch einmal: rechts und wieder rechts, und wieder war da der Fleck. Da stimmte etwas nicht. Noch einmal: rechts und rechts, und da war er wieder, aber jetzt war die Stange nicht mehr zu sehen. Sie ging in die andere Richtung. Nach links und wieder nach links, bis sie vor einer Glaswand stand und nicht weiterkonnte. Sie ging zurück und fand den Eingang. Er war verschlossen.

Sie tastete, rüttelte, klopfte. Vergeblich. Sie klopfte fester. Nichts geschah. Sie schlug mit der Faust. Nichts.

Sie trat vor die Glasscheibe, durch die man auf den Jahrmarkt hinaussah, und versuchte, dem Mann an der Kasse zuzuwinken, aber der Winkel war ungünstig, sie konnte ihn nicht sehen und er nicht sie. Der Notruf? Aber sie hatte sogar Eintritt bezahlt, um sich zu verirren, sie würde sich lächerlich machen. Sie ging nach links und nach rechts und wieder nach links und wieder nach rechts, zweimal an der Glasscheibe entlang, dreimal an Spiegelwänden, dann stand sie wieder vor dem blauen Fleck. Jenseits der Scheibe ging ein Mann in die Knie und sah sie an; sie zuckte zusammen. Dann erst erkannte sie Arthur.

Sie klopfte gegen das Glas. Er lachte und klopfte zurück, offenbar hielt er es für einen Scherz. Sie zeigte nach rechts und links und hob die Hände, um ihm zu bedeuten, dass sie nicht herausfand. Arthur stand auf und schlenderte aus ihrem Blickfeld. Ihr Hals schnürte sich zusammen, wütend spürte sie, dass ihr die Tränen aufstiegen. Gerade als sie den Notruf wählen wollte, tippte ihr jemand auf die Schulter.

«Neben dir», sagte Arthur.

«Was?»

«Na, der Ausgang! Neben dir. Was ist los, weinst du?»

Es stimmte, der Ausgang war nur ein paar Meter entfernt. Einmal nach links, dann nach rechts, hier war schon das Drehkreuz. Wie hatte sie es nicht sehen können? Sie murmelte, dass sie natürlich überhaupt nicht geweint habe, wischte die Tränen ab und lief ins Freie.

Arthur zeigte auf ein Zelt. Klein und blau war es, vor dem Eingang hing ein roter Vorhang, darüber blinkten elektrische Sterne. *Ihre Zukunft*, stand da, *gelesen im Tarot*.

«Lieber nicht», sagte Marie.

«Komm», sagte Arthur. «Vielleicht sagt er dir gute Dinge voraus.»

«Und wenn er mir schlimme Dinge voraussagt?»

«Dann glaubst du einfach nicht daran.»

Sie gingen hinein. Eine Leselampe warf gelbliches Licht auf einen Holztisch, bezogen mit fleckigem Filz. Dahinter saß ein alter Mann, der einen Pullover trug. Er hatte eine Glatze mit nur zwei Haarbüscheln an den Ohren und eine Brille. Vor ihm lagen ein Paket Karten und eine Lupe.

«Treten Sie ein, treten Sie näher», sagte er, ohne aufzusehen. «Kommen Sie her, nehmen Sie Karten, erfahren Sie Ihre Zukunft. Treten Sie näher.»

Marie sah zu Arthur, aber der stand schweigend und mit verschränkten Armen da.

«Treten Sie näher», sagte der Wahrsager mit Leierstimme, «kommen Sie her, nehmen Sie drei Karten. Erfahren Sie die Zukunft.»

Marie trat an den Tisch. Seine Brillengläser waren enorm dick, seine Augen dahinter kaum zu erkennen. Blinzeln hielt er ein Kartenpäckchen hoch.

«Suchen Sie zwölf aus, lesen Sie Ihr Schicksal.»

Zögernd nahm Marie das Paket. Die Karten waren speckig und abgegriffen. Es waren keine Karten, wie sie sie kannte. Seltsame Figuren sah man darauf: einen fallenden Stern, einen gehängten Mann, Ritter mit Lanzen, eine vermummte Gestalt in einem Boot.

«Nehmen Sie zwölf», leierte der Wahrsager. «Nehmen Sie. Zwölf Euro kostet es. Für zwölf Karten. Jede Karte ein Euro.»

Arthur legte fünfzehn Euro auf den Tisch. «Machen Sie das schon lange?»

«Wie?»

«Ob Sie das schon lange machen!»

«Vorher habe ich anderes gemacht und davor wiederum anderes, aber ich hatte nicht viel Glück.»

«Schwer zu glauben», sagte Arthur.

«Ich habe Säle gefüllt.»

«Große?»

«Die größten.»

«Was ist passiert?»

Der Wahrsager blickte auf.

«Was ist passiert?», wiederholte Arthur.

Der Wahrsager blinzelte und hielt sich die Hand vor die Stirn. «Nichts», sagte er dann. «Schlechte Zeiten sind passiert. Pech ist passiert. Die Jahre sind vergangen, das ist passiert. Man ist nicht mehr der Alte.»

«Und doch ist man es jetzt erst», sagte Arthur.

«Was ist man jetzt erst?»

«Der Alte.»

«Wie meinen Sie?»

«Nur ein Scherz.»

«Wieso?»

Arthur schwieg, Marie blickte auf die Karten in ihren Händen und wartete. Der Wahrsager saß reglos.

«Wir haben nicht so viel Zeit», sagte Arthur dann.

Der Wahrsager nickte, tastete nach dem Geld, fand es, steckte es ein, kramte in seiner Tasche und legte umständlich drei Münzen Wechselgeld auf den Tisch.

«Nehmen Sie Karten», sagte er zu Marie. «Aus der Mitte, von oben, von unten. Wie Sie mögen. Machen Sie die Augen zu. Horchen Sie nach innen.»

«Zwölf?», fragte Marie.

«Legen Sie sie hierhin. Eine neben die andere, hier auf den Tisch.»

«Zwölf soll ich nehmen?»

«Hierhin. Eine neben die andere.»

Sie warf Arthur wieder einen fragenden Blick zu, aber der starrte mit merkwürdigem Ausdruck den Wahrsager an. Wie sollte sie die Karten aussuchen? Sie konnte jede einzeln ziehen, oder sie konnte zwölf aufeinanderliegende aus der Mitte nehmen. Unschlüssig drehte sie das Paket.

«Ganz egal», sagte Arthur.

«Wie bitte?», fragte der Wahrsager.

«Wenn es funktioniert, funktioniert es, egal, wie du die Karten aussuchst», sagte Arthur. «Wenn es nicht funktioniert, ist es erst recht egal.»

«Ihre Zukunft», sagte der Wahrsager. «Ihr Schicksal. Hier auf den Tisch, bitte.»

Marie zog eine Karte aus der Mitte und legte sie verdeckt hin. Dann noch eine, dann noch eine. Dann, von verschiedenen Stellen des Stapels, neun weitere. Sie wartete, aber der Wahrsager rührte sich nicht.

«Fertig», sagte sie.

Der Wahrsager blinzelte in ihre Richtung. Sein Mund stand offen. Er holte ein grünes Seidentuch aus der Brusttasche und tupfte sich die Stirn ab.

«Fertig!», sagte sie noch einmal.

Er nickte, dann zählte er, indem er jede Karte kurz mit dem Finger berührte. «Zwölf», sagte er leise, halb zu ihr und halb zu sich selbst, rückte an seiner Brille und schob die Karten zu einem Halbkreis zurecht.

«Was immer es kostet», sagte Arthur. «Man muss sich nur bemühen. Was immer es kostet.»

«Wie bitte?», fragte der Wahrsager.

Arthur antwortete nicht.

Der Wahrsager begann, die Karten umzudrehen. Etwas Erschreckendes ging von

den Bildern aus, sie kamen Marie hässlich vor, urtümlich und brutal. Von Gewalt schienen sie zu künden, von einer Welt, in der kein Mensch freundlich zu einem anderen war, in der einem alles zustoßen konnte und in der man besser niemandem glaubte. Eine Figur war in einem springenden Tanzschritt begriffen, auf einer anderen Karte war ein gelber Kreis, umgeben von Wolken. Der Wahrsager beugte sich vor, die Stirn ganz nahe über dem Tisch, man konnte deutlich seine Glatze sehen. Er nahm die Lupe und betrachtete eine Karte nach der anderen.

«Die Drei der Schwerter. Auf dem Kopf stehend.»

«Das sind nicht drei», sagte Arthur.

Der Wahrsager hob den Kopf. Seine Augen schimmerten winzig hinter den Gläsern.

«Zählen Sie noch einmal!», sagte Arthur.

Es waren fünf Schwerter, Marie konnte es auf einen Blick erkennen. Der Zeigefinger des Wahrsagers bewegte sich von einem Schwert zum nächsten, aber seine Hand zitterte, und die Schwerter waren so schmal, dass er sie immer wieder verfehlte.

«Sieben», sagte er. «Auf dem Kopf stehend.»

«Das sind nicht sieben», sagte Marie.

Der Wahrsager blickte auf.

«Fünf!», rief sie.

«Fünf Schwerter», sagte der Wahrsager und legte den Finger auf die nächste Karte. «Fünf Schwerter, auf dem Kopf stehend, neben der Sonne und den Liebenden.»

«Das ist der Mond!», sagte Arthur.

Der Wahrsager nahm seine Brille ab und wischte sich mit dem grünen Tuch übers Gesicht.

«Sonne und Mond stehen doch im Gegensatz», sagte Arthur.

«Was für ein Satz?», fragte der Wahrsager.

«Beim Tarot, meine ich. Die stehen im Gegensatz, hat man mir gesagt. Ich kenne mich ja nicht aus. Haben Sie kein Hörgerät?»

«Das pfeift immer. Dann versteht man erst recht nichts.»

«Mit pfeifendem Hörgerät kann man sicher nicht gut hypnotisieren.»

«Nein», sagte der Wahrsager. «Das geht dann nicht mehr.»

«Aber das Kartenlegen läuft gut?»

«Zu hohe Standmiete. Alles Verbrecher. Zu wenig Kunden. Ich habe mal Säle gefüllt.»

«Die größten», sagte Arthur.

«Bitte?»

«Machen Sie weiter!»

Der Wahrsager senkte den Kopf, seine Nasenspitze hing einen Zentimeter über den Karten. Er zog eine davon in die Mitte. Auf ihr sah man eine Festung und einen

Blitz, und da waren Figuren, erstarrt in wilden Verrenkungen.

«Der Turm», sagte Arthur.

«Bitte?»

«Ist das der Turm?»

Der Wahrsager nickte. «Der Turm. In Verbindung mit der auf dem Kopf stehenden Fünf der Schwerter. Dazu der Mond. Das kann bedeuten –»

«Aber das ist er nicht!», rief Arthur. «Das ist ja gar nicht der Turm.»

«Was ist es denn?», fragte der Wahrsager.

«Sie sehen nichts», sagte Arthur. «Stimmt's? Sie hören nichts, und Sie sehen nichts mehr.»

Der Wahrsager starrte auf den Tisch. Langsam legte er die Lupe weg.

Arthur zeigte auf den Ausgang.

Marie nickte.

«Auf Wiedersehen!», rief Arthur.

Der Wahrsager schwieg. Sie gingen hinaus.

«Aber du hast ihn trotzdem bezahlt», sagte Marie.

«Er hat sein Bestes gegeben!»

«Was hieß das? Der Turm, die Fünf der Schwerter, und war das jetzt wirklich der Mond oder doch die Sonne? Was hatte das zu bedeuten?»

«Dass er nichts lesen konnte.»

«Aber meine Zukunft!»

«Such sie dir aus. Such dir aus, welche du haben willst.»

Sie fragte sich, warum Arthur so erleichtert war. Sie wäre gern noch mit der Geisterbahn gefahren, aber er schien es jetzt eilig zu haben. Sie gingen zum Parkplatz, leise summte er vor sich hin. Noch immer lächelnd, schloss er das Auto auf.

«Ich habe ein Haus», sagte er beim Losfahren. «Es liegt an einem kleinen See, und weit und breit ist kein anderes Haus. Dort kann ich den ganzen Tag arbeiten. Es regnet viel. Ich dachte, die Natur tut mir gut, aber da wusste ich noch nicht, dass es in der Natur meistens regnet. Manchmal reise ich irgendwohin, dann komme ich wieder zurück. Meine Arbeit war lange Zeit besser als mittelmäßig, dann war sie es nicht mehr, und jetzt lese ich nur noch die Bücher anderer Leute. Bücher, die so gut sind, dass ich sie nicht hätte schreiben können. Du hast gefragt, was ich mache – das mache ich.»

«So hast du die ganze Zeit verbracht?»

«Sie ist schnell vergangen.»

«Wohin jetzt?»

Arthur antwortete nicht. Eine Zeitlang fuhren sie, ohne zu sprechen. Dann bremste er und parkte ein.

Marie sah sich um. Hier war sie schon gewesen, vor gar nicht langer Zeit mit ihrer

Klasse. Jeder Schulausflug war langweilig, aber das war mit großem Abstand der schlimmste gewesen.

«Gehen wir ins Museum?»

«Ja.»

Marie seufzte.

Sie stiegen aus und gingen eine Marmortreppe hinauf und durch einen langen Korridor.

«Ich muss bald heim», sagte sie. «Aufgaben machen.»

«Hast du viel Hausaufgaben?»

Sie nickte. Es war Samstag, und zum Glück bekamen sie nie Aufgaben übers Wochenende. «Sehr viel.»

Was denn jetzt mit Matthias Geburtstags Party???, schrieb Lena.

Ja ja ja später, antwortete Marie.

Ein Bild hing neben dem anderen, einige zeigten bloß Linien, auf anderen waren verschmierte Flächen zu sehen, auf wiederum anderen erkannte man etwas: Landschaften, Gebäude, Gesichter. Es gab Wirbel, Strudel, Ströme, Explosionen von Farbe. Jemanden, den so etwas interessierte, dachte sie, hätte das bestimmt interessiert. Aber so jemand war sie nicht.

«Ich muss wirklich nach Hause.»

Arthur blieb vor einem Bild stehen. «Schau es an.»

Sie nickte. Es hatte einen goldenen Rahmen, und es zeigte das Meer. Es gab auch ein Schiff.

«Nein», sagte Arthur. «Schau es an.»

Das Meer war so blau, wie Meer es eben war, unter wolkenlosem Himmel und einer großen Sonne. Dem Schiff folgte ein Möwenschwarm.

«Nein», sagte Arthur. «Schau wirklich!»

Tatsächlich war das Meer nicht ganz blau. Es gab Schaum auf den Wellen, und das Wasser hatte dunkle und hellere Bereiche. Auch der Himmel hatte viele Farben. Am Horizont gab es eine Zone dunstigen Übergangs, und um die Sonne verschwamm alles in dick aufgetragenem Weiß. Wenn man es ansah, fühlte man sich geblendet. Dabei war es bloß Farbe.

«Ja», sagte Arthur. «So.»

Das Schiff hatte einen langen Kiel, fünf Schornsteine und blitzende Bullaugen. Bänder mit Fähnchen flatterten im Wind, auf den Decks tummelten sich Menschen, und am Heck thronte ein Anker auf einem Gestell. Vorne, am Bug, stand eine Skulptur: eine jener übergroßen gekrümmten Uhren, wie Marie sie in der Schule auf Dias gesehen hatte, ein sehr berühmter Künstler hatte sie gemacht, aber sein Name fiel ihr nicht ein. Sie sah auf das kleine Schild an der Wand: *Meerfahrt mit teurer Plastik, H. Eulenböck, 1989.*

Sie trat noch näher heran, und sofort hatte sich alles aufgelöst. Da waren keine Menschen mehr, auch keine Fähnchen, kein Anker und keine schiefe Uhr. Es gab nur

ein paar bunte Flecken oberhalb des Schiffsdecks. An mehreren Orten schimmerte das Weiß der Leinwand durch, und auch das Schiff war bloß eine Ansammlung von Strichen und Tupfen. Wo war alles hin?

Sie trat zurück, und es setzte sich wieder zusammen: das Schiff, die Bullaugen, die Menschen, obwohl sie gerade gesehen hatte, dass nichts davon da war. Sie trat noch einen Schritt zurück, und jetzt schien es, als ob das Bild etwas zu ihr sagte, das mit dem, was es zeigte, nichts zu tun hatte. Eine Botschaft, die eher in der Helligkeit lag, in der Weite des Wassers oder darin, wie das Schiff in die Ferne zog.

«Fatum», sagte Arthur. «Das große F. Aber der Zufall ist mächtig, und plötzlich bekommt man ein Schicksal, das nie für einen bestimmt war. Irgendein Zufallsschicksal. So etwas passiert schnell. Aber malen konnte er. Denk daran, und vergiss es nicht. Malen konnte er.»

«Wer?»

«Iwan.»

«Aber das ist nicht von Iwan.»

Arthur sah sie aufmerksam an. Sie wartete, doch er schwieg.

«Können wir jetzt gehen?», fragte sie.

«Ja», sagte er. «Jetzt bringe ich dich heim.»

3

Als Marie und Matthias zum Pfarrhaus kamen, stritten sich Eric und Martin wieder einmal. Daran war nichts Ungewöhnliches, das war fast immer so.

«Gut, dass ich ausziehe!», rief Eric.

«Ich halte dich nicht auf. Ich brauche hier keine Fanatiker. Wie kann man nur behaupten –»

«Dass Gott Wunder tut?»

«Gott tut keine Wunder! Sobald man mit Wundern anfängt, kann man nicht mehr erklären, wieso er meistens keine tut. Wenn er dich rettet, warum rettet er die anderen nicht? Weil du wichtiger bist?»

«Vielleicht.»

«Das meinst du nicht im Ernst, oder? Du meinst, er hat eine Wirtschaftskrise geschickt, um dich vor deinen Problemen zu retten? Du sagst das nicht nur, du *meinst* das?»

«Warum nicht? Warum sollte sie nicht gekommen sein, um mich zu retten, warum denn nicht?»

«Weil du nicht so wichtig bist!»

«Offenbar bin ich es. Sonst wäre nicht meinetwegen –»

«Das ist ein Zirkelschluss!»

«Ihr sagt doch immer, seine Wege sind unerforschlich. Ihr erklärt uns doch dauernd, dass man nicht voraussagen kann, wie er das Schicksal steuern wird.»

«Und Iwan? Ist der verschwunden, damit du seine Bilder nehmen und so deine Zinsen bezahlen kannst?»

«So etwas darfst du nicht sagen!»

«Das hast *du* gesagt.»

«Das habe ich nie gesagt!»

«Es folgt implizit aus dem, was du –»

«Wir waren Zwillinge. Das verstehst du nicht. Ich bin nicht nur ich, und er ist ... war nicht nur er. In gewisser Weise waren wir immer eine Person. Das ist schwer zu erklären.»

«Jeden Tag!», sagte Martin zu Marie. Der Messdiener hielt ihm das weiße Hemd hin, keuchend schlüpfte er in die Ärmel. «Jeden Tag erklärt er mir, dass Gott über die Welt wacht und besonders über ihn. Jeden Tag!»

«Er wollte mich nicht taufen!», rief Eric. «Ich musste mich an eine andere Pfarre wenden! Mein eigener Bruder wollte mich nicht taufen!»

«Jeden Tag steht er in diesem karierten Hemd vor mir und sagt, dass Gott eine Finanzkrise geschickt hat, um ihn zu retten.»

«Spiel doch mit deinem Würfel, lass mich in Ruhe.»

«Der Würfel ist kein Spiel.»

«Nein, es ist seriöser, schwerer Sport!»

«Spar dir diesen Ton! Ich bin jetzt wieder auf Platz zweiundzwanzig.»

«Auf welcher Rangliste denn?», fragte Marie. Sie wusste die Antwort, aber sie wusste auch, wie gern Martin es wiederholte.

«Der nationalen!»

Der Messdiener legte ihm die Stola um die Schultern. Er war ein unscheinbarer junger Mann, mit dem sie sich in der Woche zuvor kurz unterhalten hatte. Es war nicht leicht gewesen, weil er zunächst so schüchtern gewesen war, aber als sie ihn zweimal angelächelt hatte, hatte er sie gleich gebeten, mit ihm auszugehen. Sie hatte versucht, so liebenswürdig wie möglich nein zu sagen, aber es hatte ihn doch getroffen, und seither mied er sie. Martin hatte ihn bei der Katholischen Jugend kennengelernt. Auf der rechten Seite der Nase zeigte ein Loch, wo vor kurzem ein Ring entfernt worden war, und er hieß, wenn sie sich richtig erinnerte, Ron.

Marie legte den Arm um Matthias' Nacken. Sie spürte, dass er zusammenzuckte, es war ihm nicht angenehm, wenn sie ihn in Gegenwart ihres Vaters berührte. Er hatte Angst vor ihm, das konnte man ihm nicht vorwerfen.

Einen Freund zu haben war nicht leicht. Manchmal wünschte sie sich, sie hätte damit noch gewartet, aber Lena hatte schon einen, Miriam hatte einen, und auch Georg hätte gern eine Freundin gehabt. In seiner Verzweiflung hatte er sogar Marie gefragt, aber da hatte sie lachen müssen, das war doch zu absurd. Mit Matthias, der schon sechzehn war, ein Jahr älter als sie, war sie seit einem Monat zusammen, und sie hatte schon dreimal mit ihm geschlafen. Beim ersten Mal war es merkwürdig und ein wenig anstrengend gewesen, beim zweiten Mal war es ihr bloß albern vorgekommen, aber beim dritten Mal, bei ihm zu Hause, während seine Eltern verreist waren und der Hund kläglich an der Tür kratzte, hatte sie plötzlich begriffen, warum die Menschen so viel Aufhebens davon machten.

Der Messdiener trat zurück, Martin trug jetzt sein Ornat. Sogleich schien er schlanker und strahlte Würde aus.

«Kommt Laura auch?», fragte Eric.

«Sie dreht», sagte Marie. «Sie haben für die neue Staffel ihre Rolle ausgebaut.»

«Wie ist die Serie denn?», fragte Martin.

«Sehr gut», sagte Matthias. «Wirklich interessant.» Marie stieß ihn mit dem Ellenbogen. Beide mussten grinsen.

Vor einem Jahr hatte sie begonnen zu zeichnen. Keiner wusste davon, sie war noch zu ungeschickt im Setzen der Striche, die Formen wollten sich nicht fügen, aber sie zweifelte nicht daran, dass sie geschickter werden würde. Später wollte sie im Nebenfach Graphik studieren, ihr Hauptfach würde Medizin sein, und dann würde sie noch eine oder drei oder auch vier Sprachen lernen, aber mehr nicht: Immerhin wollte sie auch noch Bücher lesen und durch ferne Kontinente reisen, Patagonien musste sie sehen und die Küste Nordafrikas. Nach China wollte sie auch.

«Also bringen wir es hinter uns.» Martin öffnete die Tür. Draußen schneite es in großen, langsam fallenden Flocken.

Es waren nur wenige Schritte bis zur Kirche. Martin ging voran, der Messdiener folgte ihm, dann kam Eric, und Matthias und Marie bildeten den Schluss. Sie streckte die Zunge aus und schmeckte den Schnee. Das kalte Weiß erstickte die Geräusche. Sie hakte sich bei Matthias unter.

«Gehen wir dann zu mir?», flüsterte er ihr ins Ohr.

Vielleicht war das eine gute Idee. Seine Eltern waren wieder verreist, sie hätten das Haus ganz für sich, und doch war sie nicht sicher. Sie mochte Matthias und wollte ihm nicht weh tun, aber es konnte sein, dass sie einen anderen Freund brauchte. Sie legte den Kopf auf die Seite, sodass ihre Haare seine Wange streiften. «Vielleicht.»

Misstrauisch sah Eric sich nach ihnen um. Marie war noch zu jung, um Arm in Arm mit einem Jungen herumzulaufen, noch dazu mit einem jämmerlichen. Dafür war es viel zu früh. Wenn das so weiterging, würden sie sich bald noch küssen. Wie sollte er das verhindern?

Er musste mehr beten. Beten half immer. Hätte er früher mehr gebetet, wäre er nie in derartige Schwierigkeiten geraten. Alle seine Vermutungen hatten sich bestätigt: Man wurde ständig beobachtet, der Kosmos war ein System von Zeichen, arrangiert, um gelesen zu werden, die Nächte waren voller Dämonen, und in jedem Winkel lauerte Böses. Aber wer sich Gott anvertraute, musste nichts fürchten. Das war schlicht und wahr, und er begriff nicht, warum sein Bruder so ärgerlich wurde, sobald er davon sprach. Iwan hatte er immer verstanden, aber mit dem Dicken gestaltete sich alles kompliziert. Besser konnte er sich darüber mit seinem neuen Freund Adrian Schlüter unterhalten. Der hatte ihn darauf hingewiesen, dass Gott jedem verzeihen musste, der zur Beichte ging: Der Herr selbst habe sich ans Sakrament gebunden.

Also ging Eric jeden Tag zur Beichte. Er war schon in allen Kirchen der Stadt gewesen, er wusste, wo man lange warten musste und wo man gleich an die Reihe kam, er wusste auch, wo die Pfarrer zugänglich waren, wo sie zu viel fragten und wo sie einen auch nach dem zehnten Mal nicht wiedererkannten, er wusste, um welche Kirchen man besser einen Bogen machte, weil von ihren Fassaden Dämonen herabstarrten, die Schimpfwörter zischten und ihn nicht einlassen wollten. Jeden Tag zu beichten, das erforderte Disziplin. Manchmal hatte man nichts getan und musste etwas erfinden, aber die Mühe lohnte sich: Frei von Schuld ging man durchs Leben, schwerelos wie ein Neugeborenes, und brauchte kein Strafgericht zu fürchten.

Er sah auf. Weiß flimmerten die Flocken vor dem Himmelsgrau. Gestern Abend hatte es zu schneien angefangen, und er hatte auf seinem durchgelegenen Sofa vor lauter Stille nicht schlafen können. Die ganze Nacht lang hatte er sich Schreibtisch, Visitenkarten, Telefonanlage, Computer und Firmenauto vorgestellt – all die Dinge, die er bald wieder haben würde.

Erst zwei Monate war es her, dass er Lothar Remling auf der Straße getroffen

hatte. Schulterboxen, großes Hallo, Fußballgespräch: Unglaublich, hatte Eric aufs Geratewohl gerufen, das Spiel, neulich! Remling hatte geantwortet, man fasse es ja nicht, wie die Idioten das versemelt hätten, und dann hatte er erzählt, dass für *remling.Consult* goldene Zeiten angebrochen seien, die Regierungen hätten so viel Geld ins System gepumpt, dass man gar nicht wisse, wohin damit, wer hätte das gedacht noch vor einem Jahr! Dann hatte er gefragt, wie es bei Eric so gehe und stehe, und der hatte schon antworten wollen, dass er viele Projekte habe und bis zur Erschöpfung arbeite, aber plötzlich hatte er zu seiner eigenen Überraschung gesagt, er tue nichts.

Nichts?

Gar nichts. Überhaupt nichts, den ganzen Tag. Er habe sich zurückgezogen und lebe im Pfarrhaus. Bei seinem Bruder, dem Priester.

Ja der Wahnsinn, hatte Remling gesagt. Jetzt echt?

Er habe eingesehen, dass das so nicht weitergehen könne, hatte Eric gesagt. Man müsse auch einmal eine Auszeit nehmen. Nachdenken. Er lese in der Bhagavad Gita. Er meditiere. Er gehe zur Beichte. Er verbringe Zeit mit seiner Tochter. Er verwalte die Kunstsammlung seines verstorbenen Bruders. Bestimmt werde er zurückkehren, aber das habe keine Eile. Man verliere so leicht das Wesentliche aus den Augen.

Das Wesentliche, hatte Remling gesagt. Ja, ganz genau, darum gehe es.

Dann hatte er nach Erics Nummer gefragt, und Eric hatte geantwortet, er habe kein Telefon mehr, man könne ihn aber im Pfarrhaus erreichen.

Tatsächlich hatte Remling drei Tage später angerufen, und sie hatten sich zum Essen getroffen, und zwei Tage danach hatten sie sich wieder getroffen und in der Woche darauf noch einmal, und schon war alles unter Dach und Fach gewesen. Er brauche keinen Vertragsanwalt, hatte Eric gesagt, sein Schicksal liege ohnehin in der Hand Gottes, und Remling hatte gerufen, das alles sei ja unerhört.

Eric hatte keine Zweifel, dass er bei *remling.Consult* schnell aufsteigen würde. Er verfügte über Erfahrung, er kannte alle Tricks, er hatte eine der großen Vermögensberatungsfirmen des Landes aufgebaut. Dass sie Schiffbruch erlitten hatte, war nicht seine Schuld gewesen, niemand hatte die Krise vorausgesehen, keiner hatte wissen können, was auf sie zukam, das hatten ihm all seine Mitarbeiter bestätigt. Zweimal in der Woche traf er sich mit Maria Gudschmid und Felsner zum Tee, und dann sagten sie es einander reihum: Man habe es nicht voraussehen können! Deshalb hatten die Anleger auch ihre Verluste akzeptiert, deshalb hatte Klüssens Sohn auf eine Klage verzichtet. Nur sein ehemaliger Chauffeur hatte einen Brief an die Staatsanwaltschaft geschrieben, aber die Anschuldigungen darin waren so aberwitzig, dass man darauf verzichtet hatte, Ermittlungen aufzunehmen. Der Verkauf der fast hundert Gemälde und an die tausend Skizzen, die sich teils in Eulenböcks Atelier und teils in Iwans Wohnung befunden hatten, war zusammen mit dem Abdruck von Eulenböcks Bauernhäusern auf Stiften, Kinderkreiseln, Pyjamas und Tassen so einträglich gewesen, dass er davon die Zinsen der

Überbrückungskredite zahlen konnte. Schade nur, dass so viele Bilder verschollen waren: Von drei Dutzend Gemälden, in Iwans Verzeichnissen genau beschrieben, fehlte jede Spur – keiner hatte sie gesehen, keiner wusste etwas über sie, es war, als hätten sie nie existiert. Jetzt war der Boom leider vorbei, Eulenböcks Preise fielen, und die Lizenzerlöse gingen zurück, aber das Schlimmste war überstanden. Er würde nicht ins Gefängnis kommen, Gott hatte das geregelt. Außerdem waren seine Sinne geschärft, und er dachte schneller als je – es war hilfreich gewesen, dass er sein Budget für Medikamente hatte einschränken müssen: Er nahm nur noch das Unvermeidliche, das, was man unbedingt brauchte, um aufrecht durch den Tag zu kommen.

Das hatte er auch Sibylle gesagt. Vier Jahre hatte er sie nicht gesehen, sie hatte abgenommen und sah erschöpft aus. Er hatte ihr gesagt, was er Remling gesagt hatte: Bhagavad Gita, Beichte, kein Telefon, Auszeit, Gottes Hand. Von der Krise hatte er gesprochen, die keiner habe voraussehen können, vom Pfarrhaus und von der Scheidung. Er hatte davon gesprochen, dass er nie wieder vollständig sein werde seit dem Tag, an dem sein Zwilling Bruder gestorben sei. Sibylle hatte gefragt, ob Laura wieder gesund sei, und er hatte gesagt, Gott sei Dank, ja! Und jetzt würde er also bei ihr einziehen. Sein Einkommen war bis zum Existenzminimum gepfändet, eine eigene Wohnung konnte er sich nicht leisten, aber er musste um jeden Preis weg vom Pfarrhaus. Für einen frommen Menschen war das einfach kein Ort.

Eric bückte sich und nahm eine Handvoll Schnee. So pulvrig war er noch, dass man kaum einen Ball daraus formen konnte. Er wollte den zerfallenden Schneeball irgendwohin schleudern, aber es gab kein Ziel. Marie sah mit einem Mal zu erwachsen aus, als dass man sie bewerfen konnte, und auf ihren grässlichen Freund wollte er auch nicht zielen – wenn man den ins Gesicht traf, entstand womöglich eine peinliche Situation. Martin durfte er auch nicht mehr bewerfen, jetzt, wo der seine Priesterkleidung trug. Also zielte er auf den Messdiener.

Er traf ihn am Hinterkopf, der Schnee staubte wie ein Heiligenschein. Der junge Mann fuhr herum, für einen Moment sah er aus wie ein Tier vor dem Angriff, dann entspannten sich seine Züge, und er lächelte bemüht.

Etwas war seltsam an ihm. Als er zum ersten Mal ins Pfarrhaus gekommen war, hatte er bei Erics Anblick hysterisch zu kichern begonnen. Immer noch konnte er kaum mit Eric sprechen, ohne blass zu werden und zu stottern. Eric vermutete, dass er von irgendwem den Auftrag hatte, ihn zu überwachen, aber das machte ihm jetzt keine Sorgen mehr. Er stand unter dem Schutz Gottes.

Sie betraten die Kirche. Die Orgel schwang sich von Akkord zu Akkord, die Gemeinde war größer als sonst. Die fünf alten Frauen, die immer kamen, waren hier, auch der freundliche dicke Mann und der nicht ganz so freundliche dicke Mann, die traurige junge Frau und Adrian Schlüter. Aber diesmal waren auch ein paar alte Freunde von Iwan gekommen, darunter ein belgischer Maler mit Seidenschal und

spitzem Bart, eine Kusine, die sie alle seit Jahren nicht gesehen hatten, sowie Erics Sekretärin Kathi, die jetzt beim Eulenböck-Trust angestellt war, um die Lizenzen zu verwalten. Martins Mutter war hier und neben ihr, aufrecht und ruhig, Prälat Finckenstein. In der ersten Reihe – das Gesicht, vielleicht der Trauer und vielleicht auch ihrer Bekanntheit wegen, verborgen hinter einer Sonnenbrille – saß Iwans und Erics Mutter.

Seit mehr als vier Jahren wurde Iwan jetzt vermisst, in der Woche zuvor hatte man ihn offiziell für tot erklärt. Eric hatte auf dieser Messe bestanden, er hatte gebeten, geschimpft und schließlich mit einer Beschwerde beim Bischof gedroht. Martin hatte sich gewehrt, so lange er konnte. Iwan war nicht getauft gewesen, außerdem waren Seelenmessen Blödsinn – warum sollte der Allwissende seine Meinung über eines Menschen Seele ändern, nur weil dessen Hinterbliebenen ein paar Lieder sangen? Oder richtiger: Seelenmessen wären Blödsinn, würde es den Allwissenden geben und hätte die Theologie Sinn. Deshalb hatte er schließlich eingelenkt.

Die Gemeinde stand auf. «Der Herr sei mit euch», sagte Martin. Seit er begriffen hatte, dass der Glaube nicht mehr zu ihm finden würde, fühlte er sich frei. Da half nichts: In diesem Leben würde er nicht mehr schlank werden, und er würde der Vernunft nicht entkommen.

«Und mit deinem Geiste», nuschelte die Gemeinde.

Martin sprach über seinen Bruder. Er war kein Anfänger, und die Sätze flossen, ohne dass er nachdenken musste: Iwan Friedland habe gelebt und gemalt, er habe geforscht und vieles gesehen, weil das Sehen seine Leidenschaft gewesen sei. Er sei zu niemandem schlecht gewesen, und er habe seine Arbeit in den Dienst der Kunst eines Größeren gestellt, dessen Rang er vor allen anderen erkannt habe. Vieles hätte noch aus ihm werden können, aber lange vor der Zeit habe ihn ein Unglück ereilt, über dessen Natur nur Gott Bescheid wisse. Er werde nie zurückkommen.

Martin faltete die Hände. Der Messdiener atmete schwer, rieb sich das Gesicht, hütelte vor sich hin und schnüffelte aufs lästigste. Der Junge tat sein Bestes, aber er war einfach nicht geeignet für diesen Beruf, man musste sich wohl doch nach etwas anderem für ihn umsehen. Vielleicht konnte Eric helfen, der hatte immer noch Verbindungen.

Während Martin sich sprechen hörte, schloss er die Augen. Er stellte sich vor, wie draußen die Flocken fielen. Wenn der Wetterbericht recht hatte, würden sie noch tagelang fallen, Räumfahrzeuge würden sich bemühen, die Straßen frei zu machen, Chemikalien würden versprüht werden, aber der Schnee würde weiter auf die Gehsteige fallen, auf die parkenden Autos, auf die Gärten, Bäume, Dächer und Antennen. Für ein paar Tage würde die Welt überzogen sein von Schönheit. Er bemerkte, dass er wieder Hunger bekam.

«Und jetzt», sagte er, «das Bekenntnis des Glaubens.»

Über Daniel Kehlmann

Daniel Kehlmann wurde 1975 in München geboren, lebt in Berlin und Wien. Sein Werk wurde unter anderem mit dem Candide-Preis, dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung, dem WELT-Literaturpreis, dem Per-Olov-Enquist-Preis, dem Kleist-Preis und dem Thomas-Mann-Preis ausgezeichnet. Der Roman «Die Vermessung der Welt», in bisher 46 Sprachen übersetzt und von Detlev Buck verfilmt, wurde zu einem der erfolgreichsten deutschen Romane der Nachkriegszeit. Daniel Kehlmann ist Mitglied der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur sowie der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Zuletzt schrieb er die Theaterstücke «Geister in Princeton» (ausgezeichnet mit dem Nestroy-Theaterpreis) und «Der Mentor».

Über dieses Buch

«Jahre später, sie waren längst erwachsen und ein jeder verstrickt in sein eigenes Unglück, wusste keiner von Arthur Friedlands Söhnen mehr, wessen Idee es eigentlich gewesen war, an jenem Nachmittag zum Hypnotiseur zu gehen.»

Mit diesem Satz fängt er an, Daniel Kehlmanns Roman über drei Brüder, die – auf je eigene Weise – Heuchler, Betrüger, Fälscher sind. Sie haben sich eingerichtet in ihrem Leben, doch plötzlich klafft ein Abgrund auf. Ein Augenblick der Unaufmerksamkeit, ein winziger Zufall, ein falscher Schritt, und was gespenstischer Albtraum schien, wird wahr.

Es ist der Sommer vor der Wirtschaftskrise. Martin, katholischer Priester ohne Glauben, übergewichtig, weil immer hungrig, trifft sich mit seinem Halbbruder Eric zum Essen. Der hochverschuldete, mit einem Bein im Gefängnis stehende Finanzberater hat unheimliche Visionen, teilt davon jedoch keinem etwas mit. Schattenhafte Männer, sogar zwei Kinder warnen ihn vor etwas, nur: Diese Warnungen gelten gar nicht ihm. Gemeint ist sein Zwillingsbruder Iwan, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht, und schon nimmt das Unheil seinen Lauf.

Daniel Kehlmanns Roman über Lüge und Wahrheit, über Familie, Fälschung und die Kraft der Fiktion ist ein virtuoseres Kunstwerk – vielschichtig, geheimnisvoll und kühn.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, August 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages

Umschlaggestaltung Anzinger | Wüschner | Rasp, München

Schrift DejaVu Copyright © 2003 by Bitstream, Inc. All Rights Reserved.

Bitstream Vera is a trademark of Bitstream, Inc.

ISBN Printausgabe 978-3-498-03544-0 (1. Auflage 2013)

ISBN E-Book 978-3-644-03351-1

www.rowohlt.de

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch «F» gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.